

Anne Jahn, Jürgen Mall, Norbert Scheiwe, Michael Siebert (Hrsg.)

" ...so ein Zirkus"

-Jugendhilfeblitzlichter-

Diese Kinder sind Edelsteine, die auf der Straße liegen.
Sie müssen nur aufgehoben werden, und schon leuchten sie.
(Don Bosco)

ISBN 978-3-00-038364-9

Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek erhältlich

© 2022 Alle Rechte vorbehalten

1.Auflage 2022
Layout & Satz: Michael Siebert

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber	S.3
1. Gemeinsam in die Zukunft <i>Regina Jans</i>	S.7
2. Pädagogische Konzepte und Mitarbeiterführung in der stationären Erziehungshilfe auf der Grundlage von Gründertradition <i>Norbert Scheiwe</i>	S.15
3. Schulische Bildung und stationäre Erziehungshilfe <i>Dr. Thomas Heckner</i>	S.35
4. Tiergestützte Pädagogik – ein neues Handlungsfeld in der Heimerziehung <i>Hans Scholten</i>	S.61
5. Ressourcenorientierte Pädagogik – aus der Praxis entwickelte Pädagogik der Erziehungshilfe <i>Dr. Eckhart Knab</i>	S.73
6. „Beziehungs- oder Falltreue“ ist die neue Beheimatung <i>Norbert Scheiwe</i>	S.91
7. Individualpädagogische Hilfen im Ausland – effektiv, effizient und nachhaltig! <i>Joachim Klein</i>	S.103
8. Care leaver - stationäre Jugendhilfe und ihre Nachhaltigkeit <i>Prof. Dr. Michael Macsenaere</i>	S.115
9. Das therapeutische Arbeiten der Regenbogen- gruppe im Don Bosco Jugendwerk Bamberg <i>Conny Prill, Conny Steiner</i>	S.121
10. Interview mit Dr. Klaus Esser <i>Dr. Klaus Esser</i>	S.127
11. Geschichte eines Mutausbruches <i>Volker Traumann</i>	S.147

12. Zirkuspädagogik	S.151
Der Zirkus Giovanni im Don Bosco Jugendwerk Bamberg arbeitet individuell und lösungs- und ressourcenorientiert mit jungen Menschen mit Handicaps <i>Emil Hartmann</i>	
13. Kooperation und Innovation	S.169
Das „Europäische Forum für soziale Bildung e.V. (European Forum for Social Education- EFFSE) <i>Norbert Scheiwe</i>	
14. 18 Jahre European-Charity-University e.V. – ECU (2004- 2022) – ein Resume.	S.173
<i>Dr. Eckhart Knab</i>	
15. Projektpräsentation ACADEMY ON TOUR	S.185
<i>Michael Siebert</i>	
16. Pilgern ist Wachsen, ist Gemeinschaft, ist Entwicklung.	S.191
<i>Milan Kriegelstein</i>	
17. Mein Jakobusweg	S.201
<i>David Büchner</i>	
18. Aus den Erfahrungen lernen- Praktische Beispiele europäischer Zusammenarbeit auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela	S.213
<i>Norbert Scheiwe</i>	
19. In der Kirche bleiben	S.221
<i>Norbert Dörnhoff</i>	
20. Vom schönsten Edelstein	S.231
<i>Prof. Dr. Martin Lechner</i>	
21. Der Kurs wird auf der Brücke bestimmt.	S.237
Das Delegationsprinzip als pädagogische Grundlage und ein kleiner Schnelltest für Führungsverantwortliche <i>Jürgen Mall</i>	
Autorenverzeichnis	S.263

Vorwort der Herausgeber

Mit dieser Publikation folgen wir der Tradition, innovatorische Leitungspersönlichkeiten der Erziehungshilfe zu ihrem Abschied in den wohlverdienten Ruhestand ein Fachbuch zu widmen.

Damit soll nicht nur eine beachtliche Lebensleistung gewürdigt werden, es gibt auch einen Überblick über die „moderne Jugendhilfe“, einen gelebten und umgesetzten Trägerauftrag und eine Haltung, die den jungen Menschen in den Vordergrund allen fachlichen und persönlichen Handelns setzt und damit den ursächlichen Auftrag erzieherischer Hilfen umfassend wahrnimmt.

In Ihren Fachartikeln gehen die Autoren ganz besonders auf die inhaltlichen Schwerpunkte ein, die Emil Hartmann als Leiter des Don Jugendwerkes konzeptionell entwickelt und ausgebaut hat.

Erlebnispädagogik, Individualpädagogik, schulische und berufliche Bildung, Sport und Bewegungspädagogik, Traumapädagogik, interkulturelles Lernen, Religionspädagogik und spirituelle Wegerfahrungen in Form von Pilgerprojekten, Zirkuspädagogik, tiergestützte Pädagogik, Sozialmanagement sind nur einige Fachbereiche, die im Laufe seines Wirkens zur Umsetzung kamen und die ihre Wirkungen und Effekte bei Kindern, Jugendlichen und Mitarbeitenden nachhaltig entfalten.

Sie wurden in ambulanten, teilstationären und stationären Hilfeformen angeboten und in jeweils dafür entwickelten Strukturen in den Einrichtungs- und Jugendhilfealltag integriert.

Einen besonderen Schwerpunkt hat das Don-Bosco Jugendwerk im Bereich der Zirkuspädagogik entwickelt. Das Zirkuszelt stellt einen eigenen Kosmos dar, in dem junge Menschen ihre ganz eigenen Fähigkeiten entwickeln und zeigen können.

Hier wird die salesianische Spiritualität und die von Emil Hartmann gelebte, anerkennende und liebevoll respektvolle Haltung den Kindern und seinen Mitarbeitenden gegenüber besonders deutlich. Wirklich Jede und Jeder finden ihren/seinen individuellen Platz, können einen Beitrag leisten und zum

Gelingen des Ganzen beitragen. Emil Hartmann als Pädagoge und Leiter ist dabei der Moderator dieser Leistung und gewährleistet deren notwendige Anerkennung und Akzeptanz, ein Zirkusdirektor als Dienstleister.

Die zirkuspädagogische Arbeit des Don Bosco Jugendwerkes erfreut sich, eingebunden in nationale und internationale Netzwerke, inzwischen einer breiten Zustimmung und mit Fug und Recht darf sich die Einrichtung als eine der führenden Institutionen in diesem Fachreich, in Deutschland und über die Landesgrenzen hinaus, bezeichnen. Durch die Gründung einer Stiftung ist die Arbeit auch zukünftig gesichert und für die Zukunft fit.

Don Bosco hat einmal gesagt:

Das Wichtigste im Leben ist halt doch, dass man sich eines guten Rufes erfreut. Dann kann man sich leisten, was man will!
(Don Bosco)

Emil Hartmann hat sich im Laufe seiner Tätigkeit einen sehr guten Ruf erarbeitet. Dabei standen ihm seine Kreativität und seine Bereitschaft als „Sozialunternehmer“ auch etwas zu unternehmen und zu wagen, immer partnerschaftlich zur Seite. Wenn er in Bamberg über die Regnitz schon keine Brücke bauen konnte, weil das einfach zu kompliziert war, baute er eine Fähre und ließ sie von jungen Menschen betreiben. Brücken bleiben statisch, Fähren in Bewegung und flexibel, so wie er selbst und überwinden dabei genauso das fließende Hindernis und wirken trotzdem verbindend.

Jugendhilfe „passiert“ nicht im werte- und gesellschaftlich freien Raum. Sie ist immer einbezogen in den Kontext unserer Kultur und der ethisch und gesetzlichen geltenden Rahmenbedingungen und orientiert sich daran. Zudem hat sie, neben dem Erziehungsauftrag auch die Aufgabe, Partizipation und gesellschaftliche Teilhabe für die jungen Menschen zu ermöglichen und ihre Rechte dort zu vertreten, wo es ihnen selbst nicht möglich ist.

Emil Hartmann hat diesen Blick über den Tellerrand nicht gescheut. Als demokratisch gewählter Vertreter in diözesanen und bundesweiten verbandlichen Gremien wirkte er mit an der

Gestaltung der Jugendhilfe und als Mitglied des HEE.e.V., von EFFSE e.V., der ECU-Stiftung, in weiteren Vereinen und im Rahmen der internationalen salesianischen Strukturen knüpfte und pflegte er interkulturelle Beziehungen zum Wohle der Kinder- und Jugendlichen.

Wir danken den Autorinnen und Autoren für Ihre fundierten Beiträge und für die zügige und unkomplizierte Zusammenarbeit. Bei den breiten Interessen von Emil Hartmann, seinem unermüdlichen Schaffen auf vielen fachlichen und persönlichen Ebenen war es nicht möglich, wirklich umfassend alle Bereiche ausreichend zu erfassen und zu würdigen, die er tatsächlich bearbeitet hat.

So fehlen Beiträge zum Hochseilgarten, dem Eventbereich, seinen handwerklichen Ambitionen, den natur- und umweltbezogenen Interessen und dem Thema Migration, die er ebenfalls vertritt und in pädagogisches Handeln umsetzt. Sie sollen hier zumindest Erwähnung finden, damit sie nicht in Vergessenheit geraten.

Ein Leitsatz Don Boscos ist ihm dabei immer bedeutsam geblieben, nach dieser Prämisse hat er Konzepte des Jugendwerkes ausgerichtet und diese Haltung entwickelt und gelebt.

„In jedem jungen Menschen, auch in dem schlimmsten, gibt es einen Punkt, wo er dem Guten zugänglich ist, und so ist es die erste Pflicht des Erziehers, diesen Punkt, diese empfängliche Stelle des Herzens, zu suchen und zu nutzen.“

(Don Bosco)

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern viel Spaß beim Erkunden der vielfältigen Aspekte der Arbeit einer Jugendhilfeeinrichtung und ihrem langjährigen Leiter.

Einem Leiter, der die Diversität pflegte, Flexibilität und Zugewandtheit lebte und damit mehrere Generationen von jungen Menschen und Mitarbeitenden prägte.

Bleiben wir mit und für ihn hoffnungsvoll und fröhlich für die Zukunft und lassen dabei die Spatzen pfeifen!

April 2022

Anne Jahn, Jürgen Mall, Norbert Scheiwe, Michael Siebert.

Schüler.Bilden.Zukunft

Regina Jans

Seit rund 14 Jahren unterstützt und fördert das Projekt *Schüler.Bilden.Zukunft* benachteiligte Schülerinnen und Schüler der Bamberger Schullandschaft sowie junge geflüchtete Menschen und die Kinder und Jugendlichen des DBJ Bamberg.

Initiiert hat das Projekt Emil Hartmann, gemeinsam mit Dr. Horst Andreas Kayser. Mit seiner hohen fachlichen, visionären und humorvollen Überzeugungskraft und dem Vertrauen auf Don Boscos Unterstützung gelang es Emil immer wieder, ohne eine Finanzierung durch die öffentliche Hand, das Projekt am Leben zu erhalten und weiterzuentwickeln. Sein kreativer Input und sein immenser Erfahrungsschatz beim Jour fixe und im Steuerkreis mit den Stiftern, trugen wesentlich dazu bei, Schüler.Bilden.Zukunft - stets an den Bedarfen der Kinder und Jugendlichen orientiert - an den Bamberger Grund- und Mittelschulen bestens zu etablieren.

Schüler.Bilden.Zukunft hat u. a. im Laufe der 14 Jahre -zig Patenschaften für deutsche und geflüchtete junge Menschen gestiftet und begleitet.

Welche Chancen und Zukunftsperspektiven sich nicht zuletzt durch Emils Einsatz für die jungen Geflüchteten eröffnet haben, ist im Anschluss zu lesen.



Inning, 09.09.2017, Emil mit den Kindern der Stifter

Ob in der Verbandsarbeit, auf kommunalpolitischer Ebene, ob im Don Bosco Jugendwerk oder auch in der Zusammenarbeit mit Stiftern und Förderern - mit Kopf, Herz und Hand benachteiligte junge Menschen auf ihrem Weg zu unterstützen und weiterzubringen, war und ist Emil immer eine Freude gewesen!



Bamberg, 14.10.2019 - 11 Jahre Schüler.Bilden.Zukunft! Die langjährige Kooperation von Schüler.Bilden.Zukunft im DBJ, der Dr. Ursula Schmid-Kayser Stiftung und der Stiftung Zirkus Giovanni, die so viel Gutes initiierte und den Beteiligten bis heute Freude bereitet, musste auch mal gefeiert werden! V. l. n. r.: Katrin Stubbe, Dr. Horst Andreas Kayser, Christian Stubbe, Regina Jans, Julia Scherer, Emil Hartmann, Heide Kayser und Petra Heckel der Stiftung Zirkus Giovanni.

Regina Jans:

Projektleitung Jugendsozialarbeit, Mitglied des Leitungsteams, seit über 20 Jahren im DBJ Bamberg in verschiedenen Projekten tätig: Leitung der Projekte Umweltwerkstatt, Zirkuswerkstatt, Ärmel hoch und schließlich seit 2008 des Projektes *Schüler.Bilden.Zukunft*.

Zukunft

Titelthema

Gemeinsam – ein Tandem fürs Leben

Kerstin Schmitz und Zabihulla Amery. Wolfgang Metzner und Aman Yebyo. Jürgen Müller und Farhan Erho: drei Beispiele für den Erfolg von „Menschen stärken Menschen“. Und für den Beitrag von Paten zur Berufsausbildung von jungen Leuten, die hier leben und arbeiten wollen

Text – M. Blum und B. Seiterich

Wenn Zabihulla Amery von seinem Leben in Deutschland erzählt, fällt immer wieder ein Name: „Frau Schmitz“. Zum Beispiel: „Meinen Ausbildungsplatz habe ich durch meine Patin gefunden, Frau Schmitz.“ Oder, gefragt nach seinen größten Erfolgen, sagt er: „Dass ich Frau Schmitz kenne und ihre Familie.“

Im August 2015 kam der damals 15-jährige Afghane auf der Flucht vor den Taliban in Deutschland an. Heute kann er einen Hauptschulabschluss und eine abgeschlossene Lehre als Landschaftsgärtner vorweisen. Diese beiden Abschlüsse zählt er übrigens, neben Kerstin Schmitz, ebenfalls zu seinen Erfolgen. Seit März arbeitet er nun als Geselle bei seinem Ausbilder, der Garten- und Landschaftsbaufirma John. Darauf ist er stolz, doch einfach war dieser Weg nicht. Die erste Gesellenprüfung ging daneben. „Die Sprache war schwer, die ganze Ausbildung“, erklärt Amery, der jetzt ein sehr gutes Deutsch spricht.

Er musste nicht allein kämpfen

Gekämpft hat er, und es hat sich gelohnt. Aber ohne die Unterstützung einiger Menschen hätte er wenig Chancen gehabt: Da ist zum Beispiel besagte Kerstin Schmitz, 47 Jahre, Lehrerin und Mutter von drei Kindern aus Bamberg. Oder Sebastian Bergmann, Ausbilder bei John Garten- und Landschaftsbau in Hallstadt. Oder auch Regina Jans vom Don-Bosco-Jugendwerk in Bamberg. Dort lebte Amery nämlich in einer Wohngruppe,

nachdem er seine erste Anlaufstelle, die Flüchtlingsunterkunft in Passau, verlassen konnte. Regina Jans vermittelte den im Jugendwerk lebenden jungen Männern Integrationspatinnen und -paten. Darunter auch Kerstin Schmitz. „So haben wir uns kennengelernt“, sagt der junge Mann.

Das war der Sommer, als in Österreich 71 Flüchtlinge erstickt in einem Kühlaster gefunden wurden. Der Sommer, in dem das Bild eines toten Jungen am Strand um die Welt ging. Bilder, die Kerstin Schmitz bewegt haben, zu handeln. „Es kann nicht sein, dass da immer denkt, wie furchtbar diese Welt ist“, sagt die Lehrerin. „Sie ist nur dann furchtbar, wenn du nichts tust.“

Das Speed-Dating war eine glückliche Fügung

Ein bisschen Schicksal, findet sie, war bei diesem Kennenlernen auch dabei. Genau an dem Tag, als sie Regina Jans wegen eines möglichen Engagements anrief, hatte die ein Speed-Dating zwischen Flüchtlingen und Paten organisiert. Und weil eine andere Patin abgesprungen war, kam Schmitz dazu. Zu Beginn konnten sich der junge Afghane und die Lehrerin nur mit Händen und Füßen unterhalten. „Aber er sagte von Anfang an ‚Mama‘ zu mir.“ Wohl, weil der Vorname Kerstin für ihn schwierig auszusprechen war, vermutet sie. Für sie wiederum ist er der „Zabi“ und fast so etwas wie ihr viertes Kind. Ein- bis zweimal pro Woche haben sie sich getroffen, sie hat ihn beim Schriftwechsel mit Arbeitsamt, Versicherungen

oder Lockangeboten dubioser Lotterien unterstützt. Mit der Familie zusammen hat er Ausflüge gemacht, gekocht, Deutsch gelernt. Und im Garten geholfen. Da hat sie gesehen, dass diese Arbeit ihm liegt, und ihm das Praktikum bei der Firma John vermittelt. „Danach wusste ich: Das ist mein Beruf“, erinnert sich Amery.

Azubi-Botschafter mit Antrieb

Sein Ausbilder Sebastian Bergmann hält viel von seinem frischgebackenen Gesellen: „Er ist handwerklich sehr geschickt, engagiert und hat eine schnelle Auffassungsgabe.“ Inzwischen ist Amery sogar einer von zwei Auszubildendenbotschaftern der Firma, um junge Leute für den Beruf zu motivieren. „Zabi ist ein Musterbeispiel für die Integration von Flüchtlingen und für menschlichen Umgang, Respekt, Wissbegierde und Antriebs“, begründet Bergmann diese Ehre. „Er hat ein extrem offenes und sonniges Gemüt und ehrliches Interesse an unserem Beruf.“

Natürlich gab es auch harte Zeiten. Amerys Mutter starb 2018 in Afghanistan. Er hat sich nicht von ihr verabschieden können. Mit ihm über seine Trauer zu sprechen fiel Kerstin Schmitz schwer. Deshalb hat sie nach Unternehmungen gesucht, Kino zum Beispiel, um ihn zu unterstützen. Viele Umbrüche hat er erlebt, verzweifelte aber nie.

Als er ankam, hatte er traditionelle Denkmuster im Kopf. Heute sieht er besonders



Sozialcourage 2 | 2021

Zukunft



^ „Es kann nicht sein, dass du immer nur denkst, wie furchtbar diese Welt ist“, findet Kerstin Schmitz. „Sie ist nur dann furchtbar, wenn du nichts tust.“

^ Es war nicht leicht für Zabihulla Amery, hier Perspektiven zu finden. Heute wirbt er für seinen Arbeitgeber bei Jugendlichen für seinen Beruf.

> Ein Händchen für Pflanzen: Als frisch geprüfter Geselle arbeitet Amery im Garten- und Landschaftsbau. Kerstin Schmitz sah sein Talent, bevor er selbst Gärtner werden wollte.



Zukunft



^ Wolfgang Metzner ist Pate nicht nur für Aman Yebo, sondern auch noch für vier andere Jugendliche. Er ist von Beruf Lehrer, unter anderem für Sozialkunde, seit 2020 Dritter Bürgermeister der Stadt Bamberg, aktiv in vielen Vereinen, in Musik und Kulturleben, für pflegende Angehörige ...

„Wolfgang Metzner kann man nicht beschreiben“, sagt Aman Yebo über seinen Paten: „Er kümmert sich um jeden.“



^ Schreiner-Erfahrung: Manche Bewerber sagen nicht mal den Termin ab. Aman Yebo rief am Tag vor dem Vorstellungsgespräch noch einmal an. Um zu sagen, wie sehr er sich darauf freut.

< Es braucht Genauigkeit und Gespür für Oberflächen. „Wir müssen ihm viel beibringen und er gibt sich viel Mühe. Er ist eine Bereicherung für unseren Familienbetrieb“, heißt es beim Schreiner Hofmann. „Wir sind froh, dass er da ist.“

Paten willkommen

Das Don-Bosco-Jugendwerk Bamberg wird getragen vom Orden der Salesianer Don Boscos, die sich besonders der Seelsorge, Förderung und Bildung der Jugend widmen. In Bamberg gibt es seit über 100 Jahren pädagogische Angebote für Kinder, Jugendliche und Familien. Ziele sind unter anderem Optimismus, Prävention, Teilhabe, Gerechtigkeit, Respekt und Gastfreundschaft. Im Bereich Jugendsozialarbeit hat das Don-Bosco-Jugendwerk Bamberg seit 2008 das Programm „Schüler. Bildn. Zukunft“ aufgebaut. Es bietet neben musikalischer und Lernförderung an Grund- und Mittelschulen auch Patenschaften mit Schülerinnen und Schülern, Kindern aus den Wohngruppen und geflüchteten Jugendlichen. Als Paten werden ehrenamtliche Privatleute angeworben; die Personal- und Sachkosten werden im Wesentlichen durch das Bundesprogramm „Menschen stärken Menschen“ getragen.

Was ist aus den so geförderten jungen Menschen mit Fluchterfahrung in Bamberg seit 2015 geworden?

Altenpflegeassistentin, Altenpfleger, Anlagenmechaniker, Bäcker, Berufskraftfahrer, Einzelhandelskaufmann, Elektriker, Fachkraft für Lagerlogistik, Friseur, Gärtner, Kfz-Mechatroniker, Kinderpfleger, Koch, Krankenpfleger, Maschinen- und Anlagenführer, Orthopädie-Mechaniker, Parkettbodenleger, Schreiner, Sozialpfleger, Verkäufer. Mehr Infos unter: www.donboscobamberg.de

die Situation der Frauen in Afghanistan sehr kritisch, nicht zuletzt wegen seiner Mutter, sagt sie. „Zabi ist ein wirklich heller Kopf. Er schaut sich die Sachen an und zieht seine Schlüsse.“ Als jemand mit Tiefgang, einer, der warmherzig ist und immer hilfsbereit, so beschreibt sie ihn. Er sagt über sie: „Meine Patin ist die Beste überhaupt.“ Seit zweieinhalb Jahren hat er von der Stadtbau – und mit Hilfe von Kerstin Schmitz – eine kleine Wohnung gemietet, gar nicht weit weg von der Familie. Er hat ein, zwei Freunde, „und die meisten Leute sind nett zu mir“, findet er. Er kann in Deutschland bleiben, wenn er das möchte. „Ich fühle mich sehr wohl hier.“ Kerstin Schmitz wird ihn weiter begleiten, auch wenn er einmal wegziehen sollte. „Ich habe nur zu ihm gesagt: Beim ersten Kind möchte ich Patin sein.“

Wie ein Vater, wie ein Sohn

2015 in den Sommerferien, als die Geflüchteten kamen, rief der Oberbürgermeister um Hilfe – und mancher wollte helfen. Auch Wolfgang Metzner meldete sich als Deutschlehrer in seiner Stadt Bamberg. Dort traf er auf einen fast 18-Jährigen aus Eritrea, Aman Yebo. „Wir waren auf unserer Wohngruppe und sind dann runtergegangen, als Herr Metzner einer Gruppe von ganz neu angekommenen Unterricht gegeben hat. Keiner hat ein Wort Deutsch verstanden, also haben wir geholfen.“ Das war gut, nach der Stunde tauschte man die Handynummern, und der Deutschlehrer – zugleich Dritter Bürgermeister seiner Stadt, Gemeinderat und sozial Aktiver –, lud Aman zum Essen ein beim Türken. So ging es los, heute sagt der eine über den anderen: „Er ist wie ein guter Vater für mich“, der andere: „Er ist wie ein Sohn, so ist unser Vertrauensverhältnis. Er hat einen Schlüssel zu meiner Wohnung und kann immer kommen. Mein Freundeskreis lädt ihn immer mit ein, wenn wir uns treffen.“

Wolfgang Metzner ist Lehrer für Deutsch und Sozialkunde, es mangelt ihm also nicht an Dauerkontakt zur Jugend, obwohl er keine eigenen Kinder hat. Doch er wurde Pate für inzwischen fünf junge Flüchtlinge, nachdem er sich zuvor schon für Bildung über seinen Beruf hinaus engagiert hatte. Besonders unterstützte er das Don-Bosco-Jugendwerk, wo seine

Schützlinge wohnten. Aman Yebo hat dank dieser Unterstützung gerade die Ausbildung zum Schreiner bestanden. „Herr Metzner hat mich sehr viel unterstützt und wir haben viel geübt, Bewerbungen zu schreiben. Ohne ihn hätte ich das nicht geschafft.“ Es war Zug drauf, berichtet Metzner: „Aman hat beim ersten Versuch mit Gut bestanden, am Donnerstag drauf hat er hier 15 Initiativbewerbungen geschrieben und am Freitag kann die erste Zusage.“ Ein Familienbetrieb, der Küchen, Möbel und Türen CNC-genaue fertigt und einbaut, Aman ist dabei.

Auge und Händchen für Holz

In der Hauptschule konnte Aman einmal pro Woche in die Tischlerwerkstatt und fand: Es ist gut, was mit Holz zu machen. So hat er nach dem Abschluss die Schreiner Ausbildung selbst gewählt. Das erste Jahr an der Berufsschule war er in der Praxis der Beste, für eine Stelle am Bamberger Theater bewarb er sich und lernte Bühnen- und Kulissenbau. „Das erste Jahr vergisst man nicht, denn Schwalbenschwanz- und Zinkenverbindungen macht man ja von Hand.“ Inzwischen macht sich Aman Yebo mit CNC-Maschinen vertraut. Er will den Meister machen und dann, in Zukunft vielleicht ein eigener Betrieb? Die Vergangenheit hat er nicht hinter sich gelassen. Wolfgang Metzner: „Einmal pro Woche ruft er seine Mama an, die jetzt in Addis Abeba lebt.“ Gut, dass Metzner eine Flatrate weltweit bei seinem Stadtnetz hat. Weil Yebo eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis und einen Reiseausweis hat, sind sie gemeinsam sogar schon nach Äthiopien geflogen – vor Corona – und haben die Mutter besucht. „Dort ist das Leben und Essen fast wie in der Heimat“, erinnert sich Aman Yebo, „aber Bamberg ist jetzt meine zweite Heimat.“

Wie charakterisiert er seinen Paten? „Herrn Metzner kann man nicht beschreiben. Es gibt keinen wie ihn, man kann mit ihm über alles reden. Er kümmert sich um jeden.“ Sie feiern zusammen Weihnachten, waren zusammen im Kino, aber auch in der Anhörung beim Bundesamt für Flüchtlinge. Sie spielen Spiele, schauen fern, streiten sich und kabbeln



Zukunft

sich. „Aman versteht Humor und Ironie, er spricht heute sehr gut Deutsch. Außer bei Behörden, aber manche Amtsformulare überfordern mich auch. Aman hat viele deutsche Freunde“, sagt Wolfgang Metzner. „Er wird seinen Weg machen.“

Ein Flüchtling wird Techniker

Farhan Frho ging es nicht so gut in Augsburg: Geflohen war er als Kurde aus dem syrischen Qamishli vor Bürgerkrieg und Einberufung in die Armee. Und jetzt saß er mit fünf anderen Flüchtlingen, Erwachsenen, als gerade 18-Jähriger in einer Wohnung, zu dritt in einem Zimmer, es gab keinen Deutschkurs, nichts. „Mit den Leuten klarkommen, wenn man kein Deutsch kann, ist schwer. Ich habe mich auch abgelehnt gefühlt.“ Er meldete sich bei seinem Freund Ibrahim Mohamed, der bereits vor ihm geflüchtet war – und Ibrahim ging es gut. Er war in Bamberg beim Don-Bosco-Jugendwerk, hatte über dieses in Edith Mall eine Patin gefunden, die ihm half.

Als Kanzlerin Merkel 2015 „Wir schaffen das“ sagte, da sagten sich das Bamberger Ehepaar Jürgen Müller und Edith Mall: Wer ist „wir“, wenn nicht wir? Und sie wollten einen eigenen Beitrag leisten. Den Kontakt zur Don-Bosco-Jugendhilfe hatte Edith Mall als Lehrerin schon zuvor. Ibrahim schilderte Farhans Not, die Pateneltern Müller und Mall setzten einiges in Bewegung und schafften es schließlich: Farhan, obwohl schon volljährig, durfte nach Bamberg zu Ibrahim, eine kleine Zweizimmerwohnung wurde für die beiden gefunden. Dafür sind die beiden sehr dankbar.

Farhan hatte bereits Abitur, was aber in Deutschland nicht anerkannt wurde. Er besuchte den Integrationskurs an der Berufsschule, machte den „Quali“, den qualifizierenden Hauptschulabschluss, mit einem Durchschnitt von 2,9. Jürgen Müller hat ihm Deutsch beigebracht. „Lesen ging gut, Schreiben war und ist am schwersten.“ Nach dem Abschluss hat sich Farhan für den Beruf des Orthopädietechnik-Mechanikers entschieden: ein komplexes und forderndes Handwerk, das vielen deutschen Jugendlichen gar nicht bekannt ist, für das sich nicht sehr viele bewerben. Orthopädietechnik-Mechaniker fertigen nach ärztlicher Verordnung medizinische Hilfsmittel und

Prothesen für Menschen mit Behinderungen und körperlichen Einschränkungen an. Farhan ist handwerklich sehr geschickt, sagt Jürgen Müller, der als Kaufmann auch „in der Seele Handwerker“ war. „Mein Opa in Syrien hat Amputationen, darum habe ich diesen Beruf gewählt“, erklärt Farhan: „Wenn in einem Land Krieg war, gibt es viele Leute, die wie mein Opa Hilfe brauchen.“

Beim angesehenen Bamberger Sanitätshaus Götting ist er im dritten Lehrjahr, er gilt als „pflichtbewusst, fleißig und loyal“. Sehr geschätzt und beliebt ist er, weil er nicht nur in der Werkstatt Orthesen konstruiert und anfertigt kann, sondern auch mit den Patienten spricht, sie berät, beim Anprobieren und Anpassen sehr hilfsbereit ist, weiß Jürgen Müller. Das ist bei individuellen Hilfsmitteln wichtig, weil sie ihren Nutzern mehr Lebensqualität ermöglichen. Kein einfaches Gewerbe: Im Berufsbildungszentrum gibt es auch einen Orthopädie-Meister, der Farhan praktisch hilft. Es braucht aber auch präzises theoretisches Wissen. „Farhan lernt leicht die lateinischen Begriffe für Muskeln und Knochen“, berichtet Jürgen Müller, „aber die Berufsschule bereitet ihm Probleme. Ich muss ihm beim Durcharbeiten der Lernvorlagen manche Begriffe erklären, gerade weil es auch in dem Beruf um Mathe und Geometrie geht.“ Einmal pro Woche treffen sie sich bis heute dazu.

Berufsziel: den Menschen helfen

Aber auch in der Freizeit sehen sie sich oft, weil es eben nicht nur um Hilfe geht, sondern darum, Familie zu erleben. Farhan telefoniert oft mit seinen Eltern in Syrien und hält Kontakt auch zur Verwandtschaft. Mit seinen Pateneltern war er in Mallorca und Paris: „Wir haben beide Jungs in den Urlaub mitgenommen, sie gehören zu unserer Familie.“ Wie sieht für Farhan die Zukunft aus, wo sieht er sich in zehn Jahren? „Wenn alles gutgeht, arbeiten, mal sehen, den Meister machen, heiraten.“ Und wenn die Verhältnisse in Syrien dann in Ordnung sind, vielleicht nach Hause und den Menschen helfen: anwenden, was er hier gelernt hat.



➤ Wollte mit seiner Frau einen Beitrag leisten zur guten Aufnahme von Geflüchteten: Jürgen Müller.

✓ Chef Franz Feige über Farhan Frho: „Ein Auszubildender, wie man ihn sich nur wünschen kann.“



#DasMachenWirGemeinsam



Pädagogische Konzepte und Mitarbeiterführung in der stationären Erziehungshilfe auf der Grundlage von Gründertradition

Norbert Scheiwe

1. Einführung

Das Christophorus-Jugendwerk in Oberrimsingen, eine Einrichtung der erzieherischen Hilfen, wurde im Jahr 2006 sechzig Jahre alt.

1946 war es notwendig, jungen Menschen, die entwurzelt und durch Kriegserlebnisse traumatisiert waren, eine neue Lebensperspektive, ein Dach über dem Kopf, Ausbildung und Heimat zu geben. Das Haus fing zunächst ohne großartige materielle Ressourcen und der Gründer ganz auf sich alleine gestellt an. In den 34 Jahren seiner Leitung hat die Einrichtung eine bauliche und fachliche Entwicklung genommen, die nicht nur bundesweite Anerkennung erfahren, sondern in Teilbereichen Katholische Heimerziehung maßgeblich beeinflusst und geprägt hat. Darüber hinaus baute Herr Kiehn schon recht früh Beziehungen zu weiteren europäischen Jugendhilfepartnern auf und heute kann mit ungeheurer Anerkennung gesagt werden, dass sein pädagogischer Geist auch international wirkt.

Mitunter wird behauptet, dass Prägungen durch Gründerpersönlichkeiten in Institutionen eher als belastend und hinderlich für Weiterentwicklung angesehen wird. Bei Erich Kiehn und dem Christophorus Jugendwerkes ist das Gegenteil der Fall. Sein Geist und seine gründungsphilosophischen Leitbilder wirken bis zum heutigen Tag, nachhaltig und im wahrsten Sinne positiv im Interesse der jungen Menschen.

Konkrete Beispiele belegen, was dies im Alltag bedeutet, wobei die Analyse selbstverständlich weder den Anspruch auf Vollständigkeit hat, noch auf qualitativ begründete Daten zurückgreift, eher auf einer langjährigen Auseinandersetzung des Autors mit der Geschichte der Einrichtung und dem konkreten Ist-Stand des Hauses zum jetzigen Zeitpunkt basiert.

2. Verselbständigung und Partizipation

Die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen hat in der Regel weniger die Perspektive der Integration in die Herkunftsfamilie, sondern zielt auf das Erlernen von Kompetenzen, das Leben nach Schul- und Berufsausbildung selbständig in die Hand zunehmen und möglichst auch zu bewältigen. Schon sehr früh hat Erich Kiehn seine Pädagogik auf diese Zielrichtung hin entwickelt und neben den „klassischen“ Gruppen Bereiche angeboten, in denen Jugendliche Lern- und Trainingsfelder zur Verselbständigung vorfinden konnten. Heute stellen sich diese Entwicklung als ausgelagerte Wohngruppen und betreutes Wohnen dar, die längst Einzug in fast jede Jugendhilfeeinrichtung gefunden haben und aus dem Leistungsangebot nicht mehr wegzudenken sind.

Kurz nach dem Krieg war das Thema Demokratie und Mitbestimmung in der Erziehung durch die Beteiligten so gut wie nicht im Blick. Schon sehr früh nahm Herr Kiehn diesen Aspekt der Pädagogik mit auf, wohlwissend, dass ohne Beteiligung des jungen Menschen Motivation und perspektivische Pädagogik nicht umsetzbar war. Die damaligen jungen Menschen waren stark beeinflusst durch Diktatur und Zwang.

Im Jugendwerk ist bis heute die Beteiligung junger Menschen und die Mitbestimmung strukturell und inhaltlich verankert und ein Kernpunkt der Pädagogik. Partizipation hat Einzug gefunden in die rechtlichen Bestimmungen der Sozialgesetzgebung und bildet eine wesentliche Säule unseres demokratischen Verständnisses. Wir wissen längst, dass wir längerfristig ohne die Beteiligung und Mitwirkung des jungen Menschen und ohne Kooperation mit ihm keine Erziehungserfolge erzielen können (siehe YES-Studie).

Die Umsetzung konkretisiert sich im Konzept „SoLiG – Soziales Lernen in der Gruppe“. Jeder Jugendliche übernimmt für einen längeren Zeitraum, ausgestattet mit umfangreichen Kompetenzen, „Managertätigkeiten“ um hauswirtschaftlichen, finanziellen Bereich oder engagiert sich als Gruppensprecher. So gestalten die Jugendlichen ihren Alltag wesentlich selbst, die Mitarbeiter stehen als „Coach“ unterstützend und Hilfreich zur Seite. Die Leistungen der Jugendlichen werden nach dem

vereinbarten Zeitraum bewertet und seine positiven Lernfortschritte zertifiziert.

3. Ressourcenorientierung

Schon von Anfang an orientierte sich Erich Kiehn an den Fähigkeiten und Stärken eines Jugendlichen, weniger an den Mängeln und Schwächen. Der Blick war nach vorne gerichtet, und nur dort zurück, wo notwendige therapeutische Aufarbeitungen unerlässlich waren.

Dies spiegelte sich auch im sog. „Overhead“ wieder, denn während andere Einrichtungen stark ihre therapeutischen und heilpädagogischen Abteilungen ausbauten, kamen im Jugendwerk Werkstätten für die berufliche Ausbildung hinzu und die psychologische Fachkraft beschränkte sich stets auf eine umfangreiche Diagnostik und Beratungstätigkeit für Mitarbeiter(innen) und Jugendliche. Für therapeutische Hilfen wurden und werden niedergelassene Fachleute in Anspruch genommen. Aus diesen Gründerintentionen hat sich heute eine stark individualisierte Pädagogik entwickelt, die ergänzt durch den Trägerauftrag, alle Jugendlichen aufzunehmen und die Vorgabe keinen Jugendlichen zu entlassen, letztendlich zur weiten Angebotspalette und Differenzierung bis hin zur Flex-Fernschule und individualpädagogischen Angeboten geführt hat.

4. Handlungs- und Erlebnispädagogik

Ein weiterer pädagogischer Leitsatz der Gründerpersönlichkeit Erich Kiehn ist die Forderung von Angeboten für Jugendlichen. Nur wenn sie etwas tun, können sie lernen, nur wenn sie lernen können, entwickeln sie Kompetenzen für die Zukunft – nur mit Kompetenzen ist Integration in das „normale“ Leben möglich.

Angebote und gezieltes Handeln waren von Anfang an Bestandteil Kiehnscher Pädagogik. Alle Mitarbeiter(innen) waren angehalten etwas mit den jungen Menschen zu tun, ihren bisherigen oft negativen Lebenserfahrungen positive Erlebnisse entgegensetzen. Dabei nutzte er schon früh, ohne dies explizit

Erlebnispädagogik zu nennen und ohne die reformpädagogischen Einrichtungen zu kopieren natursportliche Elemente und Kompetenzen von Mitarbeitern.

Die Neuorientierung der Einrichtung im Jahre 1988 gründete damit auf „gutem Boden“ und heute sind Kursangebote; Inselkonzept, Kanuclub, Parcours und Training Sozialer Kompetenz Bestandteil des Regelangebotes der Einrichtung.

5. Delegation von Verantwortung

Gelingende Delegation ist nur möglich, wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern etwas zugetraut wird, wenn Sie von Leitung Vertrauen in Ihre Kompetenzen und fachlichen Ressourcen erfahren. Erich Kiehn lernte schon früh als Gründer eines Jugendwerkes seinen Mitarbeiter(innen) zu vertrauen und ihnen Arbeit und Dienst nicht nur zuzumuten, sondern anzuvertrauen. Dies war sicher zum einen auch notwendig, weil ein Mensch allein, bei aller Anstrengung und Kräfteinsatz ein solches Werk nicht ganz alleine gestalten kann. Zum anderen gelang es ihm dadurch auch vielfältige Fähigkeiten von Mitarbeiter(innen) in das Arbeitsfeld einzubringen und die Einrichtung dadurch weiter zu entwickeln. Nicht umsonst haben eine Vielzahl von später in der ganzen Bundesrepublik sehr erfolgreichen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter als Praktikant(in) im Jugendwerk erste Erfahrungen mit der Arbeitswelt sammeln können oder haben ihre ersten Berufserfahrungen als Mitarbeiter in Oberimsingen gesammelt. Von Fachreferenten, Dozenten, Professoren, Heimleiterkollegen bis hin zu Jugendamtsleitern sind fast alle Einsatzfelder der Sozialarbeit vertreten.

Das Prinzip von Delegation von Verantwortung und das auf- und ernst nehmen von Kompetenzen von Mitarbeiter(innen) hat sich in den derzeitigen Strukturen tradiert und weiter entwickelt und findet seinen Ausdruck in klaren Aufteilungen von Kompetenzen und den dazu gehörenden Verantwortungsfelder.

6. Pastoral und Caritas

Erich Kiehn verkörperte durch und durch den Geist der Caritas und lebte aus seinem tiefen Glauben. Die pastorale Arbeit des Jugendwerkes war immer geprägt vom Geist der Laien. Trotz vieler Versuche Priester und Orden für die Arbeit zu gewinnen ist es weder ihm noch seinen Nachfolgern gelungen dies langfristig und prägend umzusetzen. Kritisch ist anzumerken, dass es Zeiten gab, in denen Einrichtung und Kirchengemeinde in einer größeren Distanz zueinander lebten und wenig pastoralen Zugang zueinander fanden. Um so mehr war es notwendig, die Jugendlichen pastoral nicht auszugrenzen. Die glaubende Persönlichkeit Erich Kiehn war derjenige der dies gewährleistete, auch durch seine Mitarbeit in vielen kirchlichen Fachgremien. Er fand immer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die seinen Geist teilten und Caritas und Kirche mit ihm lebten. Eine wesentliche Grundlage caritativen Wirkens ist die Liebe zu den Menschen. Erich Kiehn wertschätzte die Jugendlichen, liebte seine Arbeit und trug mit ihnen gemeinsam viele Sorgen und Nöte bis weit über die Zeiten des Heimaufenthaltes hinaus. Gelebter Glauben und praktizierte Caritas hießen, den jungen Menschen in den Mittelpunkt zu stellen und seine Ausgangslage und Bedürfnisse zu berücksichtigen. Heißen auch, ihn auszuhalten, nicht abzulehnen, wie viele anderen es vorher getan haben und heißen besonders, auch personal präsent zu sein. Erich Kiehn war, getragen durch die Sicherheit seines Glaubens dabei wohl nicht immer konform mit „Pflichtenkatalog“ der Kirche, vieles lässt unser Klientel nicht zu, Caritas allerdings ist immer präsent und pastorale Angebote immer Bestandteil des Alltags.

Sein Geist, besonders die Annahme von Jugendliche ohne „Bedingungen“ fand Einzug in die Einrichtungsphilosophie und sein gelebtes Beispiel ist nach wie vor Orientierung für das Jugendwerk und seine Mitarbeitenden..

Heute gestaltet sich das pastorale Angebot ganz besonders durch wöchentliche Meditationen und durch vorbereitete monatliche geistliche Impulse zu vorher vereinbarten Themen. Ein Priester der Pfarrgemeinde begleitet diese Impulse und kann so jeden einzelnen Jugendlichen individuell ansprechen. Ein auf

Jugendliche abgestimmter Gottesdienst beschließt vor den Weihnachtsferien das Jahr und lässt Gemeinschaft deutlich werden. Jährliche Pilgerprojekte auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela und die sich daraus ergebenden jugendpastoralen Möglichkeiten gehören weiter zur Pastoral der Einrichtung.

7. Innovation- und Weiterentwicklung

Wir sind gut aber noch nicht gut genug und Das Gute bewahren, den Rest erneuern, dies sind zwei Überschriften von Referaten, die Erich Kiehn vor vielen Jahren publiziert hat.

Die Entwicklung neuer Konzepte, angepasst an die auftretenden Bedarfe und ausgerichtet auf die Bedürfnisse der Jugendlichen waren immer Bestandteil seines Leitungshandelns. Verselbständigungsbereiche, Berufsausbildung im Heim, Schule im Heim, ambulante Angebote in der Region sind nur einige Punkte, die in diesem Zusammenhang zu erwähnen sind. Eine regelmäßige Überprüfung der Angebote war dabei immer Bestandteil des Konzeptes, lange bevor Qualitätsmanagement Einzug in den Sozialbereich gefunden hat.

Dem von ihm begründeten Anspruch innovativ weiter zu gehen ist das Jugendwerk bis zum heutigen Zeitpunkt treu geblieben.

Ein weiterer Anspruch von Erich Kiehn war es, seine Arbeit nicht nur zu tun, sondern sie auch zu dokumentieren um sie zum einen der öffentlichen Diskussion, andererseits vielen anderen Einrichtungen zur Verfügung zu stellen. Weiter hat er in einer Vielzahl von Aufsätzen Stellung zu fachlichen Entwicklungen genommen und intensiv zur Fachdiskussion und Weiterentwicklung beigetragen. Der berühmte „Rote Kiehn“ war viele Generationen Grundlage sozialpädagogischer Ausbildung zum Heimerzieher und ist in überarbeiteter und übersetzter Form bis zum heutigen Tag Standardwerk der Erzieherausbildung in Slovenien. Dokumentation und Publikation auch mit Hilfe neuer Medien ist auch in der Gegenwart Bestandteil der Arbeit im Jugendwerk.

Die aufgezeigten Aspekte und ihr Bezug zum heutigen Jugendwerk machen deutlich welche Bedeutung

Gründerintention und Wirken bis zum heutigen Tag haben. Wir sind dankbar und stolz, dass unser Gründer Rektor i.R. Erich Kiehn ein so begnadeter und vielfältig aktiver Pädagoge war und ist und sind ihm und SEINER CARITAS verpflichtet.

Von 1997 bis 1999 führte das Christophorus-Jugendwerk in Zusammenarbeit mit dem IKJ-Mainz, der katholischen Fachhochschule Freiburg, dem Landeswohlfahrtsverband Karlsruhe und der Stiftung Jugendmarke ein Forschungsprojekt zum Thema „Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung“ durch. Die Ergebnisse sind in den folgenden Ausführungen zusammengefasst. Die Untersuchung umfasste Jugendliche der Entlassjahrgänge 1970 bis 1996. Sie fällt somit in die Zeit der aktiven Tätigkeit von Herrn Kiehn als Leiter des Jugendwerkes.

Die Untersuchung belegt den Erfolg der pädagogischen Arbeit des Jugendwerkes, macht aber auch seine besondere Zielrichtung und sein besonderes Klientel deutlich.

8. Praxisforschungsprojekt „Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung – Eine katamnestiche Befragung ehemaliger Heimbewohner“

Die 122 männlichen ehemaligen Heimbewohner des Christophorus-Jugendwerkes – ausgewählt aus den Entlassjahrgängen 1970 bis 1996 –

- sind zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 15 und 47 Jahre alt,
- das Durchschnittsalter beträgt ca. 32 Jahre;
- 95% sind Deutsche, 5% gehören anderen Nationalitäten an;
- bei der Aufnahme ins Jugendwerk waren die Befragten durchschnittlich 15,4 Jahre alt;
- der überwiegende Anteil (71%) stammt aus Familien mit zwei Bezugs- oder Betreuungspersonen (leibliche Eltern, Stief- oder Pflegeeltern), 20% haben alleinerziehende Elternteile;

- ca. ein Drittel der Jugendlichen lebte unmittelbar vor der Aufnahme nicht in ihren Familien, sondern kam aus anderen Einrichtungen (Heim, Psychiatrische Klinik);
- zu ca. 82 % stammen die „Ehemaligen“ aus ländlichen und kleinstädtischen Regionen.

Nicht erfasst hat die Studie die zugrundeliegenden Störungen und Indikationsmuster bei den Kindern und Jugendlichen. Darauf hat man von Seiten der Einrichtung bei der Planung der Befragung aus mehreren Gründen bewusst verzichtet: Zum einen sollte der in der Jugendhilfeszene doch oft verbreitete defizitorientierte Blickwinkel eingeschränkt werden, zum Anderen wäre die Befragung nicht mehr nur mit den ehemaligen Jugendlichen durchführbar und wesentlich umfangreicher gewesen. Um sich im medizinisch-psychologischen Begriffs-Dschungel von Bezeichnungen verschiedener Störungen, Symptome und Diagnosen zurecht zu finden, hätte es geschulter Fachkräfte bedurft, um die entsprechenden Erhebungen durchzuführen; das hätte Kosten und Aufwand der Untersuchung um ein Vielfaches erhöht.

Natürlich fallen durch die Nichtberücksichtigung der Störungsbilder auch wichtige in anderen Studien verwendete Kriterien zur Erfassung der Ergebnisqualität weg.

Doch auch wenn Störungen und Defizite nicht erfasst wurden, kann bei der Bewertung der Ergebnisse auf diesen Aspekt nicht verzichtet werden. Die Klientel im Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen zeichnet sich durch besonders komplexe Problemlagen aus und gelangt häufig erst nach einer oder mehreren gescheiterten Hilfemaßnahmen in die Einrichtung. So sollte, wenn von Erfolg oder Misserfolg von Heimerziehung gesprochen wird, die Bewertung nur vor diesem Hintergrund der jeweils betroffenen, im vorliegenden Fall mit sehr komplexen Problemlagen konfrontierte Klientel, erfolgen. So spricht zum Beispiel die dargestellte Quote von 47,7 % vollständig legal bewährter ehemaliger Heimbewohner im Anschluss an die durchgeführte erzieherische Hilfe für einen durchaus beachtenswerten Erfolg - vor dem Hintergrund der Ausgangslage vor der Hilfe, die durch ausgeprägte dissoziale und delinquente Verhaltensweisen gekennzeichnet ist.

9. Darstellung von Prozessqualität

Die durchschnittliche Verweildauer im Jugendwerk beträgt in den 70er und 80er Jahren 3,4 Jahre und sinkt in den 90ern auf 2,2 Jahre. Damit liegt der Durchschnitt in den 90ern um etwa ein halbes Jahr unter den aktuellen Zahlen zur Heimerziehung (Statistisches Bundesamt, 1998). Gleichzeitig steigt das durchschnittliche Aufnahmealter von 15,1 Jahren in den 70ern auf knapp 16 Jahre im letzten Jahrzehnt.

Für die Einrichtung belegen die Daten über die letzten drei Dekaden hinweg eine Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung des gruppenpädagogischen Angebotes.

Dabei werden die einzelnen pädagogischen Angebote aus Gruppen-, Schul-, Werkstatt- und Projektbereichen von den Bewohnern unterschiedlich stark und häufig in Anspruch genommen. Fast alle Bewohner (95 %) nahmen an Unternehmungen im Gruppenbereich teil, dagegen wurden Unternehmungen im Schul- und Werkstattbereich von ca. 33 % überhaupt nicht wahrgenommen.

Im Hinblick auf ihre heutige Lebenssituation bewerten die ehemaligen Hilfeempfänger unabhängig von der jeweiligen Hilfedauer sowohl die Betreuungspersonen als auch die pädagogischen Maßnahmen als gut. Beim pädagogischen Angebot erhalten die besten Noten dabei die Angebote aus dem Gruppenbereich, ein Indiz dafür, dass die ehemaligen Bewohner bei der Umsetzung des Wohngruppenkonzeptes ausreichend berücksichtigt wurden.

Auch die verschiedenen Betreuungspersonen und Personengruppen, mit denen die Heimbewohner im Laufe ihres Aufenthaltes Kontakt hatten, werden in der Rückschau von den Befragten durchschnittlich als gut eingeschätzt (Durchschnittsnote 2,5). Dabei war ein weiteres wichtiges Ergebnis der vorliegenden Studie, dass engere und stabilere Beziehungen zum pädagogischen Personal aus Sicht der ehemaligen Bewohner des Christophorus-Jugendwerkes besser bewertet wurden, wenn es sich um Betreuungspersonen handelt, die im Alltag der Einrichtung eine hohe Kontaktdichte mit den

Jugendlichen haben (Meister, Erzieher/-innen). Zusätzlich sind es auch häufig diese Bezugspersonen, die mit positiven Erinnerungen verbunden sind (so nennen 20 % z. B. Lehrer als positive Schulerinnerungen). Bedeutungsvoll bei den Angaben ist die Bewertung der personalen Bindung zwischen den Jugendlichen und Personengruppen bzw. Einzelpersonen des Jugendwerkes. Personale Bindungen sind u. a. ein wesentlicher Schlüssel, um Zugang zu den jungen Menschen zu bekommen und damit die Möglichkeit, Veränderungen von Verhalten zu initiieren und zu optimieren. Der Prozess von Primärabläufen in den Interaktionen Jugendlicher - Pädagoge funktioniert im Christophorus-Jugendwerk nach Einschätzung der Befragten gut. Er ist eine der verantwortlichen Komponenten für Erfolg in der stationären Erziehungshilfe.

Da Prozessqualität im allgemeinen Verständnis auch maßgeblich von der sogenannten Strukturqualität der Einrichtung abhängt (MERCHEL, 1999) sollten neuere Konzepte zur Personalentwicklung solche empirischen Ergebnisse angemessen berücksichtigen.

Insgesamt wird mit den Ergebnissen zur Prozessqualität die Berücksichtigung einer handlungsorientierten Ebene in der Heimerziehung als ein wesentliches Kriterium unterstrichen. Dabei hat die Studie versucht, die Sicht der Betroffenen angemessen zu berücksichtigen: die Beurteilung verschiedener Angebote und Personengruppen durch die ehemaligen Heimbewohner hat gezeigt, dass differenzierte Leistungsangebote von den Jugendlichen auch in differenzierter Weise bewertet und in Anspruch genommen wurden.

Zwar weist die Studie gerade unter diesem Aspekt einen überwiegend explorativen Charakter auf - manche Fragen, gerade die offenen Typs, hätten differenzierter gestellt werden sollen - trotzdem zeigt sie, dass Betroffenen-Beteiligung durchaus auch bei der Einschätzung der Qualität erzieherischer Hilfen und besonders der Heimerziehung herangezogen werden kann. Gerade in Bezug auf Qualitätsentwicklung könnten Urteile von (ehemals) Betroffenen für zukünftige Klientel bedeutsam sein.

In der vorliegenden Untersuchung hat sich die Hoffnung, über die Konstruktion offener Bewertungsfragen zentrale Angebote, die von besonderer Wichtigkeit sind, herauszufiltern, nicht ganz erfüllt. Die Antworten der Betroffenen waren aufgrund der retrospektiven Betrachtung nicht immer differenziert genug. Zukünftige Praxisforschung sollte differenziertere Fragetechniken verwenden.

10. Ergebnisqualität

Die Studie versucht, über die katamnestiche Befragung der ehemaligen Bewohner des Christophorus-Jugendwerkes in Oberrimsingen den wichtigen Aspekt der Zufriedenheit mit der Inanspruchnahme von Jugendhilfeleistungen durch die Betroffenen selbst als subjektive Kriterien von Ergebnisqualität zu erfassen. Die wichtigsten Zahlen werden nochmals kurz zusammengefasst:

Einschätzung der Veränderung persönlicher Ressourcen:

60 % der ehemaligen Bewohner geben an, dass sich ihre individuellen Stärken und Schwächen während ihres Aufenthaltes im Heim positiv verändert haben; 27 % sehen diese als unverändert und 12,9 % als verschlechtert an.

Werden Veränderungsprozesse nach Beendigung des Aufenthaltes berücksichtigt, so geben insgesamt 71 % eine positive Entwicklung an, 16 % sehen sie als unverändert und nur 13 % als negativ an. Als häufigste Stärken werden dabei individuelle (sportliche und handwerkliche) und soziale Kompetenzen (Selbstständigkeit, Kontaktfreudigkeit, Hilfsbereitschaft o. ä.) genannt.

Unabhängig von der jeweiligen Dauer der Hilfe bewerten insgesamt 66 % der ehemaligen Heimbewohner die Veränderungen während des Aufenthaltes als gut bzw. sehr gut.

Zufriedenheit mit der persönlichen Situation:

Mit ihrer beruflichen Entwicklung sind 45,4% zufrieden, ebenfalls 45,4 % sind teilweise zufrieden.

Insgesamt sind 58,2 % zufrieden mit dem, was sie in ihrem Leben erreicht haben, 36,1 % teilweise zufrieden und 5,7 % unzufrieden.

71,3 % glauben, in 3 Jahren mit ihrer Gesamtsituation zufrieden zu sein, 24,3 % sehen sich als teilweise und 4,3 % auch dann noch als unzufrieden an.

Einschätzung des Anteils der Heimerziehung an der persönlichen Entwicklung:

Der Anteil des Jugendwerkes an der persönlichen Entwicklung wird von 71,3 % als mäßig bis hoch eingestuft, 18,9 % bewerten ihn als eher gering und 9,8 % sehen keinen Anteil an ihrer Entwicklung.

Die „Ehemaligen“ vom Christophorus-Jugendwerk sind in der Rückschau also im Großen und Ganzen zufrieden mit ihrem Aufenthalt. Viele von ihnen schreiben dem Jugendwerk auch einen gewissen Anteil an ihrer (überwiegend) positiven Entwicklung zu. Dies alleine kann man als einen (Teil-) Erfolg der dort geleisteten pädagogischen Arbeit betrachten.

Doch auch was die in der Studie gewählten objektiven Kriterien für Ergebnisqualität angeht, zeigen sich überwiegend positive Effekte:

Ausbildung und Beruf:

Ca. 70 % der Befragten haben nach ihrer Entlassung aus dem Jugendwerk eine schulische oder berufliche Ausbildung begonnen.

64,5 % sind zum Zeitpunkt der Befragung voll, 5 % teilweise berufstätig, 16,5 % befinden sich noch in Ausbildung oder sind im Wehr- oder Ersatzdienst. Längerfristig oder vorübergehend erwerbslos sind 11,6 %.

Soziale Integration:

Über zwei Drittel (70,1 %) der Befragten leben in einer festen Partnerschaft, 40,2 % sind verheiratet und ein Drittel lebt in einer festen Partnerschaft mit Kindern.

60 % bekunden großes, 36 % teilweises Interesse an aktuellen Ereignissen des öffentlichen Lebens,

62,5 % haben bei der letzten Bundestagswahl gewählt und 63,1 % sind Mitglied in mindestens einem Verein oder Organisation.

Legalbewährung:

Zum Legalverhalten konnten Daten aus dem Bundeserziehungsregister (BER) und dem Bundeszentralregister (BZR) hinsichtlich der Anzahl und Art der Delikte und der entsprechenden Sanktionen zur Analyse herangezogen werden. Im Unterschied zu der Auswertung der Fragebogendaten konnte bei der Verrechnung der Bundeszentralregisterdaten auf die Daten der gesamten Untersuchungsstichprobe (N = 276) zurückgegriffen werden. Dabei zeigen sich folgende Tendenzen (berücksichtigt wurden alle Einträge bis zum Zeitpunkt der Befragung):

41 % hatten zum Zeitpunkt der Befragung weder Einträge im BER noch im BZR. Insgesamt hatten 59 % der Untersuchungsgruppe mindestens einen Registereintrag.

Dabei hatten 11 % nur Einträge im BER und 14 % nur Einträge im BZR, 34 % der Befragten hatten Einträge in beiden Registern.

Berücksichtigt man Zeitpunkt und Schweregrad der begangenen Delikte, so zeigt sich, dass insgesamt 33,7 % der ehemaligen Heimbewohner nach der Entlassung aus dem Heim mit einer Freiheitsstrafe belangt wurden (27,7 % mit Bewährung, 6 % ohne Bewährung). 18,5 % hatten nach Ende der Maßnahme Einträge, die geringere Sanktionen (Geldstrafen, Zuchtmittel, o.ä.) nach sich zogen und 47,8 % hatten überhaupt keine Einträge nach Maßnahmenende.

Von denjenigen, die nach der Heimentlassung mindestens einen Eintrag im Register erhielten, begingen 48,6 % die Tat, die den ersten Eintrag im Register zur Folge hatte, innerhalb des ersten Jahres nach ihrer Entlassung, weitere 27,8 % im Zeitraum zwischen ein und drei Jahren nach der Entlassung und 7,6 % im Zeitraum von drei bis fünf Jahren.

11. Wirkfaktoren

Die Analysen belegen statistisch positive Zusammenhänge zwischen der Dauer der Hilfe (Prozessqualität) und

verschiedenen Merkmalen der Ergebnisqualität (Legalbewährung, soziale Integration, aktuelle Zufriedenheit), d. h. bei längerer stationärer Hilfedauer zeigen sich stärkere Effekte bzw. evtl. zu kurze Hilfen erzielen keine nachhaltigen Effekte. Dieses Ergebnis steht durchaus im Einklang mit anderen Studien zur Wirksamkeit stationärer erzieherischer Hilfen (z. B. WJE-Studie des Überregionalen Beratungs- und Behandlungszentrum Würzburg, 2000) oder mit Ergebnissen aus der Psychotherapieforschung, die belegen, dass - anders als bei Erwachsenen - bei Kindern und Jugendlichen Behandlungsdauer und Effekt positiv korreliert sind, d. h. Effekte mit zunehmender Behandlungsdauer stärker werden (SCHMIDT et al., 1999; Pfeifer & Strzeletzki, 1990). Bei der Interpretation des Zusammenhanges zwischen Hilfedauer und positiven Effekten bei stationärer erzieherischer Hilfe sollte auch die im Vergleich zu anderen erzieherischen Leistungen komplexere sozialisatorische Funktion von Heimerziehung (MERCHEL, 1999) berücksichtigt werden. Sowohl von Kindern und Jugendlichen, als auch von den betroffenen Familien und Erziehungsberechtigten werden starke Anpassungsleistungen gefordert, die oft nur bei längerer Verweildauer erfüllt werden können, gleichzeitig aber notwendig für zeitlich andauernde positive Hilfeverläufe sind.

Tatsächlich ist die durchschnittliche Aufenthaltsdauer im Christophorus-Jugendwerk von dreieinhalb Jahren in den 70er und 80er Jahren auf zwei Jahre und vier Monate in den 90er Jahren zurückgegangen, und die positiven Effekte haben sich abgeschwächt. Die Frage, ob bei deutlicher Verkürzung von Bewilligungszeiträumen aufgrund aktueller Spardiskussionen, Effekte von optimierten pädagogischen Konzepten (u. a. auch im Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen) evtl. zu erzielende Effekte von Heimerziehung überlagern bzw. verhindern, sollte bei zukünftigen Studien genauer untersucht werden.

Die Ergebnisse haben weiter gezeigt, dass sich die einzelnen Erfolgskriterien gegenseitig bedingen. So geht eine bessere soziale Integration einher mit einer besseren Legalbewährung und größerem beruflichen Erfolg. Je zufriedener die ehemaligen Heimbewohner mit der Entwicklung ihrer Ressourcen sind und

je stärker diese während des Aufenthaltes ausfiel, desto positiver ist ihre aktuelle Situation.

Wenn während des Aufenthaltes eine Berufsausbildung oder Ausbildung begonnen wurde, steigt die Chance der ehemaligen Heimbewohner, sozial integriert und beruflich erfolgreich zu sein. Weitere statistisch bedeutsame Zusammenhänge sind: Je besser die Betreuungspersonen im Rückblick bewertet werden, desto besser ist die Zufriedenheit mit der Lebenssituation zum Zeitpunkt der Befragung (bzw. auch umgekehrt; denkbar ist aber auch die Interpretation, je besser die aktuelle Zufriedenheit, desto besser werden im Rückblick die Betreuungspersonen bewertet) und desto besser ist die Legalbewährung (bzw. umgekehrt). Dies gibt Hinweise darauf, welche Bedeutsamkeit einer kontinuierlichen Betreuung in der Heimerziehung zukommt.

Keine Beziehung wurde gefunden zwischen der Differenziertheit der Angebote und Erfolgskriterien. Dies könnte am retrospektiven Design liegen, wahrscheinlicher aber am Erhebungsinstrument, wo der Schwerpunkt auf der Bewertung und nur indirekt auf der Bestimmung von Teilnahme an Angeboten lag.

12. Interpretation und Fazit

Die heutige Situation der ehemaligen Bewohner des Christophorus-Jugendwerkes stellt sich insgesamt sowohl objektiv als auch aus Sicht der Betroffenen als weitgehend positiv dar. Der Großteil der Befragten verfügt über eine abgeschlossene Berufsausbildung und ist überwiegend voll erwerbstätig. Die ehemaligen Heimbewohner sind überwiegend sozial integriert und mit ihrem Leben zufrieden. Rückblickend werden der Heimaufenthalt, das dortige pädagogisch-therapeutische Angebot und die Interaktionspartner überwiegend positiv betrachtet und zum Großteil wird dem Jugendwerk ein wichtiger Anteil an der persönlichen Entwicklung zugesprochen.

Die Ergebnisse aus den Analysen der Bundeszentralregisterdaten weisen zunächst auf einen scheinbar hohen Anteil

an Straffälligkeit nach der Heimerziehung hin. Die Zahlen entsprechen jedoch den aus anderen Untersuchungen bekannten, wie z. B. von BÜRGER (1990), der in einem 5-jährigen Bewährungszeitraum nach der Heimerziehung gerichtliche Sanktionen bei 58,6 % seiner Stichprobe festgestellt hatte. Der Anteil an gerichtlichen Sanktionen nach der Heimentlassung in der vorliegenden Untersuchung (52,2 %) bezieht sich dagegen auf den gesamten Zeitraum von der Heimentlassung bis heute, und geht zum Teil über die erwähnten 5 Jahre hinaus.

Aufgrund von Löschungs- und Verjährungsfristen der Daten im Bundeszentralregister können aus den vorliegenden Daten keine validen Aussagen über das Legalverhalten zum Zeitpunkt der Heimaufnahme getroffen werden. Aktuelle Ergebnisse der Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen (EVAS) zeigen, dass mit zunehmendem Aufnahmealter die Straffälligkeit bei Hilfebeginn ansteigt (Institut für Kinder- und Jugendhilfe, 1999). Im Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen ist das durchschnittliche Aufnahmealter in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich angestiegen, auch das sollte bei der Interpretation der Daten zum Legalverhalten berücksichtigt werden.

Insgesamt weisen die Zahlen zum Legalverhalten darauf hin, dass eine Nachbetreuung nach der Heimentlassung für Fälle mit besonders komplexen Problemlagen eine sinnvolle Anschlussmaßnahme darstellen könnte. Begleitende Hilfen könnten die durch die Heimerziehung erzielte Erfolge sichern und stabilisieren helfen.

13. Problematische Aspekte der Studie

Ursprünglich war nur eine katamnestiche Befragung der ehemaligen Heimbewohner geplant, erst im Laufe des Projektes wurden auch die Daten aus dem Bundeszentralregister angefordert. Diese Daten konnten, im Gegensatz zu den Fragebogendaten für alle ursprünglich angeschriebenen ehemaligen Heimbewohner (N = 276) ausgewertet werden. Beim Vergleich der Ergebnisse der Gesamtstichprobe mit denen der Untersuchungsstichprobe zeigen sich Selektionseffekte

hinsichtlich des Legalverhaltens: in der Gesamtstichprobe liegt der Anteil an gerichtlichen Sanktionen nach der Entlassung höher. Auch die Ergebnisse der schriftlichen Befragung können daher nur bedingt als repräsentativ für die Gesamtstichprobe angesehen werden. Dies stellt aber gefundene Zusammenhänge nicht in Frage, für die Untersuchungsstichprobe besitzen sie ihre Gültigkeit.

Ein Teilziel der Studie, über offene Fragen zu differenzierten Kriterien der Prozessqualität zu gelangen, wurde nur teilweise erfüllt. Die Auswertung der Antworten auf die offenen Fragen erwies sich als schwierig, da viele befragte Ehemalige nur wenige Stichwörter angaben, die oft nicht eindeutig interpretierbar waren. Für weitere Studien wäre es sinnvoller, bestimmte Kategorien (z. B. Sport, Ausflüge, Kreatives u. ä.), die sich in den Ergebnissen der vorliegenden Studie zeigten, vorzugeben und eine Unterteilung in positiv/negativ schon in der Fragestellung vorzunehmen.

Die Problemlagen (psychosoziale Belastung, Störungsbilder etc.) wurden aus bereits genannten Gründen nicht erfasst - insofern kann die Untersuchung auch keine Hinweise darauf geben, welche spezifischen Störungen und Belastungen zu eventuell unterschiedlichen Hilfeverläufen führen.

14. Schlussfolgerungen für die Praxis

Die vorliegende retrospektive Studie hat sich einem Themenkomplex gestellt, der in der Praxisforschung bislang nur selten systematisch untersucht wurde. Obwohl ihr Gesamtvolumen natürlich weit unter dem anderer groß angelegten Studien, wie z. B. der Jugendhilfe-Effekte-Studie (zur Einführung s. PETERMANN, 1995 oder KNAB & MACSENAERE, 1997) liegt, kann sie doch einige Anstöße zur Weiterentwicklung der Erfassung von Prozess- und Ergebnisqualität in der Heimerziehung geben. Besonders interessant ist die Verknüpfung von Einschätzungen von Betroffenen – ehemaligen Heimbewohnern - mit Daten aus dem Bundeszentralregister.

Mit der Studie konnten einige, wichtige Indikatoren für Erfolg und Misserfolg stationärer erzieherischer Hilfen erarbeitet werden.

Besonders die Dauer der Hilfe hat einen Einfluss auf die Ergebnisqualität. Gerade vor dem Hintergrund aktueller Spardiskussionen in der Heimerziehung sollte nicht außer Acht gelassen werden, dass durch generelle zeitliche Begrenzungen von Hilfen Erfolgchancen deutlich reduziert sein können.

Die Zahlen zum Legalverhalten weisen daraufhin, dass eine Nachbetreuung nach der Heimentlassung für Fälle mit besonders komplexen Problemlagen eine sinnvolle Anschlussmaßnahme darstellen könnte. Begleitende Hilfen könnten durch die Heimerziehung erzielte Erfolge sichern und stabilisieren helfen.

Die subjektive Einschätzung und Zufriedenheit der Jugendhilfeempfänger ist ein wichtiger, oft vernachlässigter Aspekt in der Betrachtung von Ergebnisqualität in der Heimerziehung. Dass er in Zusammenhang mit Aspekten von Prozessqualität steht (intensive Betreuung, Dauer der Hilfe) konnte die vorliegende Studie zeigen. Damit wird auf die Wichtigkeit katamnestischer Untersuchungen auch im Zusammenhang mit Qualitätsentwicklung hingewiesen.

In diesem Zusammenhang gibt es durch die Einschätzungen der ehemaligen Bewohner des Christophorus-Jugendwerkes auch Hinweise auf die Wirksamkeit der dort angewandten speziellen pädagogischen Konzeption. Allerdings kann aufgrund der Untersuchung nicht abschließend beantwortet werden, ob andere Konzeptionen ggf. (noch) wirksamer sind. Hierzu wäre eine in wesentlichen Merkmalen vergleichbare Gruppe junger Menschen in unterschiedlichen Einrichtungskonzepten erforderlich. Eine solche Fragestellung könnte Gegenstand weiterer Untersuchungen sein

Sicherlich ist die Dokumentation der Ergebnisse der Studie auch wichtig und interessant für die Einrichtung selbst und die Mitarbeiter/-innen vor Ort sowie die Kinder und Jugendlichen und ihre Familien, die durch die Einschätzungen der „Ehemaligen“ vielleicht ein klareres und realistischeres Bild von

ihrer Zeit im Heim und der noch vor ihnen liegenden Entwicklung im Anschluss an die Hilfe erhalten.

Auch für die beteiligten Jugendämter sind die Ergebnisse des Praxisforschungsprojektes wichtige Entscheidungshilfen für die Beurteilung der vom Christophorus-Jugendwerk angebotenen Hilfen.

Nicht zuletzt können für aufzunehmende Kinder und Jugendliche bzw. deren Eltern die Ergebnisse der Studie Hinweise geben, gute, d. h. perspektivisch richtige Entscheidungen zu treffen.

15. Literatur

- BÜRGER U. (1990): *Heimerziehung und soziale Teilnahmechancen* – Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Institut für Kinder- und Jugendhilfe (1999): *EVAS – Evaluationsstudie erzieherischer Hilfe – Auswertung 1/99* – Institut für Kinder- und Jugendhilfe: Mainz.
- MERCHEL J. (1999): *Zwischen Effizienzsteigerung, fachlicher Weiterentwicklung und Technokratisierung: Zum sozialpolitischen und fachpolitischen Kontext der Qualitätsdebatte in der Jugendhilfe*. In: Merchel J. (Hrsg.) *Qualität in der Jugendhilfe* (2. Auflage) S. 20 42 – Münster: Votum.
- PETERMANN F. (1995): *JES – Jugendhilfe-Effekte-Studie – Ziel, Durchführung und mögliche Erträge*. In: PETERMANN F. & SCHMIDT M. (Hrsg.): *Der Hilfeplan nach § 36 KJHG – Eine empirische Studie über Vorgehen und Kriterien seiner Erstellung* (2. Erw. Aufl.) – S. 96 – 101 – Freiburg: Lambertus.
- PFEIFFER S. I. & STRZELETZKI S. C. (1990): *Inpatient psychiatric treatment of children and adolescents: A review of outcome studies*. Journal of the American Academy of Child and Adolescence Psychiatry, 29 – S. 847 – 853.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1998): *Sozialleistungen. Fachserie 13, Reihe 6.1.2 Jugendhilfe – Erzieherische Hilfen außerhalb des Elternhauses* 1996. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- SCHMIDT M. H., SCHNEIDER K., BECKER P. N., HOHM E., KNAB E., MACSENAERE M. & PETERMANN F. (1999): *Hängt die Prozessqualität erzieherischer Hilfen mit der Ergebnisqualität zusammen?* Kindheit und Entwicklung, 8 (2) – S. 87 – 91 –
- Überregionales Beratungs- und Behandlungszentrum St. Joseph (Hrsg.) (2000): *Würzburger Jugendhilfe-Evaluationsstudie (WJE) – Die Wirksamkeit von heilpädagogisch-therapeutischen Hilfen*. Würzburg .

Schulische Bildung und stationäre Erziehungshilfe

Dr. Thomas Heckner

Die stationäre Erziehungshilfe steht als kostenintensive Hilfeform häufig am Ende einer ganzen Abfolge von Maßnahmen. Kinder, bei denen die Erziehung im Heim angezeigt erscheint, sind eher älter. Sie werden oft abgelehnt und haben deshalb wenig positive Entwicklungsanreize, so dass reaktive aggressive, dissoziale Karrieren entsprechend häufig sind (KNAB u. MACSENAERE 1999).

Darüber hinaus sind unterschiedliche Erscheinungsformen seelischer Behinderungen in den Indikationen und Zielgruppenbeschreibungen der stationären Erziehungshilfe repräsentiert.

Dissozialität stellt die stationäre Erziehungshilfe und mit ihr die häufig angeschlossenen Schulen für Erziehungshilfe vor besondere Herausforderungen. Das Internationale Diagnose-raster ICD 10 kennzeichnet Dissozialität als eine Persönlichkeitsstörung, die durch eine Missachtung sozialer Verpflichtungen und herzloses Unbeteiligtsein an Gefühlen für andere gekennzeichnet ist. Zwischen dem Verhalten und den herrschenden sozialen Normen besteht eine erhebliche Diskrepanz. Das Verhalten erscheint durch nachteilige Erlebnisse, einschließlich Bestrafung, nicht änderungsfähig. Es besteht eine geringe Frustrationstoleranz und eine niedrige Schwelle für aggressives, auch gewalttätiges Verhalten, eine Neigung, andere zu beschuldigen oder vordergründige Rationalisierungen für das Verhalten anzubieten, durch das der betreffende junge Mensch in einen Konflikt mit der Gesellschaft geraten ist (ICD 10 GM 2011 F60.2). Eine totale Schulverweigerung mit Rückzug bzw. Ausschluss von allen sozialen oder allen sozial erwünschten Kontakten kann als ein Symptom oder als komorbide Störung bei Dissozialität in Erscheinung treten.

Zu den psychosozialen Risikofaktoren für die Ausbildung einer dissozialen Persönlichkeitsstörung zählen ein niedriger sozioökonomischer Status, Armut, schlechte Wohnverhältnisse, zu geringes Lob für Leistung in der Schule, Geringschätzung individueller Verantwortlichkeit der Schüler sowie mangelndes Zur-Verfügung-Stehen der Lehrkräfte bei der Problembewältigung der Schüler. Zu den familiären Risikofaktoren gehören Streitigkeiten der Eltern und Trennung, Dissozialität und Kriminalität der Eltern, psychische Störungen oder Suchtproblematik der Eltern sowie ein rigides, wenig berechenbares Erziehungsverhalten. Die Eltern-Kind-Beziehung ist geprägt von zu geringer liebevoller Zuwendung und fehlender Aufsicht, zu wenig Fürsorge und zu wenig Achtung. Oft bringen die Eltern zu wenig Empathie auf, um feinfühlig die kindlichen Bedürfnisse wahrzunehmen und angemessen befriedigen zu können (vgl. SCHLEIFFER 2009, 176ff).

UNSICHERE BINDUNGSMUSTER ALS HYPOTHEK

Vor dem oben skizzierten Entwicklungshintergrund können Kinder kein sicheres Bindungsmuster erlernen. Zu ihren inneren Arbeitsmodellen gehört nicht die Gewissheit, auf der Basis einer ihnen freundlich gesinnten Welt ihre Spielräume zu erweitern und sich durch exploratives Verhalten neue Möglichkeiten zu erschließen. Sie vermeiden es, soziale Unterstützung abzurufen, wenn sie aus eigenen Kräften nicht zur Problemlösung befähigt sind, wie dies bei maladaptiven Bewältigungsstrategien im Entwicklungshandeln junger Menschen beschrieben ist (PINQUART u. GROB 2008, 115). Zum ersten Mal haben SCHEIFFLER u. MÜLLER (2002) die Bindungsrepräsentationen von Jugendlichen in der Heimerziehung untersucht. Dabei lag die Erwartung zugrunde, dass die Betroffenen zum einen nur über unsichere innere Arbeitsmodelle von Bindung verfügen und dass sie zum anderen ein hohes Maß an Verhaltensauffälligkeiten zeigen. Untersucht wurden 72 Jugendliche, die in einem Heim in kirchlicher Trägerschaft lebten. Mit ihnen wurde das Adult Attachment Interview (AAI) durchgeführt, mit dem sich die internalen Arbeitsmodelle von Bindung auch bei Jugendlichen erfassen lassen. Lediglich vier Prozent der befragten Jugendlichen

wiesen eine sichere Bindungsrepräsentanz auf, während bei 71 Prozent vermeidende oder verstrickte und bei einem Viertel hochunsichere Bindungsmuster festgestellt werden mussten (vgl. ebenda 747ff).

Auch wenn Kinder und Jugendliche, die in eine stationäre Einrichtung der Erziehungshilfe aufgenommen werden, nicht selten bewusst aus einem schwer schädigenden Umfeld hoch problematischer Bindungspersonen herausgelöst werden sollen, verlieren sie zuerst einmal ihre Bindungsperson. Jeder Abbruch von Beziehungen, auch wenn er aus Sicht der verantwortlichen Fachkräfte als notwendige Veränderung gesehen wird, steht in der Gefahr, als neuer Verlust erlebt zu werden. Das gilt selbstredend auch für die Bindungen, die Kinder und Jugendliche im Rahmen der stationären Hilfen zur Erziehung aufbauen. Die Erziehenden müssen deshalb besonders auf die Kinder achten, die es ihnen aufgrund ihres Verhaltens schwer machen, sie so anzunehmen, wie sie sind. Junge Menschen brauchen Erwachsene, die an sie glauben, die Achtung, Wertschätzung und Begeisterung für sie empfinden und sich entsprechend für sie einsetzen. Sie brauchen das Gefühl, etwas wert zu sein und in ihren Bemühungen mit Anerkennung wahrgenommen zu werden, damit sie Selbstwertgefühl entwickeln können (ESSER 2011, 74). Weil Bindungssicherheit als einer der wichtigsten protektiven Faktoren identifiziert ist, muss es als wichtigstes Ziel der Heimerziehung gelten, Bindungssicherheit herzustellen. Es geht nicht nur um das Erlernen von Handlungsalternativen. Nur eine Veränderung innerer Arbeitsmodelle bringt eine nachhaltige Veränderung der Persönlichkeit hervor und kann die Handlungsspielräume für die Betroffenen erweitern und damit deren Lebensqualität fördern.

SCHULE UND GESELLSCHAFTLICHE TEILHABE

Der Wunsch junger Menschen nach Abschluss der Schule stellt zunächst eine Ressource für die Arbeit der Erziehungshilfe dar. Junge Menschen wollen einen Schulabschluss erreichen, eine Ausbildung absolvieren und auf dieser Grundlage ein selbstbestimmtes Leben führen (vgl. NURMI 1999; HECKNER

2009b). Damit begründen sie ihre Bereitschaft, im Rahmen einer Einrichtung der Erziehungshilfe zu leben und hier an sich und der Entwicklung der persönlichen Perspektiven zu arbeiten. Mit dem Auftrag der Schule ist generell die unmittelbare Zuteilung von Lebenschancen verbunden. Das wird ganz allgemein schon an den Stellungnahmen der Grundschule zum Besuch einer weiterführenden Schule deutlich. Das gegliederte Schulsystem schränkt den Optionshorizont in der Wahrnehmung der Betroffenen von Anfang an ein. Jugendliche in Haupt- oder Sonderschulen sehen sich als Teil einer gesellschaftlichen Gruppe, deren Chancen von vorne herein sehr beschnitten sind (HEYN, SCHNABEL u. ROEDER 1997). Wenn es ihnen auch im Rahmen besonderer Förderung nicht gelingt, zu befriedigenden Leistungsergebnissen zu gelangen, besteht zusätzlich die Gefahr, dass sie sich die Verantwortung selbst zuschreiben und Chancenlosigkeit als Persönlichkeitsmerkmal internalisieren.

Zu Recht formuliert der Bildungsplan der Sonderschule für Erziehungshilfe in Baden-Württemberg den Anspruch, dass es ein Ringen der Lehrkräfte und der weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Schule sein müsse, die Kinder und Jugendlichen mit ihren Erlebens- und Verhaltensweisen im Kontext ihrer komplexen Lebensumstände zu verstehen und ihre individuellen Formen der Erlebnisverarbeitung zu achten (BILDUNGSPLAN DER SCHULE FÜR ERZIEHUNGSHILFE BW 2010). Dies so zu vermitteln, dass es von den Betroffenen als glaubhaft wahr- und angenommen wird, stellt im Kontext von Schule ein hoch riskantes Unterfangen dar. Denn der an einer sozialen Bezugsnorm orientierte Leistungsvergleich bleibt wesentliches Prinzip der Arbeit. Er findet in der kontinuierlichen Benotung seinen Ausdruck. Hierbei kann die Schule individuelle Hintergründe für schwache Leistungen nicht mehr in Betracht ziehen. Ihre eigenen Möglichkeiten zur individuellen Förderung und Unterstützung junger Menschen sind an dieser Stelle begrenzt.

Kinder und Jugendliche mit unsicheren Bindungsmustern erleben eine schlechte Leistungsbeurteilung, die ihre individuellen Anstrengungen aufgrund der Orientierung am Leistungsdurchschnitt nicht berücksichtigt, als tiefe Kränkung.

Soziale Benachteiligung wirkt sich unter dieser Voraussetzung nicht nur negativ auf die Lebenschancen der Betroffenen aus, sie wird im Kontext von Schule fast zwangsläufig verstärkt (STORK 2001). Schwache schulische Leistungsbewertungen erschweren eine erfolgreiche schulische Bildung und schränken damit die weiteren Lebenschancen erheblich ein.

SCHULE UND DISSOZIALITÄT

Das „Ringende“ der beteiligten Schul- und Sozialpädagogen um Verstehen, um Achtung und – auf dieser Basis - um eine adäquate Förderung stellt vor dem Hintergrund der im Rahmen des ICD 10 umrissenen Problematik dissozialer Persönlichkeitsstörungen eine riskante Anstrengung dar. Denn die jungen Menschen versuchen, die sie umgebenden sozialen Bedingungen ihren eigenen, auf ihren Bindungsmustern beruhenden Arbeitsmodellen anzupassen (FREYBERG u. WOLFF 2004; SCHLEIFFER 2009, 160ff).

Abweichendes Verhalten junger Menschen wird aus systemtheoretischer Sicht definiert als Versuch, sich als vollwertige Person wahrnehmen zu können. Sie erreichen durch ihr Verhalten zwar negative Reaktionen und eine Ablehnung ihrer Person, fühlen sich aber zugleich aufgewertet, weil sie wahrgenommen werden und ihre eigene Wirksamkeit erleben. Wenn die individuelle Anstrengung im sozialen Leistungsvergleich und aufgrund unbefriedigender Benotung nicht anerkannt und bestätigt wird, sichern sich junge Menschen ihre Aufmerksamkeit durch nicht erwünschtes Verhalten. Den Ausgleich zur Abwertung, die sie durch die Erwachsenen erfahren, suchen sie dann in der Peergroup (ESSER 2011, 69). Dabei ist zu beachten, dass die Bereitschaft Jugendlicher, ihr eigenes Verhalten an Erwachsenen zu auszurichten, entwicklungsbedingt ohnehin stark nachlässt. Sie orientieren sich naturgemäß stärker an der Peergroup und grenzen sich bewusst vom Einfluss Erwachsener ab. Damit tut sich für die schulische Förderung im Verbund mit stationärer Erziehungshilfe ein Dilemma auf:

- Junge Menschen mit defizitär entwickelten Bindungsmustern werden zunächst aus ihren vorhandenen – wenn auch problematischen – Bindungen herausgelöst und erleben den Verlust dieser Bindungen, werden also in ihrer Bindungssicherheit erschüttert.
- Aufgrund ihrer dissozialen Persönlichkeitsstörungen neigen sie dazu, ihre soziale Umgebung ihren Mustern des Fühlens, Denkens und Handelns anzupassen.
- Auch aus negativer Zuwendung beziehen sie eine Bestätigung ihrer Person und das selbstverstärkende Empfinden von Selbstwirksamkeit.
- Allein entwicklungsbedingt grenzen sie sich von der Erwachsenenwelt ab und orientieren sich an der Peergroup. Diese besteht im Kontext stationärer Erziehungshilfe wiederum aus Jugendlichen mit entsprechender Bindungs- und Verhaltensproblematik.

Erziehungshilfe hat vor diesen sehr schwierigen Ausgangsbedingungen die Aufgabe:

- Durch den Aufbau von Vertrauen und das Angebot der persönlichen Beziehung Bindungssicherheit aufzubauen.
- Zugleich geht es jedoch um eine Verhaltensregulation im Sinne einer Anpassung der jungen Menschen an die Erwartungen der sozialen Umwelt.

Schulische Förderung im Kontext stationärer Erziehungshilfe steht vor einem zusätzlichen Dilemma:

- Die Notengebung, die sich am sozialen Leistungsvergleich statt an den individuellen Anstrengungen der jungen Menschen orientiert, beschädigt in der Wahrnehmung der Betroffenen die angebotene Beziehungs- und Vertrauensbasis.

ANFÄLLIGE HILFEKONSTRUKTIONEN

Die Möglichkeiten der beteiligten Schul- und Sozialpädagogen sind zusätzlich begrenzt, weil die eigentliche Anpassungsleistung von den jungen Menschen selbst vollbracht werden muss. Die Fachkräfte können im Wesentlichen nur die Voraussetzungen gestalten und die jungen Menschen begleiten und unterstützen. Es liegt auf der Hand, dass hierbei eine sehr große Gefahr besteht, die schlechten Bindungserfahrungen der jungen Menschen zu bestätigen (ESSER 2011, 71).

Die Schule beinhaltet in diesem Sinne ein strukturell bedingtes Gefährdungspotential. Jungen Menschen mit dissozialer Persönlichkeitsstörung und defizitär entwickelten Bindungsmustern werden daher im Rahmen der Sonderschule für Erziehungshilfe im Kontext der Heimerziehung prekäre Bindungsangebote unterbreitet. In Abbruchquoten zwischen 30 und 40 Prozent spiegelt sich diese Voraussetzung wieder (SCHMIDT et. al. 2002, 399ff). Für die betroffenen Kinder und Jugendlichen ist das verheerend, weil jede Erfahrung des Scheiterns dazu beiträgt, ihre unsicheren Bindungsmuster zu bestätigen und den Misserfolg als der eigenen Person quasi zugehörig zu internalisieren.

CHANCENLOSIGKEIT NACH HILFEABBRÜCHEN

Trotz der vorauszusetzenden Eigenmotivation und trotz umfassender Bemühungen der Einrichtungen, attraktive Rahmenbedingungen zu gestalten, gelingt es einem hohen Prozentsatz der Jugendlichen nicht, sich erfolgreich zu integrieren. Sie brechen ihre Maßnahmen vorzeitig ab oder sind erst gar nicht bereit, sich darauf einzulassen. Für sie wird sehr häufig keine weitere Erziehungshilfe gewährt. Bei vielen war die Unterbringung in einer stationären Einrichtung der Erziehungshilfe das letzte Glied in einer Kette vorausgegangener Hilfeversuche. Aber auch hochgradig organisierte Institutionen mit umfassenden Möglichkeiten der Unterstützung (z. B. interne Schulen) gewährleisten – insbesondere ab dem Jugendalter – keinen Schutz vor erneuten Erfahrungen des Scheiterns und des Abbruchs von Maßnahmen. Nach mehrfachen Maßnahmenabbrüchen wird jungen Menschen häufig keine Erziehungshilfe mehr angeboten.

Ein Teil der Betroffenen organisiert mit etwa 16 Jahren das eigene Leben fortan weitgehend auf sich gestellt. Sie kommen befristet „bei einem Kumpel“ unter oder finden Aufnahme bei Erwachsenen, die sich ihrer annehmen. Selbst wenn diese Personen damit ehrenwerte Motive verbinden, sind die Verbindungen selten über längere Zeit stabil und tragfähig. Einige Jugendliche orientieren sich in Cliquen, die ihnen ein zeitweiliges Überleben „auf der Straße“ ermöglichen. Ihr Lebensstil ist hochriskant. Sie sind gefährdet durch Drogen, Alkohol, Prostitution und Kriminalität. Zugleich werden sie für institutionelle Hilfeangebote im Rahmen der Jugendhilfe immer weniger zugänglich, was auch im Zusammenhang mit der Entstehung von Straßenkarrieren zu sehen ist (REISMANN u. WALLNER 1996).

Ein anderer Teil der Maßnahmenabbrecher aus der Heimerziehung zieht sich in die Elternhäuser zurück. Die einen sehen in ihrem zu Hause bei überforderten, resignierten oder auch gleichgültigen Eltern eine Art Hotel. Sie orientieren sich im Übrigen unter Gleichaltrigen oder jungen Erwachsenen in ihrer Umgebung, die in ähnlicher Weise ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung oder Arbeit und ohne eine gesellschaftlich anerkannte Perspektive sind. Nach einiger Gewöhnung gehen sie allen Integrationsbemühungen über eine Ausbildung oder eine Arbeit verloren (HECKNER 1999, NURMI u. SALMELARRO 2002). Die anderen leben vollständig zurückgezogen. Sie pflegen oft nur noch rein virtuelle Kontakte zur Außenwelt. Ein auf den Kopf gestellter Wach-Schlaf-Rhythmus ist häufig Ausdruck und zugleich Manifestation ihrer zunehmend auf Dauer angelegten gesellschaftlichen Isolation (STANGIER 2006).

Beide Gruppen von Maßnahmenabbrechern aus der stationären Erziehungshilfe sind nicht nur dauerhaft von weiterer sozialpädagogischer oder therapeutischer Intervention ausgeschlossen, ihnen fehlen auch realistische Zugangsmöglichkeiten zum Abschluss der Schule und damit zu gesellschaftlicher Teilhabe.

GESELLSCHAFTLICHER KONTEXT

Mitbestimmung und Partizipation sind in Deutschland seit vielen Jahren selbstverständlich gewordene pädagogische Prinzipien. Das gilt im familiären Kontext ebenso wie im Rahmen öffentlicher Erziehung in Kindertagesstätten, Schulen und Einrichtungen der Erziehungshilfe. Erwachsene wollen und können nicht mehr einfach bestimmen, was sie für richtig halten. Sie sehen sich stattdessen einem zunehmenden Legitimierungsdruck ausgesetzt, wenn sie eigene Standpunkte zur Durchsetzung bringen möchten. An die Stelle autoritärer Entscheidungen sind Aushandlungsprozesse mit den jungen Menschen getreten. Die jungen Menschen sind aktive Mitgestalter ihrer eigenen Entwicklung (HECKHAUSEN 1999; FISCHER 2001; PINQUART et al. 2005).

Die Grenzen zwischen dem, was als sinnvoll verhandelbar erscheint und dem, was Erwachsene nicht verhandeln wollen, sind dabei nicht immer eindeutig definiert oder akzeptiert. Das zeigt sich auch dort, wo aufgrund gesetzlicher Bestimmungen (z.B. Schulpflicht) oder aufgrund einer Kindeswohlgefährdung (z.B. im Kontext einer Heimunterbringung) der Verhandlungsspielraum auf Seiten der Erwachsenen sehr begrenzt ist. Eine Rückkehr zu alten autoritären Strukturen erscheint nur Wenigen als eine angemessene Strategie. Den Möglichkeiten des selbstbestimmten Handelns der jungen Menschen entsprechen daher die damit verbundenen Gefahren ihres individuellen Scheiterns (BECK 1986).

Diese gesellschaftliche Entwicklung schlägt sich auch im Kontext stationärer Erziehungshilfe nieder. Eine Heimunterbringung wird nur in wenigen Fällen gegen den erklärten Willen eines Jugendlichen zur Durchführung gebracht oder aufrecht erhalten. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn dieser Rahmen sich für einen Anteil von über 30 Prozent der stationär untergebrachten jungen Menschen als nicht tragfähig erweist (SCHMIDT et al. 2002). In der entwicklungsbedingt besonders um Autonomie ringenden Altersgruppe der 15- bis 18-jährigen

entfallen auf jede erfolgreich beendete Maßnahme zwei vorzeitige Abbrüche (STATISTISCHES BUNDESAMT 2011). Knapp 60 Prozent der jungen Menschen, deren Hilfeabbrüche zu einem frühen Zeitpunkt erfolgen, bleiben danach ohne eine anschließende alternative Erziehungshilfe (SCHMIDT et al. 2002).

INDIVIDUALPÄDAGOGIK ALS RETTUNGSKONZEPT

Diese Zahlen verweisen auf einen konzeptionellen wie organisationsbezogenen Entwicklungsbedarf – sowohl auf Seiten der durchführenden Einrichtungen als auch auf Seiten der Jugendämter als Maßnahmenträger.

Individualpädagogische Hilfen haben sich vor diesem Hintergrund seit Anfang der 1980er Jahre etabliert. Ihnen haftet aufgrund eines nach wie vor bestehenden Primats gruppenpädagogischer Angebote das Image eines Rettungskonzeptes an, das nur in die Wahl kommt, wenn alles andere nicht mehr aussichtsreich erscheint (vgl. KLAWE u. BRÄUER 2001). Jugendliche, die mit regulären gruppenpädagogischen Maßnahmen nicht mehr erreichbar sind, bilden die Zielgruppe der Anbieter von individualpädagogischen Hilfen zur Erziehung. So ist es in den Selbstdarstellungen dieser Träger zu lesen. Die Förderung eines jungen Menschen darf nicht vom Eintreten bestimmter, vordefinierter Bedingungen abhängig gemacht werden (KLATETZKI 1993). Vielmehr geht es um Hilfe bei der Lebensbewältigung auf der Grundlage vielfältiger Prozesse, durch die junge Menschen mehr Klarheit über sich und ihr Leben gewinnen, identitätsfördernde Erfahrungen machen und für sich selbst und für andere Menschen verträgliche Wege finden, in der Gesellschaft zurechtzukommen (vgl. HINTE 1992, 28).

Individualpädagogische Erziehungshilfen bilden heute ein kleines aber stabiles Segment im Umfeld stationärer Hilfen zur Erziehung. Die Arbeitsweisen sind zwischenzeitlich umfassend dokumentiert und ihre Wirksamkeit empirisch nachgewiesen (KLAWE 2007; 2010; BUCHKREMER 2008; WITTE 2009; FELKA u. HARRE 2011; KLEIN et al. 2011).

RESSOURCENORIENTIERUNG IN DER INDIVIDUAL-PÄDAGOGIK

Insgesamt erreichen die individualpädagogischen Hilfen im Ausland für ihre spezifische Klientel signifikant höhere Effekte als andere Hilfeformen aus dem Spektrum erzieherischer Hilfen. Hinsichtlich des Aufbaus von Ressourcen als auch der Reduzierung von Defiziten zeigen sich erheblich positivere Entwicklungen als in vergleichbaren Kontrollgruppen (KLEIN et. al. 2011). In den Konzeptionen der Träger wird die am einzelnen Jugendlichen ausgerichtet Pädagogik hervorgehoben. Die Angebote sind flexibel gestaltet und passen sich dem jeweiligen persönlichen Bedarf an. Betont wird das Ziel, die Ressourcen der jungen Menschen anzusprechen, zu nutzen und zu entwickeln. Dem jungen Menschen wird mit großem Respekt begegnet. Im Fallverstehen wird den subjektiven Sichtweisen der Betroffenen neben den fachlichen Beurteilungen ein hoher Stellenwert eingeräumt. Auf stigmatisierende diagnostische Zuschreibungen wird nach Möglichkeit verzichtet (FELKA u. HARRE 2011, 122 ff).

Im Verständnis der Individualpädagogik ist das Ziel von Erziehung und Bildung die Unterstützung der Entfaltung der individuellen Persönlichkeit junger Menschen, wobei davon ausgegangen wird, dass ein emotional selbständiger Mensch das Bedürfnis zeigt, sich auch sozial zu integrieren (vgl. FISCHER 2009, 90). Individualpädagogik setzt den Wunsch nach sozialer Integration als menschliches Bedürfnis voraus und setzt darauf, dass Integration sich bei angemessener Unterstützung schrittweise von selbst einstellt. Soziale Integration wird in diesem Verständnis durch konsequente Betonung der Förderung individueller Entfaltungsmöglichkeiten angestrebt.

INDIVIDUELLE FÖRDERUNG ALS GRUNDLAGE SOZIALER INTEGRATION

Eine auf die Entfaltung individueller Möglichkeiten gerichtete Pädagogik hat zugleich den Menschen in seiner

Gemeinschaftsbezogenheit und Gemeinschaftsbestimmtheit im Blick. Andererseits kommt eine auf die Entfaltung prosozialen und solidarischen Verhaltens gerichtete Sozial-Pädagogik gar nicht umhin, sich die Förderung des Einzelnen zur Aufgabe zu machen (BUCHKREMER 1995). Die Entwicklung sozialer Kompetenzen ist ein ausgewiesenes Ziel des Sozialisationsprozesses und umfasst ein Bündel von Verhaltensweisen und Eigenschaften, die ein Individuum benötigt, um soziale Interaktion für sich und andere erfolgreich und zufriedenstellend zu bewältigen (FISCHER 2009, 89). Bereits für Kinder im Vorschulalter stellen der Aufbau und die Aufrechterhaltung von Gleichaltrigenbeziehungen zentrale Entwicklungsaufgaben dar (a.a.O., 93). Sie bieten ideale Erfahrungsmöglichkeiten zur Entwicklung von Konfliktlösestrategien, da sich die Streitigkeiten nicht von vornherein zugunsten der sozial mächtigeren (erwachsenen) Partner entscheiden, sondern gemeinsam bewältigt werden müssen (vgl. MIETZEL 2002, 241f). Zwischen dem vierten und sechsten Lebensjahr bildet sich im Austausch mit Gleichaltrigen die als „Theory of Mind“ bezeichnete Denkweise heraus, die es dem Kind ermöglicht, eigene und fremde Wünsche, Gefühle, Überzeugungen und Absichten zu erkennen und diese zur Erklärung und Voraussage von Verhalten und Gedanken bei sich und anderen heranzuziehen (vgl. PETERMANN 2004, 133ff).

Allerdings ist die Entwicklung dieses Fremdverständnisses eng an das eigene Selbstverständnis gekoppelt. Ein junger Mensch kann nur in dem Maße ein Verständnis für die anderen aufbringen, in dem er sich seine eigenen psychischen Zustände und Bewusstseinsvorgänge erklären kann (vgl. BISCHOF-KÖHLER 1998, 325). Emotionale Selbstständigkeit ist ein Bedingungsfaktor für den Aufbau sozialer Kompetenzen. Nur ein emotional selbständiger junger Mensch ist in der Lage, im Austausch mit Gleichaltrigen eigenaktiv zu handeln und gemeinsame Aktivitäten zu initiieren. Ein emotional selbständiger junger Mensch strebt von sich aus nach eigenständiger Kontaktaufnahme und zeigt Interesse an Freundschaftsbeziehungen zu Gleichaltrigen (vgl. FISCHER 2009, 90).

WECHSELBEZUG VON INDIVIDUAL- UND SOZIALPÄDAGOGIK

Pädagogik fokussiert je nach Altersbezug, Kontext oder Zielrichtung verschiedene Entwicklungsschwerpunkte. Eine auf die Entwicklung emotionaler Selbständigkeit gerichtete Individualpädagogik steht daher in einer gewissen Spannung zu einer Sozialpädagogik, die in besonderer Weise an (pro)sozialem Verhalten orientiert ist (BUCHKREMER 1995). Die Individualpädagogik schafft die Grundlage, auf der alles Weitere aufbaut. Die Sozialpädagogik betont den Menschen als ein Wesen, das in Gemeinschaften lebt, in Familien, Schulklassen, Vereinen, Interessengruppen, in „der Gesellschaft“ und in einem Staat. Sozialpädagogik möchte also seinen Sinn für – und seine Bereitschaft zu - sozialen Haltungen und Handlungen entwickeln. In der globalisierten Welt sind die Staatsgrenzen durchlässig geworden, nicht nur für Waren, Ideen, Risiken und Katastrophen – auch für die Menschen selbst (a.a.O.). Der von BUCHKREMER eingeführte Begriff der Globalpädagogik weist über die Grenzen von Familien, Staaten und speziellen Gesellschaften hinaus. Sie möchte die Menschen dazu anhalten, ihr soziales Engagement auf die Menschheit als Ganzes und auf die Erde als ihre gemeinsame Heimat zu richten (vgl. BUCHKREMER 2008, 22 ff).

In verschiedenen Phasen seiner Entwicklung benötigt der Mensch eine intensivere persönliche Zuwendung. Zu anderen Zeiten scheint ihm diese im Weg zu sein, er sucht das Andere, das Fremde.

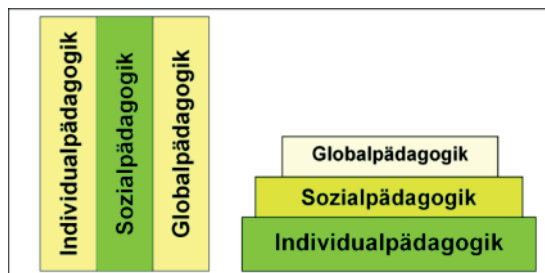


Abbildung 1: Troika von Individualpädagogik, Sozialpädagogik und Globalpädagogik – einmal als zeitgleich verfügbare pädagogische Arbeitsformen, einmal als zeitlich und hierarchisch gegliedertes Modell (BUCHKREMER 2008; HECKNER 2009a)

In der Abbildung ist links die pädagogische Möglichkeit angesprochen, je nach Kontext oder Zielsetzung mehr den einen oder den anderen Aspekt der Entwicklung junger Menschen in den Mittelpunkt einer Förderung zu stellen. Andererseits setzen die gemeinsamen Erfolgspotentiale aller drei pädagogischen Sphären primär eine gelingende Individualpädagogik voraus. Damit ist die Erkenntnis der Bindungsforschung angesprochen, nach der die Erfahrungen, die ein Mensch in den ersten Lebensjahren - vermittelt durch seine Bezugspersonen - sammelt, zu Mustern des Wahrnehmens und Handelns führen, die für das weitere Leben prägend sind (BUCHKREMER 2008, 22f). Wie in einer Pyramide bildet eine so verstandene gelungene Individualpädagogik ein breites und sicheres Fundament. Von diesem Fundament aus öffnet sich der zur Persönlichkeit gewordene Mensch dem Sozialen – und dann der Welt.

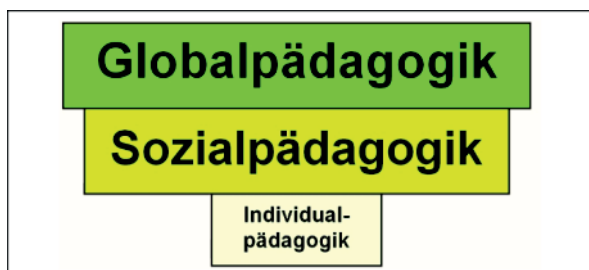


Abbildung 2: Defizitäres Fundament durch individualpädagogisch schwach unterstützte Persönlichkeitsentwicklung in den ersten Lebensjahren. Sozialpädagogik und Globalpädagogik als Last.

Wenn diese Basis nicht solide gebaut werden konnte, hat der betroffene Mensch eine schwache und brüchige Grundausstattung mit auf seinen Weg bekommen. Den Anforderungen von Sozial- und Globalpädagogik ist er dann nicht gewachsen, denn er ist nicht ausgestattet worden mit den Möglichkeiten des Fühlens, Denkens und Handelns, die ihm eine sichere Bewegung im „Sozialen“ ermöglichen würden. Stattdessen lebt er mit seinen Mitmenschen im Unfrieden, fühlt sich ungerecht behandelt, reagiert mit Rückzug und Depression oder gerät mit dem Gesetz in Konflikt.

Abb. 2 symbolisiert mit der auf dem Kopf stehenden Pyramide die Situation eines Menschen mit gering ausgeprägter emotionaler Selbstständigkeit. Sein Fundament für eine Öffnung zum Sozialen hin müsste auf eine breitere Basis gestellt werden. Wie eine solche Nachbesserung von Fundamenten im Leben von jungen Menschen gelingen kann, hat GÜNTERT (2011) aus zahlreichen Quellen zusammengetragen (vgl. ebenda, 46ff). Vier Aspekte sollen zusammenfassend hervorgehoben werden:

- Eine von einer feinfühligen Haltung dem Jugendlichen gegenüber geprägte Beziehung.
- Die Bereitschaft, sich auf den jungen Menschen einzulassen, sich an ihm zu orientieren und die Dinge in einem langfristig angelegten Prozess mit ihm auszuhandeln.
- Die Bereitstellung eines Rahmens, in dem jungen Menschen über vielfältige Prozesse mehr Klarheit über sich und ihr Leben gewinnen.
- Identitätsfördernde – für die Lebensbewältigung hilfreiche – Erfahrungen.

BEZIEHUNG ALS ENTSCHEIDENDER FAKTOR DER ERZIEHUNGSHILFEN

Bei der von ESSER (2010) durchgeführten Befragung unter ehemaligen Bewohnern von sechs Heimen und Kinderdörfern bestätigten 81,9 Prozent aller Teilnehmer, in der Zeit im Heim unter den Erwachsenen eine bedeutsame Bindungsperson gefunden zu haben (ebenda, 527). Auch wenn ESSER einschränkt, dieser Wert sei aufgrund des beziehungsorientierten Charakters der Kinderdorffamilien vermutlich nicht repräsentativ für die Heimerziehung in ihrer Gesamtheit, zeigt er doch, dass die institutionellen Rahmenbedingungen die geforderte beziehungsorientierte Leistung der stationären Erziehungshilfe nicht ausschließen sondern – im Gegenteil – wesentlich darauf setzen und damit einen wesentlichen Teil ihrer angestrebten Wirkungen

aufbauen. Die Ehemaligen geben durch ihre Antworten entsprechende Hinweise: Besonders günstig ist die Verbindung von vertrauensvoller, verlässlicher Beziehung und klaren, Orientierung vermittelnden Strukturen. Das Merkmal einer vertrauensvollen Beziehung ist das Empfinden des Kindes, angenommen und als Individuum gesehen und wertgeschätzt zu werden. Die Bindungsperson ist ein Schlüssel zur Wirkung der stationären Jugendhilfe (vgl. a. a. O., 533).

ERLEBEN UND SELBSTWIRKSAMKEIT

Die beste Bewertung aller Qualitätsmerkmale in ESSERs Untersuchung fällt auf das Merkmal „Angebote im Heim“. 84,1 Prozent der Ehemaligen bewerteten die Frage: „Wie fanden Sie die Angebote des Heimes/Kinderdorfes außerhalb Ihrer Gruppe? (z.B. Freizeitangebote, Musik, Sport, kreative Angebote, Feiern, Gemeinschaftsaktivitäten des Heims/Kinderdorfes)“ mit sehr gut oder gut. Während die Bewertung aller Items in deutlicher und signifikanter Korrelation zum Vorhandensein oder Fehlen einer Bezugsperson stehen, hebt sich der Bereich der Angebote dadurch hervor, dass die Varianz hier eindeutig geringer ausfällt. Das bedeutet, dass die Aktivitäten außerhalb der Gruppe für die Ehemaligen auch unabhängig von einer Bindungsperson ein sozialer Anker waren, der ihnen über schwierige Lebenslagen im Heim hinweggeholfen hat.

Diese Feststellungen unterstreichen die Bedeutung der Erfahrungen, die einen jungen Menschen herausfordern, die ihn seine Fähigkeiten erleben und weiterentwickeln lassen und die ihm Erfolge ermöglichen, auf die er stolz sein kann. Kinder und Jugendliche, die sich ansonsten überhaupt nicht öffnen, gewähren etwa beim Sporttreiben Einblick in ihre Persönlichkeit. Affekt- und Kurzschlussreaktionen, die das dynamische Geschehen des Sports oft mit sich bringt, durch Anleitung und Kritik zu überwinden, ist eine fruchtbare Erziehungsaufgabe. Die Einwirkung auf die Willensbildung, auf den Ausgleich innerer Spannungen, die Unterstützung von Selbstzucht, Selbständigkeit und Konzentration, aber auch die Freude, den

eigenen Körper zu beherrschen, sind erstrebenswerte Erziehungsziele (vgl. KNAB 1999, 45ff).

Voraussetzung für die Entwicklung des Selbstwertes eines jungen Menschen ist die Erfahrung von Selbstwirksamkeit (vgl. ESSER 2010, 541f). Der junge Mensch wird zum Produzent seiner eigenen Entwicklung. Der Pädagoge übernimmt dabei die Rolle des Moderators und Impulsgebers (vgl. FISCHER 2001, 192).

ERLEBEN ALS GRUNDLAGE EINER „BEZIEHUNG ZU SICH SELBST“

Pädagogische Angebote basieren ganz überwiegend auf einer angestrebten Beziehung zum Klienten. Es stellt sich deshalb umso dringlicher die Frage nach Handlungsalternativen, wenn unsicher gebundene junge Menschen mit ausgeprägten dissozialen Verhaltensweisen erwachsene Erziehungspersonen nicht als Beziehungs- oder gar Bindungsperson akzeptieren können (HECKNER u. SCHEIWE 1993). Eine einseitige Betonung des Beziehungsangebots als zentraler Säule einer sozialpädagogischen Hilfe in der stationären Erziehungshilfe ist vor diesem Hintergrund zu problematisieren. Denn so sehr die gelingende Beziehung als wirkmächtiger Faktor unumstritten ist, so sehr ist der Bestand und damit letztlich der Erfolg einer Hilfe abhängig von diesem Gelingen. Nicht wenige Hilfen scheitern und werden vorzeitig beendet, weil es auf der Beziehungsebene zu Konfliktsituationen kommt, die als nicht integrierbar eingestuft werden. Vor diesem Hintergrund lassen sich für die Arbeit mit dissozialen Jugendlichen spezifische Anforderungen an die Mitarbeiter als Maßgabe für ihr Beziehungsangebot formulieren:

- Die Beziehungsfähigkeit des Jugendlichen wird nicht als Grundlage der Zusammenarbeit erwartet.
- Der Anspruch auf das Gelingen von Beziehung gilt nicht als Kriterium von Erfolg oder Misserfolg der pädagogischen Arbeit.
- Kriterium der pädagogischen Arbeit ist es, den Mangel an Beziehungsfähigkeit der jungen Menschen aushalten zu können.

-Kriterium der pädagogischen Arbeit ist außerdem die Gestaltung einer Lebenswelt, in der positive Erfahrungen möglich sind, die sich an pragmatischen Ergebnissen konkretisieren (z. B. im persönlichen Bereich, in Schule oder Ausbildung).

-Das Schaffen von entsprechenden Handlungsgelegenheiten und Erlebnisfeldern steht im Mittelpunkt des professionellen pädagogischen Wirkens.

Aufgabe der Erziehenden im Rahmen dieser Konzeption ist die Ermöglichung von Erfahrungen, die dem jungen Menschen zunächst zu einer verbesserten Beziehung zu sich selbst verhelfen. Erst hierüber kann er frei werden, sich dem „Du“ zu öffnen (BUBER 1923). Deshalb werden in der Zusammenarbeit die sachlich greifbaren Kriterien, an denen der junge Mensch selbst Interesse zeigt (Schule, Ausbildung, Freizeit, Versorgung) in den Vordergrund gestellt, das Beziehungsangebot steht im Hintergrund. Demgegenüber wird die Peergroup als altersspezifisches Lernfeld akzentuiert. Ihr wird durch die Angebotsgestaltung ein vielfältiger Rahmen gegeben. Die „Begegnung mit sich selbst“ im Rahmen dieser Handlungsfelder ist Ziel der pädagogischen Arbeit. Das Scheitern der Beziehung zum Erwachsenen wird vor dem Hintergrund der bisherigen Beziehungserfahrung der jungen Menschen antizipiert und führt deshalb weniger leicht zum Scheitern der Hilfe (HECKNER u. SCHEIWE 1993, 70).

ERLEBNISORIENTIERUNG ALS HEILPÄDAGOGISCHE HANDLUNGALTERNATIVE

In einer Konzeption, die das Erleben und die Erfahrung des jungen Menschen mit sich selbst und seiner Umwelt explizit neben die Beziehung als Wirkfaktor des pädagogischen Handelns stellt, geht es in einer therapeutischen Dimension um die Suche nach – bzw. um die Konstruktion einer Lebenswirklichkeit, die in einer sehr umfassenden Weise handlungs- und erlebnisorientierte Möglichkeiten der Erfahrung beinhaltet. Voraussetzung ist ein tiefes ursächliches Verstehen des jungen Menschen und eine getrennte Betrachtung der

störenden, entwicklungshemmenden Faktoren seiner relevanten Umwelt (z. B. Reizüberflutung, Verwöhnung, Ausweichmöglichkeiten, Suchtstrukturen, usw.) einerseits und der entwicklungsfördernden Dispositionen andererseits (Interessen, Kontaktfähigkeit, Offenheit, Kreativität, handwerkliche oder sportliche Fähigkeiten, usw.). Wenn es schwer fällt, in der Person des jungen Menschen entsprechende Fähigkeiten zu erkennen, hilft die Orientierung an seinen positiven Absichten. Ziel ist es, einen Lebensraum zu beschreiben und ausfindig zu machen oder zu konstruieren, welcher durch seine besonderen Bedingungen in den negativen Einflüssen begrenzend und in den positiven Ansätzen fördernd wirkt (a. a. O., 79).

Anpassungs- und Integrationswillen, gerichtet auf einen als lebens- oder lebenswert empfundenen Rahmen, ist das Motiv bei Kindern und Jugendlichen, welches so etwas wie Erziehung überhaupt erst möglich macht. Die Gestaltung eines solchen Rahmens, welcher seitens der belasteten jungen Menschen als lebenswert und lebenswert empfunden werden kann, in welchem Kinder und Jugendliche lernen und sich entfalten können, ist nach diesem Verständnis eine der bedeutsamsten Möglichkeiten erzieherischen Handelns in der Arbeit mit Jugendlichen und Heranwachsenden (a. a. O., 82). Erfahrung – und deren subjektive Bewertung durch den Handelnden – stellt nach den Erkenntnissen der neueren Hirnforschung die einzige Möglichkeit dar, die Spielräume des Denkens, Fühlens und Handelns zu erweitern und einschränkende Muster zu überschreiben (vgl. HÜTHER 2008, 45ff). Es geht darum, jungen Menschen über Erfahrungen einen anderen Blick auf ihre Welt zu ermöglichen, die nach berechenbaren Regeln funktioniert, in der sie Schutz und Anerkennung finden und in der sie – seien sie auch noch so schwierig – ein Recht darauf haben, zu leben und glücklich zu werden (SCHRAPPER 2008, 192).

**SCHULE ALS BESTANDTEIL INDIVIDUALPÄDAGOGISCHER
ERZIEHUNGSHILFE**

Die individuelle oder soziale Benachteiligung junger Menschen tritt sehr unterschiedlich in Erscheinung. Teilweise gelten die Betroffenen als schulisch nicht mehr ansprechbar – auch nicht über Sonderschulformen. Aus diesem Grund hat sich eine eigene Bildungspraxis gebildet, in welcher die Jugendhilfe stellvertretend für Schule Verantwortung übernimmt. In der Praxis von Schulverweigererprojekten stellt eine Reintegration in die Schule häufig keine vernünftige Perspektive mehr dar (vgl. SCHREIBER-KITTL u. SCHRÖPFER 2002, 37; OEHME 2007, 58). Die Jugendlichen sind vom Lernort „Schule“ häufig emotional und sozial zu weit entfernt. Gleichzeitig verbinden viele junge Menschen so massive Ängste und Versagensgefühle mit der Schule, dass eine Rückführung von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist (vgl. NOWAK 2001). Die individualpädagogische Förderung folgt vollständig anderen Grundsätzen als die Schule und vollzieht sich in ganz verschiedenen Strukturen. Sie kann aber eine schuladäquate Förderung – z.B. als Hilfe zur Vorbereitung auf einen Schulabschluss – integrieren. Dann kann die schulische Förderung zu einer Ressource für die individualpädagogische Hilfe werden, weil sie mit einer lebensbedeutsamen und hochgradig anschlussfähigen Entwicklungsaufgabe – Abschluss der Schule – verbunden ist. Die nachfolgende Abbildung illustriert die Perspektive einer individualpädagogischen Erziehungshilfe, die schulische Förderung integriert. Diese bewegt sich damit im Rahmen einer Empfehlung der Expertenkommission aus dem 12. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung, wonach Bildung, Betreuung und Erziehung als untrennbare Einheit gesehen werden sollten. In dieser Verbindung liegt ein Schlüssel für eine erfolgreiche – nicht nur schulische – Förderung. Die Darstellung verweist außerdem auf die bei einem individualpädagogischen Hilfebedarf anzunehmende rechtliche Zuständigkeit der Jugendhilfe.

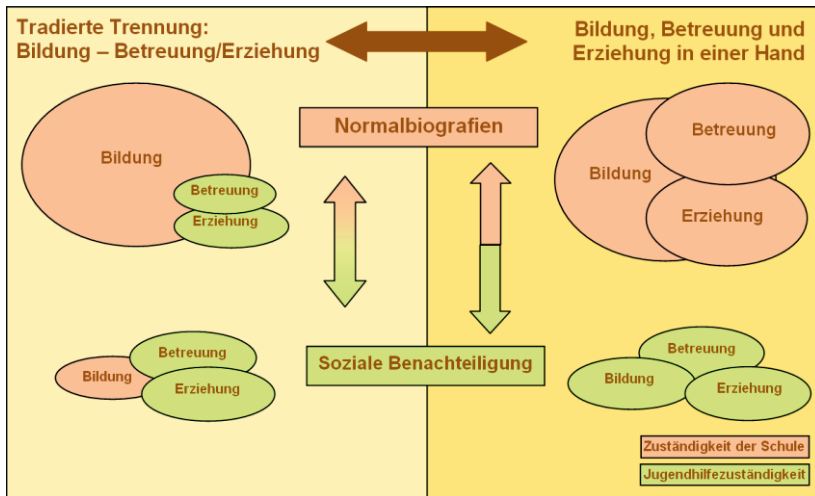


Abbildung 3: (nachrangige) Zuständigkeit der Jugendhilfe in Bildungsprozessen (HECKNER 2006)

Abbildung 3 zeigt in der linken Hälfte das tradierte Verständnis der Trennung von Bildung, Betreuung und Erziehung sowohl für den Bereich von Normalbiographien, als auch für den Bereich sozialer Benachteiligung. Bei Letzteren kommt es zu einer sehr deutlichen Akzentuierung der Betreuung und Erziehung, die so weit gehen kann, dass die Bildungsperspektive vollständig in den Hintergrund gedrängt wird. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn Jugendliche in längerfristigen Erziehungsprojekten (z.B. im Ausland) betreut werden, ohne dass ihre schulische Förderung in diesem Kontext geregelt ist. Im Bemühen um den Ausgleich einer sozialen Benachteiligung wird den betroffenen jungen Menschen systemimmanent eine Bildungsbenachteiligung zugemutet. In der rechten Hälfte ist das der Forderung des 12. Kinder- und Jugendberichts der Bundesregierung nachempfundene Bild von „Bildung, Betreuung und Erziehung in einer Hand“ abgebildet – im Bereich der Normalbiographien in Zuständigkeit der Schule, im Bereich sozialer Benachteiligung in Zuständigkeit der Jugendhilfe (12. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung 2005).

Zusammenfassung

ERZIEHUNGSHILFE ALS NACHTEILSAUSGLEICH

Die Kinder- und Jugendhilfe kann als Ausfluss des grundgesetzlich gesicherten Anspruchs auf Ausgleich von Benachteiligung gesehen werden (Artikel 3 GG). Kinder und Jugendliche haben ein Recht auf Förderung und Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit (§ 1 Abs. 1 SGB VIII). Zur Gemeinschaftsfähigkeit gehört die Befähigung zur Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft, die im Rahmen der Sozialgesetzgebung durchgängig als Integration in Berufswelt und Arbeitsleben definiert ist. Voraussetzung hierzu ist grundsätzlich der Abschluss der Schule, weshalb dieser Entwicklungsaufgabe im Kinder- und Jugendalter eine vorrangige Bedeutung zukommt. Aufgabe der Kinder und Jugendhilfe ist es, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen (§ 1 Abs. 3 Nr. 1 SGB VIII).

ZUSTÄNDIGKEITSFRAGEN

Die Zuständigkeit der Jugendhilfe im Allgemeinen wie der Erziehungshilfe im Besonderen ist mit Blick auf schulbezogene Fragen nicht unumstritten. Generell gilt jedoch der Nachrangigkeitsvorbehalt des § 13 Abs. 2 SGB VIII in ausbildungsbezogenen Belangen nicht, wenn diese Aufgaben im Zusammenhang mit einer Erziehungshilfe stehen. Damit anerkennt der Gesetzgeber, dass der besondere Förderbedarf von Kindern und Jugendlichen in Erziehungshilfen auch im Kontext von Ausbildungsanforderungen zum Tragen kommt und daher besondere Maßnahmen erfordert, wie sie nur im Rahmen spezialisierter Angebote realisiert werden können. Junge Menschen mit dissozialen Störungen oder seelischen Behinderungen benötigen auch im Kontext von Bildung und Ausbildung den besonderen Förderrahmen der Erziehungshilfe (vgl. SCHRUTH 2005).

INDIKATION: SEELISCHE BEHINDERUNG

Anspruch auf Eingliederungshilfe haben Kinder und Jugendliche, wenn ihre seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für Lebensalter typischen Zustand abweicht und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist oder eine solche Beeinträchtigung zu erwarten ist (§ 35 a Abs. 1 SGB VIII). Die Fähigkeit zur Eingliederung in die Gesellschaft gilt zum Beispiel als eingeschränkt, wenn eine auf Versagensängsten beruhende Schulphobie vorliegt oder totale Schul- und Lernverweigerung mit Rückzug aus jedem sozialen Kontakt festzustellen ist (BUNDESVERWALTUNGSGERICHT, Urteil vom 26.11.1998, Az. 5 C 38/97, FEVS 49, 487).

INDIKATION: DISSOZIALE PERSÖNLICHKEITSSTÖRUNG

Eine totale Schulverweigerung mit Rückzug von allen sozial förderlichen Kontakten kann ein Symptom einer dissozialen Persönlichkeitsstörung sein. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit der Diagnose einer dissozialen Persönlichkeitsstörung bildet einen Aufgabenschwerpunkt stationärer Erziehungshilfen. Aufgrund ihres ausgeprägt normwidrigen Verhaltens entziehen sie sich häufig den Versuchen der erzieherischen Einflussnahme (SCHLEIFFER 2009).

Hinter dem auffälligen Verhalten sind beim überwiegenden Teil der Betroffenen unsichere Bindungsmuster zu erkennen. Die Welt erscheint den betroffenen jungen Menschen bereits bei geringfügigen Anlässen, die als Zurücksetzung erlebt werden, als feindlich. Ihr Verhalten folgt sehr einfachen Mustern wie „Flucht“ oder „Verteidigung“ und kommt als Verweigerung oder Aggression zum Ausdruck. Sie sind kaum bereit bzw. in der Lage, sich auf alternative Deutungen und daraus ableitbaren alternativen eigenen Verhaltensweisen einzulassen und werden daher häufig als unkooperativ und stur erlebt. Tatsächlich sind sie aber daran gehindert, sich durch exploratives Verhalten neue Möglichkeiten zu erschließen. Sie vermeiden es überdies, soziale Unterstützung abzurufen, wenn sie ein Problem nicht

alleine lösen können. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit weiterer Misserfolgserlebnisse. Die negative eigene Weltsicht und das Rückzugsverhalten werden bestätigt (vgl. SCHLEIFFER u. MÜLLER 2002).

BEZIEHUNG ALS CHANCE UND RISIKO

Unsicher gebundene junge Menschen brauchen in besonderem Maße das Gefühl, etwas wert zu sein. Für sie ist es von ganz besonderer Bedeutung, dass ihre Bemühungen anerkannt werden, damit sie Selbstwertgefühl entwickeln können (ESSER 2011, 74). Weil Bindungssicherheit einer der wichtigsten protektiven Faktoren ist, gilt in der stationären Erziehungshilfe die Herstellung von tragfähigen Beziehungen als eine der bedeutsamsten Aufgaben. Das stellt einen durchaus riskanten Weg dar, weil insbesondere junge Menschen mit dissozialen Störungen Beziehungsangebote massiv auf die Probe stellen und aufgrund ihrer leicht kränkbaren Persönlichkeit auch häufig zurückweisen. Im Jugendalter verbindet sich diese Problematik mit einem zunehmenden Streben nach Unabhängigkeit und Orientierung an der Gleichaltrigengruppe. Vergleichsweise hohe Abbruchquoten von Maßnahmen der stationären Erziehungshilfe mit dissozialen Jugendlichen erklären sich vor diesem Hintergrund.

INDIVIDUELLE FÖRDERUNG UND BETONUNG DER SELBSTWIRKSAMKEIT

Seit Anfang der 1980er Jahre haben sich in den Hilfen zur Erziehung individualpädagogische Ansätze etabliert. Sie erreichen in der Arbeit mit dissozialen Jugendlichen signifikant höhere Effekte als andere Hilfeformen. Hinsichtlich des Aufbaus von Ressourcen als auch der Reduzierung von Defiziten zeigen sich erheblich positivere Entwicklungen als bei vergleichbaren Kontrollgruppen in anderen Formen der erzieherischen Hilfen (KLEIN et al. 2011). Im Rahmen einer individualpädagogischen Hilfe ist der junge Mensch stärker auf seine Erziehungsperson bezogen, der Einfluss der Peergroup ist demgegenüber zurückgenommen. Das ermöglicht den Pädagogen, die Fragen

des Alltags am Jugendlichen auszurichten. Regelungen können ausgehandelt werden, weil die Aushandlungsergebnisse nicht mit allgemeingültigen Gruppennormen in Konflikt geraten. Auch sehr kleine Entwicklungsschritte können anerkannt werden, ohne sich dem Vergleich sozialer Vergleichsnormen stellen zu müssen. Auf diese Weise wird eine feinfühligke Haltung dem Jugendlichen gegenüber besser realisier- und vermittelbar. In den individualpädagogischen Hilfen wird neben der Beziehung zum Pädagogen die Ermöglichung eines Rahmens betont, in dem die jungen Menschen über vielfältige Prozesse mehr Klarheit über sich und ihr Leben gewinnen. Dabei geht es um identitätsfördernde und für die Lebensbewältigung hilfreiche Erfahrungen (GÜNTERT 2011).

SCHULE ALS INHALT INDIVIDUALPÄDAGOGISCHER FÖRDERUNG

Soziale Leistungsvergleiche gehören zur Schule und erfolgen ohne Ansehen der Person – also auch ohne Berücksichtigung individueller oder sozialer Benachteiligung. Dieses Arbeitsprinzip bewertet systembedingt nicht die hinter einer Leistung stehende individuelle Anstrengung, auch nicht die Erfolge der Anstrengung, solange sich diese – im Vergleich – noch am unteren Ende der Leistungsskala bewegen. Kinder und Jugendliche mit unsicheren Bindungsmustern erleben eine schlechte Leistungsbeurteilung, die ihre individuellen Anstrengungen nicht berücksichtigt, als tiefe Kränkung.

Die Schule bietet sich dennoch als zentraler Inhalt der Förderung an, weil mit ihr die Bewältigung der für das Jugendalter zentralen Entwicklungsaufgabe Abschluss der Schule verbunden ist. Der Abschluss der Schule hat für die Selbstidentifikation junger Menschen als Erwachsener eine herausragende Bedeutung (PINQUART u. GROB 2008, 121). Zugleich handelt es sich um eine hochgradig anschlussfähige Herausforderung, denn der Abschluss der Schule ist die Voraussetzung für jede weitere Perspektive in der Berufs- oder Arbeitswelt. Die Hilfe bei der Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe hat also gute Aussichten, vom jungen Menschen selbst als wichtig anerkannt und deshalb

angenommen zu werden. In Anwendung der Kriterien, die GÜNTERT (2011) für individualpädagogische Erziehungshilfen beschrieben hat, muss eine solche Förderung von einer feinfühligsten Haltung dem Jugendlichen gegenüber geprägt sein. Sie muss sich auf den jungen Menschen einlassen, sich an ihm orientieren und die notwendigen Schritte und Aufgaben mit ihm aushandeln. Die Hilfe soll dem jungen Menschen im ersten Schritt zu einer verbesserten Beziehung zu sich selbst verhelfen (vgl. HECKNER u. SCHEIWE 1993, 70). Eine so verstandene individualpädagogische Hilfe ist immer auch mit einer Förderung der Gemeinschaftsfähigkeit verbunden. Denn nur ein emotional selbständiger Mensch strebt von sich aus nach eigenständiger Kontaktaufnahme und zeigt Interesse an Freundschaftsbeziehungen zu Gleichaltrigen (vgl. FISCHER 2009, 90)

Tiergestützte Pädagogik – ein neues Handlungsfeld in der Heimerziehung

Hans Scholten

Persönliches Vorwort für Emil Hartmann

„Die Sache Jesu braucht Begeisterte (- und einen Zirkus)“ So hieß das moderne Kirchenlied unserer Jugend. Emil Hartmann wird es wie auch ich oft gesungen haben. Diese Begeisterung mündete in unsere Berufung, ein Arbeitsleben in der Jugendhilfe. Ihm, wie mir wurde eine Einrichtung mit erheblichem Modernisierungs- und Sanierungsbedarf anvertraut.

Als ich ihn das erste Mal besuchte, zeigte er mir voll Stolz eine Tagesgruppe, die innenarchitektonisch einen kleinen Zirkus darstellte. Der Aufenthaltsraum war die Manege, in stilisierten Zirkuswagen waren die Tische für die Mahlzeiten und ein großes Laufgitter im Flur leitete die „kleinen Raubtiere“ von der Haustüre in die Manege. Eine tolle, ansprechende und kinderorientierte Idee!

Aus dieser Idee „Zirkus“ wurde Emils Konzeptrahmen für die Kinder- und Jugendhilfe des Don Bosco Jugendwerks in Bamberg. Seine Initialzündung sprang auf viele ebenso begeisterungsfähige Fachkräfte über. Diese Einrichtung machte die Zirkuspädagogik zu einem Kernthema der Konzeption und in dieser Qualität zu einem Alleinstellungsmerkmal, mit dem sie erfolgreich Kinder- und Jugendhilfe betrieb. Unzählige junge Artisten, Helfer, Statisten und Stars fanden ihre Faszination und ihr Selbstbewusstsein durch fleißiges Training, gekonnte Darbietungen und verdiente „Applausduschen“.

Emil Hartmann hat mit seinem Zirkus Giovanni Jugendhilfegeschichte in Deutschland geschrieben! Ich bewunderte seine Arbeit stets mit großem Respekt. Dankbar bin ich für seine Weggemeinschaft. Sowohl als Kollege und Heimleiter als auch als Vorstandsmitglied im Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste. Stolz bin ich auf unser

freundschaftliches Verhältnis und die privaten und beruflichen Begegnungen.

Was Emil der Zirkus bedeutet, war und ist mir die Tiergestützte Pädagogik in der Heimerziehung, die auch Zirkuspädagogik mit einbezog. Deshalb mein Beitrag zu diesem Thema in seinem Abschiedsbuch, seiner Festschrift am Ende seines beruflichen Weges.

Dies Emil Hartmann in Freundschaft und Dankbarkeit von Herzen gewidmet.

Historische Bezüge

Bestimmt verlieren sich die ersten Erfahrungen von Menschen mit den positiven Wirkungen von Tieren im Dunkel der Geschichte. Aber in Jahrtausenden der Domestizierung von Tieren wird es vielerlei Momente mit Tieren gegeben haben, die nicht allein vom Nutzen geprägt waren. Vielleicht war es das kranke Kind, dessen einziger Spielkamerad die Hauskatze, der Hund oder das Kaninchen war? Vielleicht der vereinsamte Mensch, dessen Hund einziger Partner war? Verbriefte Aussagen stammen von dem Minnesänger Walter von der Vogelweide, der im Mittelalter meinte, dass ein „Tier dem Herzen wol macht“ (ohne Autorennennung –1988, DER SPIEGEL 8, S. 201).

Aus Belgien ist der Einsatz von Tieren für therapeutische Zwecke seit dem 8. Jahrhundert bekannt. Die Quäker setzten Kleintiere in einer Anstalt für geistig Behinderte ein, und aus dem Kloster York stammt die Empfehlung der Mönche: „Den in der Seele und am Körper Beladenen hilft ein Gebet und ein Tier“ (1988, DER SPIEGEL 8, S.201). Der Einsatz von Tieren in der Pädagogik oder Therapie wurzelt im angloamerikanischen Raum. Einzig im Bereich der Pferde gibt es eine sprichwörtliche Vorreitersituation in Deutschland. Aus der Hippotherapie, dem physiotherapeutischen Einsatz von Pferden, entwickelte sich das heilpädagogische Voltigieren und Reiten (vgl. Strauß I., 2000).

Die Hippotherapie verfolgt klassische Ziele der Krankengymnastik und erweitert diese um die Wirkungen der Bewegungsimpulse des Tieres. Heilpädagogisches Reiten ist die ganzheitliche Anwendung des Pferdes als Medium im Dreieck Reittherapeut – Tier – Klient. Beim heilpädagogischen Voltigieren wird das Pferd an der Longe geführt und agiert im Dreieck Therapeut – Tier – Klient. Der Einsatz von Pferden ist derzeit noch die bekannteste Methode in der Erziehungshilfe. Mit zunehmender Popularität der tiergestützten Pädagogik erweitert sich die Methode auf weitere Tierarten. Heute gehören Lamas, Esel, Hunde usw. zu den helfenden vierbeinigen Co-Therapeuten in der pädagogischen Praxis.

Begriffsbestimmung

Zwei Begriffe vorab sind wichtig. Der Begriff der „Biophilie“ meint eine tief in der Menschheitsgeschichte verwurzelte Mensch-Tier-Beziehung. E. Olbrich bezieht sich auf den Soziobiologen E. O. Wilson, wenn er formuliert: „Biophilie ist ein biologisch begründeter Prozess, der sich in der Stammesgeschichte entwickelt hat. Der Begriff beschreibt die Menschen inhärente Affinität zur Vielfalt von Lebewesen in ihrer Umgebung ebenso wie zu ökologischen Settings, welche die Entwicklung von Leben ermöglichen“ (Olbrich E., 2003).

Deutlicher wird uns Biophilie, wenn man sich vergewissert, wie lange unsere Geschichte hauptsächlich von der uns umgebenden Natur dominiert wurde und wie kurz unsere Geschichte mit zum Beispiel Auto, Atomkraft, Computer usw. ist. Dementsprechend kann in der tiergestützten Pädagogik auch immer eine gewisse Rückführung in eine vernachlässigte „Heimat“ stattfinden.

Der zweite wichtige Begriff ist der der „Du-Evidenz“. Wir können als Mensch mit höheren Gattungen innerhalb der Tierwelt eine von Erleben und Emotion gekennzeichnete Beziehung eingehen. Diese Beziehung kann der ähnlich sein, die Menschen beziehungsweise Tiere untereinander eingehen (vgl. Greiffenhagen S., Buck-Werner O. N., 2007).

Jeder Hundebesitzer weiß um diese Beziehungschancen. Aber auch Jane Goodall in ihren Büchern als Schimpansenforscherin in Kenia und andere Verhaltensforscher haben das erweiterte Spektrum von Erziehungs-möglichkeiten zwischen Mensch und Tier beschrieben (vgl. Goodall J., 2010 oder humorvoller: Balcombe J., 2007).

Eine analoge Beschreibung dieses Begriffs in poetischer Form bietet die Erzählung „Der kleine Prinz“ von A. de Saint-Exupéry in der Schilderung der Beziehungsaufnahme zwischen dem kleinen Prinzen und dem Fuchs.

Für tiergestützte Interventionsformen gibt es eine Vielzahl von Definitionen.

Die tiergestützte Pädagogik im Allgemeinen arbeitet auf der Basis einer pädagogischen Profession mit speziell ausgebildeten Tieren. Die Ziele der Arbeit orientieren sich an den Zielpersonen – Kindern/Jugendlichen mit und ohne Beeinträchtigungen im körperlichen, seelischen und Verhaltensbereich (vgl. Otterstedt C., 2007).

Eine exemplarische Definition für tiergestützte Therapie ist die folgende:

„Unter tiergestützter Therapie versteht man alle Maßnahmen, bei denen durch den gezielten Einsatz eines Tieres positive Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten von Menschen erzielt werden sollen. Dies gilt für körperliche wie für seelische Erkrankungen. Das Therapiepaar Mensch/Tier fungiert hierbei als Einheit. Als therapeutische Elemente werden dabei emotionale Nähe, Wärme und unbedingte Anerkennung durch das Tier angesehen. Zusätzlich werden auch verschiedenste Techniken aus den Bereichen der Kommunikation, Interaktion, der basalen Stimulation und der Lernpsychologie eingesetzt“ (geschützte Definition nach Dr. G. Gatterer, 2006).

Zur Unterscheidung zwischen Pädagogik und Therapie trägt die folgende Abgrenzung bei: Die Frage, ob es sich bei der Tätigkeit mit dem Tier an Menschen um Pädagogik oder Therapie handelt, orientiert sich an der Qualifikation des Menschen. „So

kann nur ein ausgebildeter Pädagoge auch tiergestützte Pädagogik realisieren, ein examinierter Therapeut tiergestützte Therapie praktizieren“ (Otterstedt C. ebenda S. 14).

Abgeleitet aus der englischen Formulierung „Animal-Assisted Activities“, kann man zusammenfassen: Die Angebotsformen der tiergestützten Pädagogik „bieten Möglichkeiten der Unterstützung bezogen auf motivationale, erzieherische, rehabilitative und /oder therapeutische Prozesse, um dadurch die Lebensqualität der Betroffenen zu verbessern; durchgeführt von mehr oder weniger qualifizierten Personen, assistiert von Tieren mit spezifischen Merkmalen“ (Vernooij M. A., Schneider S., 2008).

Exemplarische Einsatzfelder von Tieren in der Heimerziehung

Pferde – der Klassiker

Die erforderlichen Qualifikationen und Ausbildungen werden in erster Linie und mit der längsten Erfahrung vom Deutschen Kuratorium für Therapeutisches Reiten e.V. (DKThR) angeboten. Hier können sich die Angebotsformen in „sportlich“ und „therapieorientiert“ differenzieren. Im Bereich des Sportlichen ist Reiten für Anfänger und Fortgeschrittene eine mögliche Angebotsform. Als Erweiterung gehören auch unter Umständen das Reiten im Gelände und das Anfängerreiten auf dem Führzügelpferd dazu. Mehr dem pädagogisch-therapeutischen Bereich zugeordnet ist die Angebotsform des heilpädagogischen Voltigierens (HPV). Es handelt sich dabei um pädagogisch-psychologische Interventionsformen über das Medium Pferd, um bei Kindern und Jugendlichen positive Verhaltensänderungen zu initiieren.

Hierbei wird deutlich, dass das HPV in erster Linie im Bereich der Kinder- und Jugendberufshilfe zu finden ist, während die Hippotherapie hauptsächlich medizinische Indikatoren beinhaltet und das Behindertenreiten wiederum spezifisch für Menschen mit Handicap gedacht ist. Die Zielgruppen des HPV

umfassen Lern- und geistig Behinderte, seelisch Behinderte, aber auch und in der Heimerziehung in erster Linie verhaltensauffällige Mädchen und Jungen. Dabei wird sowohl der motorische als auch der emotional-kognitive und soziale Bereich gezielt angesprochen.

Für diese Methode benötigen die Fachkräfte geschulte Tiere. Junge Tiere werden geduldig auf die Arbeit vorbereitet. Ausgebildete Pferde sind sehr teuer. Geschenkte Privatpferde, die auf diese Art und Weise preisgünstig ausgemustert werden sollen, sind in der Regel unbrauchbar. Die Eigenschaften der Pferde, die bei Menschen Wirkungen hinterlassen, sind ihre Einfühlbarkeit, ihr ästhetisches Erscheinungsbild, ihre Sensibilität für Emotionen, die Reaktionen des Fluchttieres in Angst, Ungeduld und Unruhe, ihre Duldsamkeit und die völlige Freiheit von Vorurteilen. Die Selbst- und Körpererfahrung auf dem Tier trägt viel zu einem nachreifenden emotionalen Lernen bei.

Die Kinder und Jugendlichen erleben Körperkontakt und eine Form von Zärtlichkeit, die vollkommen unverdächtig ist – im Gegensatz zu manchen negativen Erfahrungen, die sie in ihrer Vergangenheit erlebt haben. Dem Pferd gegenüber dürfen „selbst coole Jungs“ zärtlich sein. Sie können streicheln, kuscheln, sich tragen lassen und genießen. Die jungen Menschen verlieren auf dem Pferd oftmals jede Anspannung und werden frei und fröhlich. Die starken Körperreize des Tieres unterstützen Motorik und Balance; seine Wärme, Wiegen und Schaukeln, aber auch das Getragen-Werden in herausragender Höhe – dies alles ergibt ein positives Daseinsgefühl im Kontakt mit dem Tier.

Lamas – Newcomer aus der Neuen Welt

Lamas werden in Zukunft in der pädagogischen Arbeit eine größere Rolle spielen.

Sie eignen sich aufgrund ihrer artspezifischen Verhaltensweisen gut für den Einsatz, sind relativ anspruchslos und im Gegensatz zu Pferden kostengünstig zu halten. Lamas sind Führtiere, die

unter Berücksichtigung ihrer Belastungsgrenzen auch als Packtiere verwendbar sind.

Nicht die Dominanz des Menschen steht im Vordergrund, sondern das von beiden Seiten her behutsam aufgebaute Vertrauensverhältnis. Lamas haben Freude an Aktivitäten, sodass sie sich sowohl für Spaziergänge und Wanderungen als auch für bestimmte Formen von wettbewerbsorientierten Hindernisparcours eignen. Die Lamas sind die geborenen Zirkuskünstler und eignen sich für den Einsatz in zirkuspädagogischen Aktivitäten.

In der tiergestützten Pädagogik werden sie in erster Linie eingesetzt, um Kinder an Tiere heranzuführen und in Achtung vor dem distanzierten Charakter behutsam Nähe aufzubauen. Haben sie Vertrauen gefasst, sind Lamas richtige „Kumpels“ für die Kinder und Jugendlichen, mit denen man Schabernack treiben kann und die für Streiche gut aufgelegt sind. Weitere Vorteile sind: · Augen- beziehungsweise Kopfhöhe zum Menschen, die weiche Wolle, aufgeschlossenes, aber zurückhaltendes Verhalten ohne Dominanzstreben, sie begleiten den Mensch gerne, aber fordern auch Kommunikation, Beruhigung durch die Entschleunigung beim Wandern mit Lamas.

Esel – kluge und anspruchslose Kameraden

„Esel üben eine besondere Anziehungskraft auf Kinder aus.“ (Hafner M., 2005). Sie sind intelligente Tiere, die schnell lernen. Allerdings müssen Kinder und Jugendliche sorgsam an die spezifischen Verhaltensweisen dieser Art herangeführt werden. „Ein Esel sieht nicht ein, weshalb er dem Menschen blindlings gehorchen sollte; lieber überdenkt er erst mal die Situation und schätzt Vor- und Nachteile sorgfältig ab, bevor er eventuell Folge leistet“ (Morris D., 1995).

Dabei ist es erforderlich, dass der Mensch als Leittier akzeptiert wird. Esel brauchen klare Strukturen und eindeutige Ansprache, die aber nie von Strafe und Gewalt geprägt sein darf.

Insbesondere jüngere Kinder sind schnell begeistert von diesen Tieren. Da Esel keine ausgesprochenen Fluchttiere sind und mit ihrer arttypischen Gelassenheit auch für Kinder und Jugendliche berechenbar bleiben, eignen sie sich gut für die tierpädagogische Arbeit. Sie benötigen allerdings aufgrund ihrer Klugheit interessante Aufgaben, damit ihnen nicht langweilig wird.

Sein gelassenes Verhalten macht den Esel zum geeigneten Führtier. Er ist ein Partner, der die führende Person zur sozialen Interaktion und zur Kommunikation herausfordert und geduldig das Trekkinggepäck bis zu 20 Prozent des Körpergewichts trägt.

Hunde – die ältesten Wegbegleiter des Menschen

Als Haustier beliebt, stehen Hunde weit oben in der Sympathie des Menschen.

Ihr Einsatz als Wachhund, bei der Suche nach verschütteten Opfern, als Blindenführhund, Meldehund für Epilepsie-Patienten usw. zeigt die vielfältigen Einsatz- und Erfahrungsgebiete (vgl. Otterstedt C., 2001). Der Hund in der tiergestützten Pädagogik sollte immer eine gemeinsame Ausbildung mit seiner Bezugsperson als Begleithunde- oder Therapiehundeteam (vgl. Röger-Lakenbrink I., 2006) absolviert haben. Da Hunde auf eine Person fixiert sind, sind sie als Kollektiveigentum einer Gruppe oder eines Heims ungeeignet. Der Hund ist Seismograf beziehungsweise Spiegel für Stimmungen und Medium für abgestufte Verantwortlichkeiten und Rücksichtnahmen der Kinder und Jugendlichen. Hunde sind hervorragende „Eisbrecher“, um scheuen Kindern die Schwellenangst vor dem Fremden zu nehmen. Sie erfüllen so ihren Begleit- und Heranführungszweck und bauen Brücken.

In der „Canepädagogik“ nach Möhrkes wird der Hund bei Kindern und Jugendlichen eingesetzt, deren familiäres, schulisches und freizeitorientiertes Verhalten problembelastet ist. Der Hund hilft mit, über ein ressourcenorientiertes Konzept die Kinder und Jugendlichen zu befähigen, mit Situationen und

ihrer Umgebung angemessen umzugehen (vgl. Vernooij M. A., Schneider S., 2008).

Voraussetzungen an einen gut einsetzbaren Hund sind:

- Gute, freundliche Rassevoraussetzungen, zum Beispiel Labrador, Retriever, verschiedene Herdenhütehunde usw.
- Eine auf Vertrauen und Ausbildung basierende stabile Bindung an die Bezugsperson
- Unbedingte Folgsamkeit auf Kommandos
- Kontaktfreude, niedrige Aggressionsschwelle, verbunden mit hoher Toleranz und Frustrationsbereitschaft
- Gesundheit, positive ästhetische Ausstrahlung usw. (vgl. ebenda S. 185ff.)

Voraussetzungen, Grenzen, Chancen

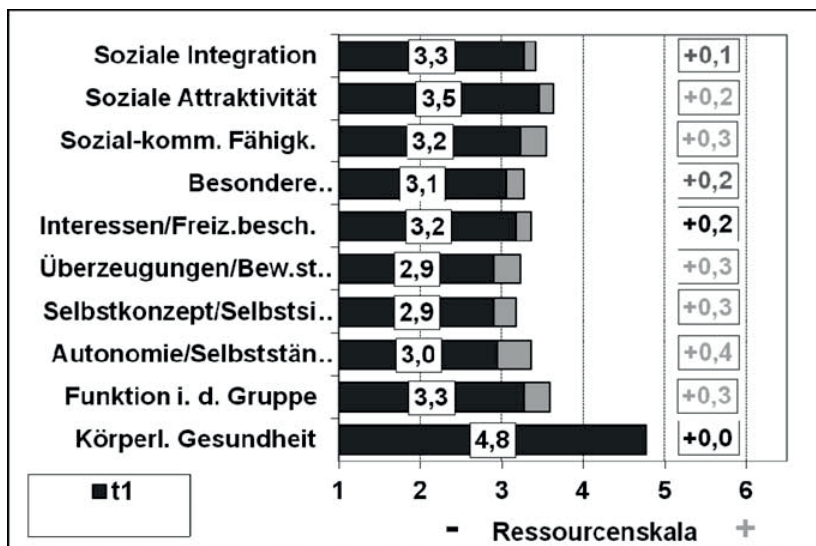
Wer Tiere in der Verhaltensmodifikation von Kindern und Jugendlichen einsetzen will, sollte langfristig und die Konsequenzen bedenkend entscheiden. Den Chancen und Wirkungen stehen nicht unerhebliche Aufwendungen gegenüber. Die professionelle Ausbildung der Fachkräfte in der tiergestützten Pädagogik wurde erwähnt. Die Auswahl der richtigen Tiere ist von Faktoren abhängig wie: Zielgruppe bei der Klientel, Akzeptanz bei Träger, Leitung und Fachkräften, artspezifische Einsatzmöglichkeiten und Grenzen, Kosten bei Anschaffung und Unterhalt, Lebenserwartung, räumliche Ressourcen für artgerechte Haltung, rechtliche und ethische Grundlagen, Hygiene, tiermedizinische Versorgung usw. Einen exemplarischen Maßstab bietet die Zertifizierung des Deutschen Kuratoriums für Therapeutisches Reiten <http://www.dkthr.de/>

Praktiker der tiergestützten Pädagogik berichten von der erhöhten Arbeitsintensität, die in dieser Methode notwendig ist. Sowohl die Eigenarten der Kinder und Jugendlichen im pädagogischen Prozess als auch das tierspezifische Verhalten und die wechselseitigen Interaktionen müssen beobachtet und gelenkt werden. Es besteht eine doppelte Verantwortung. Dem

Aufwand stehen Chancen gegenüber, die gerade bei Kindern, die in ihrer Lebensbiografie von Menschen geschädigt wurden, signifikante Veränderungen bewirken. Der Kontakt mit Tieren im pädagogischen Setting kann ressourcenorientiert die emotionalen und kognitiven Potenziale erweitern.

Die vierbeinigen Mithelfer sind eine Erweiterung des Beziehungsangebotes, welches in der Regel nicht negativ belastet ist. Sie sind dabei keine Arznei, sondern Seismografen, „Eisbrecher“ und „soziale Katalysatoren“, d.h., sie erhöhen die Kontaktchancen von Menschen untereinander (vgl. Hartmann N. M., 2010). „Tiere fungieren somit als Katalysator oder Brücke zur menschlichen Mitwelt, wodurch Beziehungen verschiedener Art gestaltet werden können“ (Förster A., 2005).

In der Begleitforschung des Instituts für Kinder- und Jugendhilfe Mainz von tiergestützter Pädagogik in einer Intensivgruppe für Mädchen im Jugendhilfezentrum Raphaelshaus in Dormagen ergaben sich in der Zwischenauswertung folgende Effekte:



Bei aller Vorsicht – es handelt sich um eine qualitative Evaluation mit einer bislang kleinen Zielgruppe – sind doch die

signifikanten Effekte für sich schon erfreulich. Tiergestützte Pädagogik als eine relativ neue Methode in der Heimerziehung bietet in einem gedanklichen Dreiklang weitergehende pädagogische Chancen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen: Schöpfung/Ökologie – Die Tiere sind für Fachkräfte pädagogisches Medium und für die Zielpersonen „Spiegel“ und Übungsfeld des eigenen Verhaltens wie auch emotionaler Partner. Sie sind aber dem Menschen anvertraute Kreatur, die wertvolle Dienste leistet. Die eingesetzten Tiere sind lebendes Gegenüber für angewandten Tierschutz, Empathie für Kreatur und Albert Schweitzers Philosophie der „Ehrfurcht vor dem Leben“. In unserer Gesellschaft ist das Verhältnis zwischen Mensch und Natur oft zerrüttet. Eine kleine Chance der Heilung bietet die tiergestützte Pädagogik, wenn sie gleichzeitig in einem größeren Rahmen von Ökologie und Spiritualität gedacht wird (vgl. Hagencord R., 2010). Sie bietet neben dem pädagogischen Nutzen für die Heilung verletzter Menschenkinder auch die Chance, unseren anthropozentrischen Irrtum innerhalb der Schöpfung mit der Einsicht des Thomas von Aquin zu korrigieren, der im 13. Jahrhundert sagte: „Jeder Irrtum über die Geschöpfe mündet in ein falsches Wissen über den Schöpfer und führt den Geist des Menschen von Gott fort“ (Hagencord R., 2009).

Literatur

Förster, A. (2005): Tiere als Therapie – Mythos oder Wahrheit? Stuttgart

Goodall, J. (2010): Mein Leben für Tiere und Natur: 50 Jahre in Gombé. München

Greiffenhagen, S./Buck-Werner, O. N. (2007): Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. Murlenbach

Hagencord, R. (2010): Noahs vergessene Gefährten. Mannheim

- Hagencord, R. (2009): Diesseits von Eden.
Verhaltensbiologische und theologische Argumente für eine
neue Sicht der Tiere. Regensburg
- Hartmann, N. M. (2010): Tiere als Eisbrecher – Die Bedeutung
der Mensch-Tier-Beziehung in der stationären Jugendhilfe.
Marburg
- Olbrich, E./Otterstedt, C. (Hg.) (2003): Menschen brauchen
Tiere – Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik
und Therapie. Stuttgart
- Otterstedt, C. (2007): Mensch und Tier im Dialog. Stuttgart
- Röger-Lakenbrink, I. (2006): Das Therapiehundeteam.
Mürlenbach
- Vernooij, M. A./Schneider, S. (2008): Handbuch der
tiergestützten Intervention.
Wiebelsheim

Ressourcenorientierte Pädagogik – aus der Praxis entwickelte Pädagogik der Erziehungshilfe

PD Dr. Eckhart Knab

Es war eher ein Zufall, dass das Phänomen Bewegung bzw. der Sport auf der Suche nach einer Kontakthanbahnung zu einem jugendlichen Klienten ins Blickfeld des beratenden Psychologen einer stationären Jugendhilfeeinrichtung in der 70er Jahren geriet. Der Anfang der Entwicklung der erst später so benannten Ressourcenorientierten Pädagogik liegt für den Verfasser über 50 Jahre zurück und ergab sich aus dem Interesse für die trotz aller Defizite, vorhandenen, gut beobachtbaren Stärken verhaltensgestörter Kinder und Jugendlichen in der Heim-erziehung.

Der jugendliche Analphabet verweigerte jeden Kontakt zum Lesen, Schreiben, generell zur Schule. Es galt daher, ein leistungsfernes, schulfernes und angstfreies Arbeits- bzw. Handlungsfeld zu finden, um eine Beziehung herstellen zu können. Dies geschah zunächst über den Schwimmunterricht und anschließend über ein spezielles Lernprogramm beim Trampolinspringen (Knab, 1978, Motorik, 1, 70-74)

Es gab in der damaligen Zeit in den Jugendhilfeeinrichtungen kaum gezielte pädagogische Bewegungsangebote. Die vorhandenen Bewegungsangebote waren im Heimaltag freizeitpädagogisch orientiert und ergaben sich meistens aus der sportlichen Interessenlage der Erzieher. Insgesamt waren aber Bewegungsangebote in den deutschen Fürsorge-erziehungsanstalten durchaus zahlreich vorhanden, z.T. waren die Rettungsanstalten (s. Abb. 1) sogar mit Sportanlagen und Schwimmbädern ausgestattet (Seiffert-Straussberg, P, 1912).

Das ressourcenorientierte Bewegungsangebot im St. Josephshaus Klein-Zimmern (bei Dieburg, Südhessen) wurde in den 70er und 80er Jahren besonders im Bereich der Psychomotorik und der Sportakrobatik durch zahlreiche

Weiterbildungen vertieft, systematisch erweitert und qualifiziert (Knab, 1991).

Hierbei spielten erste Kontakte mit Jonny Kiphard, Thilo Irmischer und Friedhelm Schilling eine wichtige Rolle (Knab, 1984). Kiphard galt als der Erfinder der psychomotorischen Übungsbehandlung. Friedhelm Schilling hatte durch die Etablierung des Studienganges Motologie in Marburg die Psychomotorik bzw. die Motologie universitätsfähig gemacht. Es gelang, eine erste Fachtagung zum Thema „Motopädagogik in der Heimerziehung“ im Jugendhilfezentrum St. Josephshaus Klein-Zimmern zu veranstalten.

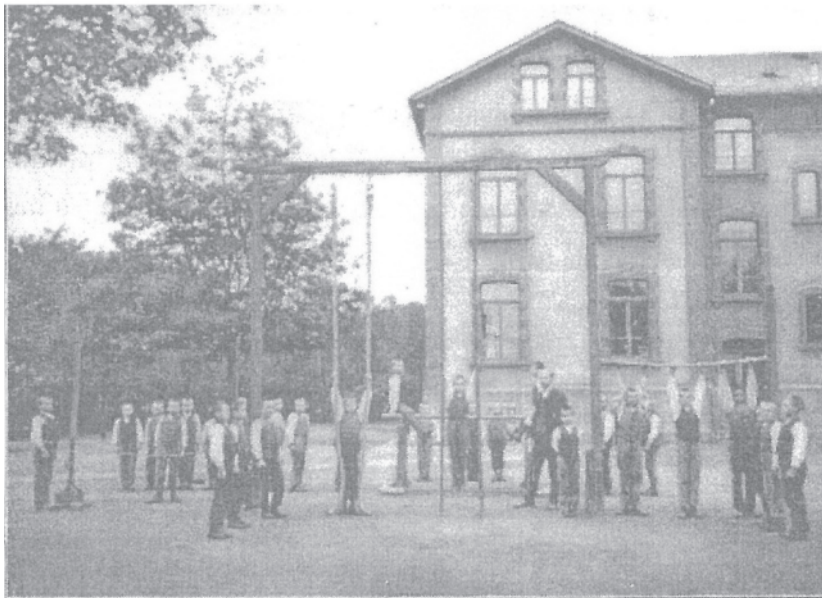


Abb. 1 Die Kreiserziehungsanstalt zu Mühlheim a.M.- Zöglinge beim Turnen

Es zeigte sich aber in der Folge, dass das Ressourcenkonzept auch für den Bereich der Musikpädagogik (Knab/ Macsenaere, 2004), die wie die Bewegungspädagogik ebenfalls bereits zu Beginn der 20. Jahrhunderts in vielen Einrichtungen praktiziert wurde (s. Abb. 2), umsetzbar war.

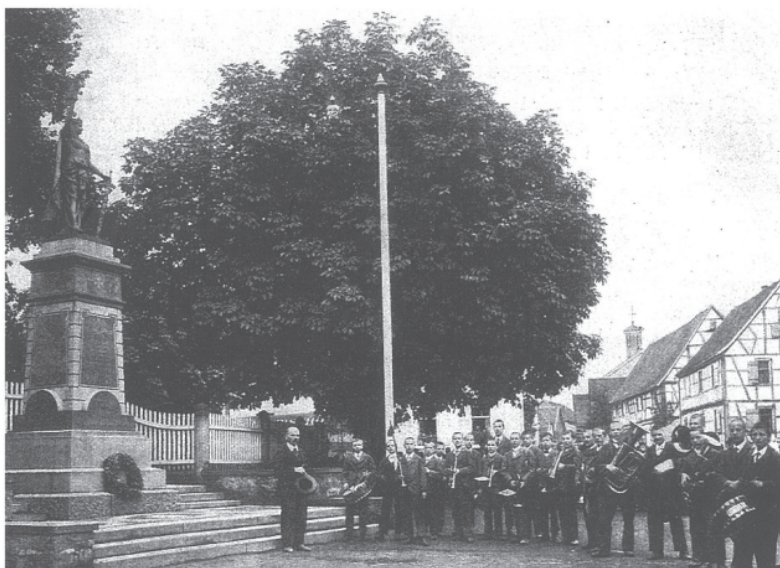


Abb. 2 Gemeinsamer Ausflug der Blechmusik St. Josephshaus Klein-Zimmern

Als Beispiel für eine besonders gelungenes musikpädagogisches Projekt soll das Zitat einer kurzen Zusammenfassung des Musikpädagogen Norbert Plein dienen zur 14jährigen musikpädagogischen Arbeit in Bundesjugendhilfe-Bigband -chor (Macsenaere & Knab, 2014, S.17)

Chronologische Entwicklung

Der Arbeitskreis Bundesjugendhilfe-Bigband,- Chor und -Popband, im Folgenden kurz BGH-Musikprojekt genannt, hat seinen Ursprung im ersten Workshop „Rock, Pop und Jazz in der Jugendhilfe – Transfer eines Models in den pädagogischen Alltag“, der 12. und 13. 09. 1990 im St. Josephshaus Klein-Zimmern stattfand.

Unter den 29 TeilnehmerInnen gab es 12 Kollegen, die in der Jugendhilfe tätig sind und über genügend musikalische Vorkenntnisse verfügten, um auf einem relativ hohen Niveau arbeiten zu können: Die BGH-Bigband war geboren. Folgende Abbildung verdeutlicht die weitere Entwicklung und gibt einen Überblick über die heutige Struktur des BGH-Musikprojektes:

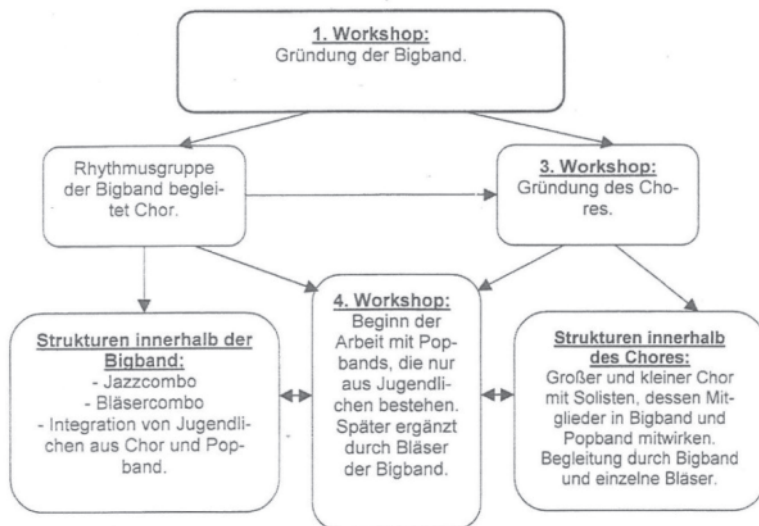


Abb. 3 Chronologische Entwicklung der BGH-Bigband

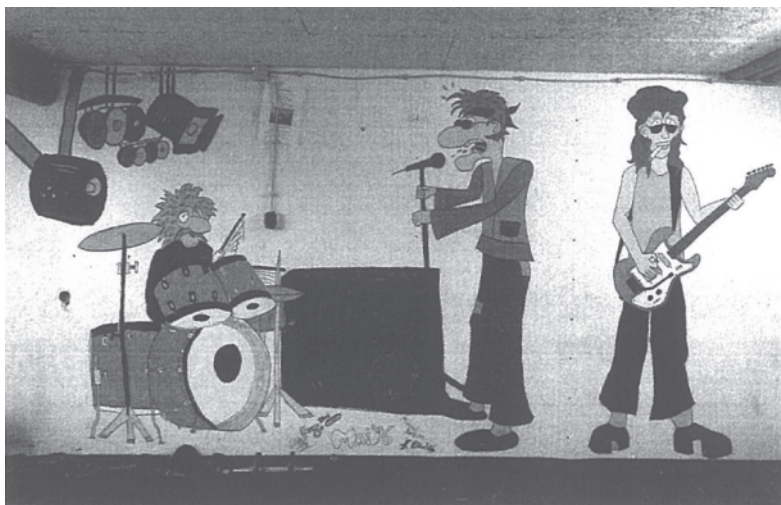
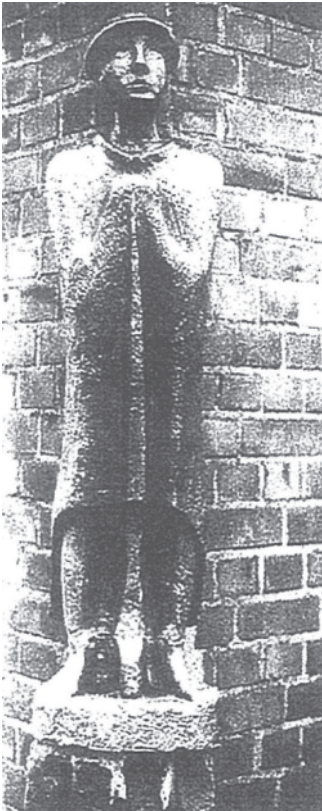


Abb. 4. Wandmalerei, Gemeinschaftsprojekt Altes Kloster Marienberg, 1996

Schließlich hat dann die Kunstpädagogik (Esser/Knab, 2020), wenn auch mit erheblicher Verspätung als ressourcenorientiertes Arbeitsfeld an Bedeutung gewonnen, wie die Arbeiten in den 90er Jahren unter Anleitung der Kunstpädagogin Ursula Goretzka im Jugendhauss Altes Kloster Marienberg zeigen.



Aber auch hier gibt es in den 40er Jahren ein Beispiel für kunstpädagogische Vorläufer im Raphaelshaus in Dormagen, in dem der Künstler und Pädagoge Theodor Dörres im Jahre 1941 seine Tätigkeit begann. Er arbeitete besonders im sakralen Raum und förderte gleichzeitig viele Kinder und Jugendliche des Heimes

Als herausragendes Beispiel seiner Tätigkeit gilt der Hütename Rudi Euterer, der nach mündlicher Überlieferung ein Gedenken darstellt an einen halbjüdischen Jungen, der von der Gestapo entdeckt und in ein Vernichtungslager transportiert wurde. (Emsbach 2017.S. 216).

Abb. 5 Hütename Rudi Euterer, Raphaelshaus Dormagen

Zum Begriff Ressource

Die Entwicklung in der stationären Erziehung der Erziehungshilfe hat inzwischen dazu geführt, dass Ressourcenorientierung als allgemein anerkannt in den pädagogischen Arbeitsfeldern gesehen wird, gleichzeitig besteht aber keineswegs ein

einheitliches Verständnis darüber, was Ressourcen sind und wie sie zu verstehen sind.

Klemenz (2003,19) unternahm als einer der ersten einen weit ausholenden Versuch, Ressourcen aus psychotherapeutischer Sicht zu definieren:

„Unter Ressourcen werden die positiven Potentiale und Bedingungen verstanden, die dem Patienten zur Befriedigung seiner Grundbedürfnisse und zur Verfolgung von Identitätszielen verfügbar sind und die er als Kraftquellen auch in den therapeutischen Prozess einbringen könnte. Dazu gehören etwa motivationale Bereitschaften, Ziele, Wünsche, Interessen, Überzeugungen, Werthaltungen, Geschmack, Einstellungen, Wissen, Bildung, Fähigkeiten, Gewohnheiten, Interaktionsstile, physische Merkmale wie Aussehen, Kraft, Ausdauer, finanzielle Möglichkeiten, sowie zwischenmenschliche Beziehungen“

Für die Mehrheit der Fachleute können Ressourcen in personenbezogene und umgebungsbezogene Ressourcen unterschieden werden. Die Spannweite der Merkmale, die darunter gefasst werden können, reichen von der hohen Intelligenz und körperlichen Gesundheit eines Kindes bis zur familiären Unterstützung und einem positiven Gemeindeklima.

Möbius unterscheidet

1. materielle,
2. soziale und
3. individuelle Ressourcen (Möbius 2010, S. 14).

Während er unter materiellen Ressourcen z. B. finanzielle Unterstützung, Gehalt oder Wohnraum versteht, sind soziale Ressourcen z. B. soziale Netzwerke und professionelle Unterstützungssysteme. Hierzu kann man z.B. Kontakte und Beziehungen auf verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Ebene zählen. Individuelle Ressourcen sind für ihn u. a. persönliche Kompetenzen und Talente wie z. B. Interessen oder Fähigkeiten.

Nach Petermann und Schmidt (2006, 2009) gelten Ressourcen als „aktuell verfügbare – also nicht anderweitig gebundene, nicht mehr oder noch nicht verfügbare – Potenziale, die die

Entwicklung unterstützen“ (2006, S. 119). Sie verweisen hier auf die 2 003 eingeführte Achse V (= aktuelles Funktionsniveau eines Kindes) der multiaxialen Klassifikation psychischer Störungen des Kindes- und Jugendalters (vgl. Remschmidt & Schmidt).

Erste Schritte der Inventarisierung und Diagnostik von Ressourcen

Wie Ressourcen inventarisiert bzw. dokumentiert werden können, war nun die sich anschließende Fragestellung. Auch hier war der klinische Bereich zunächst richtungsweisend mit der Entwicklung des Berner Ressourceninventars, mit dem eine personenbezogene (hier Patientenressourcen) Inventarisierung ermöglicht wird. Trösken und Grawe (2003, 117) sehen die zentralen Ressourcen der menschlichen Entwicklung in folgenden Bereichen:

- soziale Kompetenz,
- soziale Einbettung,
- familiäre Einbettung,
- emotionale Offenheit,
- Optimismus, Glück, Sinnerleben
- Handlungskompetenz,
- Fähigkeit zur Bewältigung alltäglicher Belastungen,
- Fähigkeit zum autonomen Denken und Handeln,
- Motivation zur Selbstreflexion,
- Motivation zum Lernen,
- Offenheit in der Kommunikation,
- Phantasie und Kreativität,
- intellektuelle Begabung,
- Hobbys und Interessen,
- Akzeptanz eigener Bedürfnisse und
- Veränderungsmotivation.

Das Ressourcenkonzept wurde somit ein fester Bestandteil in der Psychotherapieforschung. Die Ressourcenaktivierung als ein allgemeiner Wirkfaktor in der Psychotherapie war damit in der fachlichen Diskussion (vgl. Flückinger & Wusten 2008, 89) angekommen.

Schulbereich: Lehrereinschätzliste

Für den Schulbereich entwickelten Petermann und Petermann (2006) eine Lehrereinschätzliste für Sozial- und Lernverhalten. Dieses Verfahren, das als besonders ökonomisch gilt, erfasst personenbezogene Ressourcen von Schülern der Altersgruppe von 6 bis 19 Jahre. Es handelt sich dabei um zehn Bereiche (faktorenanalytisch bestätigt), zum einen um den Bereich „Sozialverhalten“ (z. B. Kooperation, Selbstkontrolle, Einfühlungsvermögen und Hilfsbereitschaft), zum anderen um den Bereich „Lernverhalten“ (z. B. Anstrengungsbereitschaft, Ausdauer und Selbständigkeit beim Lernen.)

Die Mehrheit der Autoren schlägt vor, sich in der Ressourcendiagnostik nicht nur auf ein Verfahren zu stützen, sondern Selbst- und Fremdbeurteilung miteinzubeziehen. (vgl. Klemenz 2003, 118).

Als ressourcenorientiert wird eine Intervention dann definiert, wenn sie neben der Symptomreduzierung auch der Kompetenzentwicklung eine zentrale, vergleichbare Rolle einräumt (vgl. Petermann & Schmidt 2006, S. 118).

Diagnostik

Erst in den 1990er Jahren legten Schiepeck und Honermann (1997), zit. nach Klemenz 2003, einen Ressourcenfragebogen vor, in dem der Befragte nach einer standardisierten Instruktion aufgefordert wird, eine offene Aufzählung seiner Ressourcen zu benennen. Auch als Nebenprodukt der Erforschung von Risikofaktoren wurden Ressourcen im Rahmen von Interviews eruiert, z. B. in der Risikokinderstudie in Mannheim (Laucht, Esser & Schmidt, 1999). In der Folge der Jugendhilfe –Effekte-Studie (Schmidt, Schneider, Hohm, Pickartz, Macsenaere, Petermann, Flosdorf, Hölzl, Knab, 2002) haben Schneider und Pickartz ein Verfahren zur Erfassung von Ressourcen entwickelt (2004).

Sie untersuchten 39 Personen – und 56 umgebungsbezogene Merkmale oder Mechanismen, denen nach aktuellem Forschungsstand eine protektive Wirkung zugeschrieben werden kann. Dieses Instrument ist geeignet zur Fremdbeurteilung von Kindern bzw. Jugendlichen durch Eltern bzw. pädagogische Mitarbeiter.

Impulse durch Forschungsrichtungen

Es waren mehrere Forschungsrichtungen, die dem Ressourcenkonzept wichtige Impulse verliehen haben:

- die Resilienzforschung,
- die Copingforschung und
- die Psychotherapieforschung.

Die Resilienzforschung

Die Resilienzforschung befasst sich mit der Fragestellung, warum Personen, obwohl sie starken Belastungen ausgesetzt sind, gesund bleiben bzw. nur vorübergehend minimal geschädigt werden. Demgegenüber stehen Personen, die bei gleicher Belastung schwer erkranken. Werner und Smith (1982) haben diese psychische Widerstandsfähigkeit in der Kuauaistudie erstmalig nachgewiesen. In einer über 30 Jahre laufenden Langzeitstudie wurden auf der Insel Kuauai die Lebensläufe von 700 Kindern begleitet. Die Entwicklung eines Teiles der Kinder verlief aufgrund großer familiärer Belastungen negativ, ein anderer Teil entwickelte sich trotz gleicher Belastungen erstaunlich positiv.

Es konnten in den Lebensläufen dieser Kinder protektive Faktoren, also schützende Faktoren gefunden werden, z. B. zusätzliche Pflegepersonen, die die Belastungen minderten oder nahezu vollständig auffingen.

Die Copingforschung

Mit Bewältigung bzw. „Coping“ bezeichnet Lazarus alle „efforts, both actionoriented and intrapsychic, to manage, (that is, master, tolerate, reduce, minimize) environmental and internal

demands, and conflicts among them, with tax or exceed person's resources." (Cohen & Lazarus 1979, S. 219).

Hierbei geht Lazarus davon aus, dass die Steuerung und Interpretation der Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt auf kognitiven Faktoren beruht, d. h. Bewertungsprozessen des Individuums. Es gibt nach Lazarus zwei Arten von Bewertungen, den „primary appraisal“ und den „secondary appraisal“. Die beiden Prozesse unterscheiden sich insofern inhaltlich, als die primäre Bewertung feststellt, welche Bedrohung von einem Ereignis ausgeht, während die sekundäre Bewertung die eigenen Bewältigungsressourcen und Möglichkeiten insofern erfasst, ob sie für das Ereignis angemessen sind. Beide Bewertungen beeinflussen sich gegenseitig.

Die Psychotherapieforschung

In neueren Therapievergleichsstudien bei Erwachsenen zeigt sich, dass eine Beschränkung auf eine Störungsperspektive im diagnostischen und therapeutischen Prozess problematisch zu sehen ist. Dabei werden offenbar gesunde Anteile eines Klienten vernachlässigt, die große Bedeutung für den therapeutischen Verlauf haben. In Meta-Analysen zu Therapiestudien konnten Grawe et al. (1994) feststellen, dass Therapieeffekte umso eher ermöglicht wurden, je besser neben den Störungen auch die Ressourcen des Patienten erfasst und gefördert wurden. Ressourcen sind nach Meinung Graves die Grundlage für eine bessere Bearbeitung der Defizite und tragen zur Verbesserung des Wohlbefindens bei.

Der im zweiten Teil dieses Beitrages zusammengefasste Ergebnisdatenbericht einer Online-Befragung zu sport/bewegungspädagogischen, musik- und kunstpädagogischen Angeboten in Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe entwickelte sich aufgrund zahlreicher Beobachtungen vieler Pädagogen im Heimerziehungsalltag über viele Jahre. So konnte z. B. immer wieder festgestellt werden, dass eine ganze Reihe von Kindern und Jugendlichen, die die klassischen Störungen und Defizite verhaltensgestörter Klientel zeigten, im sportlichen Bereich aber, was etwa die motorischen

Grundeigenschaften wie Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer oder Koordination betraf, erstaunliche Leistungen erbrachten und damit Ressourcen aufweisen konnten, die sie mindestens auf einem vergleichbaren Niveau mit dem Durchschnitt ihres Jahrganges erscheinen ließ.

Ähnliche Beobachtungen, wenn auch nicht in demselben Umfang, konnten im Bereich der musikpädagogischen und der kunstpädagogischen Förderung gemacht werden. Schließlich entwickelte sich der Gedanke, diese Erfahrungen mit einer Befragung zu dieser personenbezogenen Ressourcen-Trias in einer Vielzahl von stationären Einrichtungen empirisch zu belegen.

Von der Praxis zur Praxisforschung - Erste Praxisforschung zur ressourcenorientierten Pädagogik - Ergebnisdatenbericht

Im Laufe der 70er und 80er Jahre wurde das ressourcenorientierte Bewegungsangebot, angeregt durch das St. Josephshaus Klein-Zimmern (Südhessen), im gesamten Jugendhilfebereich Hessens systematisch erweitert durch die konsequente Förderung des Landesjugendamtes Hessen und des Hessischen Sozialministeriums.

„Um eine größere fachliche Kompetenz in der Sportakrobatik und in „motopädagogischer Akrobatik“ zu erlangen, initiierte das St. Josephshaus 1985 in Zusammenarbeit mit dem Landesjugendamt Hessen (Herr Vogler)) und unter der Leitung des Bundestrainers für Sportakrobatik, E. Novkov, eine Weiterbildung mit dem Ziel, die Fachübungsleiterlizenz für Sportakrobatik zu erwerben. (Rusch, 1991, S. 158).

Die erste Fachtagung „Motopädagogik in der Heimerziehung“, Beiträge zur Theorie und Praxis der Bewegungserziehung im Heim für Verhaltensgestörte, hatte gezeigt, dass zwar erste Iststanddaten über Bewegungspädagogik im Heim existieren, aber keine Ergebnisse dafür vorliegen, in welcher Weise und in welchem Ausmaß Motopädagogik wirkt (Knab, 1985).

Eine Arbeitsgruppe „Motopädagogik im Heim“ unter der Leitung der Professoren von Krampen & von Eye unternahm 1985 im St.

Josephshaus Klein-Zimmern den Versuch, die Experimentalform eines Diagnoseinventars für Heimjugendliche zu entwickeln.

Der Fragebogen für Jugendliche im Heim (FJH) und Einschätzungen durch die Erzieher belegten zwar eindeutig die Beliebtheit motopädagogischer Angebote bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, ließen im Kontrollgruppenvergleich aber keine eindeutigen Aussagen über die Veränderbarkeit von dissozialem Verhalten zu (Knab et alii, 1985)ddyxs

Spätestens seit den 90er Jahren haben sich sodann in der stationären Kinder- und Jugendhilfe Bewegungs-, Musik- und Kunstpädagogik als ressourcenorientierte Arbeitsfelder allgemein anerkannt in der Form entwickelt, dass die Stärken der Klientel mit gut zu beobachtendem Erfolg gefördert werden können (vgl. Knab 1986, 1999).

Mängel, z.B. Verhaltensauffälligkeiten oder psychische Störungen zu erfassen, sie zu diagnostizieren und in der Folge abzubauen, begann nun eine langsame aber stetige Neuorientierung bei den Pädagogen, auch im öffentlichen Bewusstsein, die die Klienten nicht mehr in erster Linie als „Mängelwesen“ (vgl. Nestmann, 1996) ansahen, deren Defizite zu beseitigen bzw. zu reduzieren waren. In den folgenden Jahren setzte daher nun geradezu ein „Paradigmenwechsel“ ein.

Diese Entwicklung hat in vielen Einrichtungen dazu geführt, dass Ressourcenorientierung als unbedingt notwendig in den pädagogischen Arbeitsfeldern anzusehen ist.

Um die generelle Bedeutung und praktische Umsetzung der Ressourcenorientierten Pädagogik im stationären Bereich der Erziehungshilfe empirisch fundiert analysieren zu können, führte der Förderverein European-Charity-University e. V. in Kooperation mit dem Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz (IKJ) im Jahr 2013 eine schriftliche Befragung von stationären Erziehungshilfeeinrichtungen durch. Die Untersuchung wurde ehrenamtlich geplant und durchgeführt. (Klein/Knab, 2015)

Insgesamt wurden 292 Einrichtungen aus dem Bereich der stationären Erziehungshilfe angeschrieben. Davon hat ein

erfreulich hoher Anteil von 26 % (= 75 Einrichtungen) an der Befragung teilgenommen und Angaben zur Klientel, Prozessqualität und Ergebnisqualität ihrer ressourcenorientierten pädagogischen Angebote gemacht. beteiligt.

Der überwiegende Anteil der Klientel ressourcenpädagogischer Fördermaßnahmen in den beteiligten Einrichtungen befindet sich im Jugendalter zwischen 14 und 18 Jahren. Die Verteilung deckt sich dabei weitestgehend mit der allgemeinen Altersverteilung von Kindern und Jugendlichen in stationären Jugendhilfemaßnahmen nach § 34 SGB VIII.

(vgl. Klein/Knab, 2015, 142). Insofern kann die vorliegende Untersuchungss Stichprobe auch im Hinblick auf das Merkmal Alter als repräsentativ für die stationäre Jugendhilfe insgesamt gesehen werden. Fast alle Einrichtungen, die an der Untersuchung teilgenommen haben, machen sport- bzw. bewegungspädagogische Angebote (siehe Abb. 6).

Die Häufigkeitsangaben zu musik- und kunstpädagogischen Angeboten liegen beide auf ähnlichem Niveau.

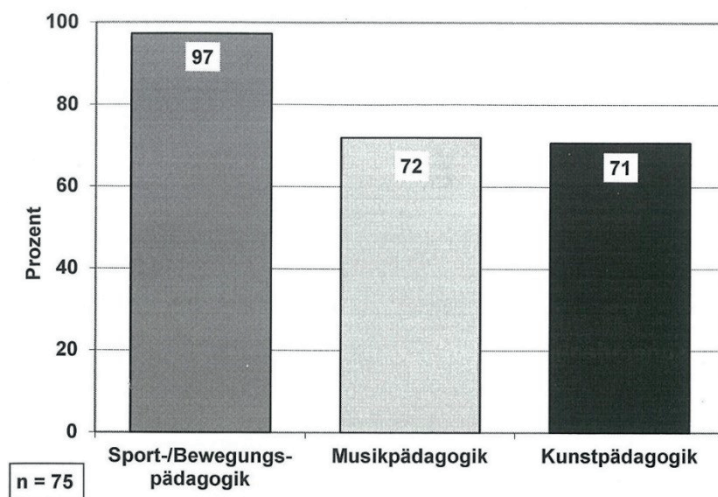


Abb. 6 : Ressourcenorientierte Angebotsstruktur der teilnehmenden Einrichtungen

Im überwiegenden Teil der Einrichtungen, die sport-/bewegungspädagogische Angebote machen, ist die

Ressourcenpädagogische Förderung als ein Bestandteil der Einrichtungskonzeption schriftlich fixiert und bleibt in seiner Durchführung somit nicht mehr allein der Beliebigkeit oder den persönlichen Interessen der pädagogischen Mitarbeitenden vorbehalten.

Forschungsperspektive

Das hohe Interesse der Praktiker an der Wirkungsforschung, das die o.a. Pilotstudie belegt, hat den Förderverein European-Charity- University e.V (ECU) in Kooperation mit dem Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ) die Planung einer weiterführenden Feldstudie in der Kinder- und Jugendhilfe in Angriff nehmen lassen (Knab/Klein 2017,S.271)

Mit der geplanten Studie sollen folgende Zielstellungen verfolgt werden:

- Untersuchung der Wirksamkeit von ressourcenorientierter pädagogischer Förderung
- Identifizierung von Indikation und Wirkfaktoren von ressourcenorientierter pädagogischer Förderung
- Welche unmittelbaren Effekte auf die Kompetenz- und Verhaltensentwicklung von Kindern und Jugendlichen innerhalb der Fördereinheiten werden mithilfe der ressourcenorientierten Förderung erreicht?
- Welche Faktoren haben im Rahmen der ressourcenorientierten Förderung positiven oder negativen Einfluss auf die Kompetenz bzw. Verhaltensentwicklung von Kindern und Jugendlichen?
- Sind besonders erfolversprechende Indikationen für die Durchführung spezifischer ressourcenorientierter Fördermaßnahmen identifizierbar“ (Knab/Klein 2017, 269)

Die Studie soll eine Laufzeit von mindestens zwei Jahren haben und im Jahr 2022 beginnen. Die Datenerhebung soll einzelfallbezogen in Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe erfolgen, die seit langer Zeit über ressourcenorientierte Förderungserfahrung verfügen (Sport/Be-wegungspädagogik, Musikpädagogik und Kunstpädagogik).

Es wird ein multiperspektivischer Ansatz im Rahmen eines Kontrollgruppendesigns angestrebt, der die Befragung der fördernden Pädagogen sowie der geförderten Kinder und Jugendlichen miteinschließt.

Ausblick

Die geplante Studie versucht eine Lücke in dem Forschungsbereich der Ressourcenorientierten Pädagogik zu schließen. Beteiligen kann sich jede Einrichtung, die ressourcenorientierte Fördermaßnahmen in den Bereichen Sport-/Bewegungspädagogik, Musikpädagogik und Kunstpädagogik anbietet. Aufgrund der ehrenamtlichen Tätigkeit der eingesetzten Forscher entstehen den beteiligten Einrichtungen über den Personaleinsatz zur Datenerhebung hinaus keine finanziellen Belastungen, so dass zu hoffen ist, dass das Forschungsvorhaben von einer großen Anzahl an Anbietern stationärer Erziehungshilfemaßnahmen durch eine Beteiligung unterstützt wird.

Der vorliegende Artikel ist eine mehrfach überarbeitete Publikation, die der Autor bereits unter dem Titel „Ressourcenorientierte Jugend - aus der Praxis entwickelte Pädagogik der Kinder- und Jugendhilfe“ in der Zeitschrift „Unsere Jugend, (2021 11/12)“ veröffentlicht hat.

Literatur

Esser, K./Knab, E. (2020), Kunstpädagogik in der Erziehungshilfe, Freiburg: Lambertus

Emsbach (2017) Kunst im Raphaelshaus. In: Entwicklungen in der Erziehungshilfe, S. 216).

Flückinger & Wusten 2008,89) Ressourcenaktivierung. Ein Manual für die Praxis, Bern.

Grawe, K./Donati, R./Bernauer, F. (1994) Psychotherapie im Wandel – von der Konfession zur Profession, Göttingen.

- Klemenz, B. (2003). Ressourcenorientierte Diagnostik und Intervention bei Kindern und Jugendlichen, Tübingen.
- Knab, E. (1978). Leselernhilfen über Buchstabentransfer beim Trampolinspringen. Zeitschrift für Motorik, 1, 70-74.
- Knab, E. /Macsenaere, M. (2004) Hrsg. Musikpädagogik in der Heimerziehung, Europäische Studien zur Jugendhilfe, Band 6
- Knab, E. (1984) Motopädagogik in der Heimerziehung, Frankfurt a.M. , Lang
- Knab, E. (1985)., Krampen, G., Vesely, H., Ach, P., Dörnfeld, G., Schlaegel, Th., Rusch, W., von Eye, A. (Arbeitsgruppe Motopädagogik im Heim) (1985). Experimentalfom eines Diagnoseinventars für Heimjugendliche – Fragebogen für Jugendliche im Heim (FJH) und Einschätzungen durch die Erzieher. Unveröffentlichtes Manuskript, Klein-Zimmern.
- Knab, E. (1986) Motopädagogik in der Heimerziehung von Jugendlichen In: Jugendwohl, 67,3, S. 109-115
- Knab, E. (1991) , Von der Knabenrettungsanstalt zum Jugendhilfezentrum, Freiburg i. B.
- Knab, E (1999). Sport in der Heimerziehung, Frankfurt a.M.
- Klein, J./ Knab, E. (2015).: ECU-Forschungsprojekt, Ergebnisdaten-bericht „Ressourcenorientierte Pädagogik“ in der stationären Erziehungs-hilfe, ECU-Dokumentation, Oberrimsingen
- Knab, E. /Klein, J. (2017) Neue Forschungsergebnisse. In : Entwicklungen in der Erziehungshilfe, S. 271
- Klein, J. Arnold, J. Macsenaere, M.(2011,) InHaus – Individualpädagogische Hilfen im Ausland: Evaluation, Effektivität, Effizienz. Freiburg: Lambertus.

- Klein, J. & Macsenaere, M. (2015) InHaus 2.0. Individualpädagogische Hilfen im Ausland und ihre Nachhaltigkeit. Freiburg, Lambertus
- Klein, J. & Macsenaere, M. (2019): Individualpädagogische Hilfen im Ausland - und dann? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zur Nachhaltigkeit individual- pädagogischer Hilfen im Ausland. Unsere Jugend, 71 (4) 146-155.
- Klemenz, B. (2003). Ressourcenorientierte Diagnostik und Intervention bei Kindern und Jugendlichen, Tübingen , S. 19.
- Möbius, T. (2010) Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit. In. Möbius, T./Friedrich, S. (HG): Ressourcenorientiertes Arbeiten. Anleitung zu einem gelingenden Praxistransfer im Sozialbereich, Wiesbaden ,S.14.
- Müller, A. (2001) Trampolinspringen als heilpädagogische Hilfe, Würzburg
- Nestmann, F.(1996) Psychosoziale Beratung – ein ressourcentheoretischer Entwurf. In: Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis 28,S.359-376
- Seifferth-Straussberg, P. (1912), Deutsche Fürsorgeerziehungsanstalten in Wort und Bild, Bd 2., 618, Halle
- Petermann, F. & Schmidt, M.H. (2006). : Ressourcen ein Grundbegriff der Entwicklungspsychologie und Entwicklungspsychopathologie. Kindheit und Entwicklung, 15, 118 - 127.
- Petermann, F. & Schmidt, M.H. (2009). Ressourcenorientierte Diagnostik- eine Leerformel oder nützliche Perspektive? Kindheit und Entwicklung 18, 49-56

Remschmidt & Schmidt, M.H. (Hrsg) (2003). Multiaxiale Klassifikation psychischer Störungen des Kindes- und jugendalters nach ICD-10 der WHO. Bern: Huber

Rusch, W. (1991) In: Knab, E. Von der Knabenrettungsanstalt zum Jugendhilfezentrum, Freiburg, Lambertus

Schemmel, H. & Schaller, J., (2003). Ressourcen - ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit. Tübingen: dgvt-Verlag

Tröskel, A. K. /Grawe, K. (2003) : Das Berner Ressourceninventar – Instrumente zur Selbst- und Fremdbeurteilungsperspektive von Patientenressourcen. In: Schemmel ,H /Schaller, J. (Hg) : Ressourcen – ein Hand- und Lesebuch zur therapeutischen Arbeit, Tübingen

Schiepeck, G & Honermann, H. (1997). FERP. Fragebogen zur Erfassung persönlicher Ressourcen. München: Manuskript.

Schmidt, M., Schneider, K., Hohm, E., Pickartz ,A:
Macsenae, M., Knab, E.(2002): Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe, Stuttgart (Schriftenreihe des BMFSJ, Band 2019

Schneider, K. & Pickartz, A. (2002). Ein empirisches Instrument zur Erfassung von Ressourcen bei Kindern und Jugendlichen und deren Familien. In F. Petermann & M.H. Schmidt (HRSG.) Qualitätssicherung in der Jugendhilfe. Neue Erhebungsverfahren und Ansätze der Praxisforschung (S.25-54). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Werner, E.E./Smith, R.S. (1982): Vulnerable but invincible: a longitudinal study of resilient children and youth, New York.

„Beziehungs- oder Falltreue“ ist die neue Beheimatung

Norbert Scheiwe

Das ehrenamtliche Engagement im „Europäischen Forum für soziale Bildung“ nach meiner aktiven Zeit in der Erziehungshilfe und die dort stattfindende Auseinandersetzung mit dem „Phänomen des Scheiterns von erzieherischen Hilfen“, im stationären, sowie im individualpädagogischen Bereich oder dem gar nicht zustande kommen derartiger Hilfen, hat mich immer mehr zum Nachdenken gebracht.

Die hohen Zahlen der Abbrüche sind nicht neu. In meiner aktiven Zeit als Leiter einer größeren Erziehungshilfeeinrichtung allerdings waren sie mir, bedauernswerterweise, nie so stark präsent, obwohl ich anmerken muss, dass die Einrichtung hoch differenzierte und flexible Angebote im Portfolio hatte und hat und hier schon sehr stark nach dem Prinzip der „Beziehungs- und Falltreue“ gearbeitet wurde und wird.

Selbstkritisch muss ich allerdings anmerken, dass mich eher mehr die „Erfolge“ und „Effekte“ oder die Effizienz interessiert haben. Im Rückblick sicherlich ein für etliche Einzelschicksale ein Versäumnis, denn auch wir produzierten „Abbrüche“ und konnten trotz der Differenziertheit nicht jedem jungen Menschen ein für ihn angemessenes und notwendiges Angebot unterbreiten.

Mir erscheint dies umso notwendiger, weil aktuell eben auch die Diskussion der Möglichkeiten einer „Beheimatung“, besonders im Kontext der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge und die Situation der Care Leaver mit einer besseren Gestaltung der Übergänge in die Selbständigkeit geführt wird.

Auch hier müssen Weiterentwicklungen des SGB VIII und neue konzeptionelle Rahmenbedingungen erarbeitet werden, damit man diesem Anspruch gerecht werden kann. Die „Abbrecher“ gehören für zwingend mit einzubeziehen.

In diesem kleinen Aufsatz möchte ich kritisch diesem „Phänomen des Scheiterns“ erzieherischer Hilfen ein wenig nachgehen, weniger aus der Sicht eines Theoretikers, sondern mehr mit dem Blickwinkel eines lange in der operativen Arbeit tätigen Praktikers und ggf. Impulse zum selbstkritischen Nachdenken und zur Weiterentwicklung von Hilfeformen aber vor allen Dingen von Haltungen geben.

Ein allzu ausgeprägtes und sehr orthodoxes Verständnis von Qualitätsmanagement, ein fast ausschließlich vom Kostengedanken geprägtes Hilfeplanverständnis, immer mehr Regulierung auf nationaler und europäischer Ebene, eine starke Fluktuation in der öffentlichen Jugendhilfe, den ASD's sowie auch in den Institutionen der Erziehungshilfe, wenig Risikobereitschaft und ein erhöhtes Sicherheitsdenken hindern oft an der Entwicklung von individuellen und kreativen konzeptionellen Lösungen zur Unterstützung von jungen Menschen.

Wolfgang Liegel, ein leider viel zu früh verstorbene Protagonist der Individualpädagogik in Deutschland und Mitarbeiter des Landschaftsverbandes, Landesjugendamt Rheinland sagte einmal anlässlich einer Tagung 2007 in Köln:

„Individualpädagogik aber muss von jedem Einzelfall aus neu denken und das macht Mühe, kostet Zeit und Nerven und erhält den Moment der Unsicherheit.“

Nur so aber kann Individualpädagogik lebendige Alternative zu den institutionalisierten Formen der Erziehungshilfe bleiben.“
(Wolfgang Liegel, Landesjugendamt Rheinland, = 2007)

Eine Haltung, zu der wir im Interesse der jungen Menschen und deren Familien meines Erachtens gerne wieder zurückkehren sollten.

Der Rahmen

In § 1 Absatz 1 des SGB VIII ist es sehr deutlich formuliert,

„Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit.“.

Dieses Recht haben zunächst die Eltern umzusetzen. Sollten diese aus irgendwelchen Gründen dazu nicht in der Lage sein, hat die Jugendhilfe sie dabei zu unterstützen, ggf.

diese Aufgabe subsidiär zu übernehmen. Das SGB VIII konkretisiert dann in den §§ 27 ff die möglichen Unterstützungs- und Hilfeformen, die Jugendhilfe dabei anzubieten hat.

Das zentrale Steuerungsinstrument jeglicher Hilfe für junge Menschen und deren Familien ist der Hilfeplan. Er definiert das Angebot in Art und Umfang, benennt Ziele der Hilfen und dient als „pseudovertragliche“ Grundlage der Mitbestimmung und Partizipation junger Menschen und deren Erziehungsberechtigten.

Hilfen können (sollen) nach § 41 bis zum 21. Lebensjahr gewährt werden, in begründeten Einzelfällen auch darüber hinaus.

Mit der Umsetzung der konkreten Hilfe, werden freie Träger betraut, die entsprechende Angebote zur individuellen Förderung der jungen Menschen und deren Familie vorhalten. Id.R. erfolgt dies in Form von ambulanten oder stationären Hilfen, die dann den Förderbedarf des Kindes bzw. jugendlichen Menschen abdecken sollen.

Einrichtungen der Erziehungshilfe bieten meist ein differenziertes Spektrum von Angeboten der erzieherischen Hilfen an. Von der Sozialpädagogischen Familienhilfe, über unterschiedliche gruppenpädagogische Settings, schulische und berufliche Angebote bis hin zu individualisierten Hilfen im In- und Ausland oder geschlossene Strukturen können Jugendämter mit den Kinder- und Jugendlichen und deren Familien gemäß dem im §5 SGB VIII festgeschriebenen Wunsch- und Wahlrecht wählen, welches Angebot denn gerade passend sein könnte. Die Praxis zeigt allerdings, dass dieses

Wunsch- und Wahlrecht der Kinder- und Jugendlichen und der Eltern nicht in allen Regionen gleich umgesetzt wird.

Aktuell sind in Deutschland über 100.000 junge Menschen in einer stationären Einrichtung untergebracht (Fendrich u.a, TU Dortmund 2018).

Die Ausgangslage

Trotz eines sich weiter differenzierenden Angebotes, und der Verbesserung der fachlichen und personellen Ausstattung bewegen sich die ungeplanten Abbrüche in den erzieherischen Hilfen landesweit seit etlichen Jahren auf einem exorbitant hohen Niveau. (statistisches Bundesamt u.a.). Unterschiedliche Statistiken weisen Abbruchzahlen zwischen 53% und 57% der untergebrachten jungen Menschen aus. Besonders hoch ist dabei die Zahl bei männlichen Jugendlichen ab dem 16. Lebensjahr. (häufig schon nach sehr kurzer Betreuungszeit, da keine Beziehung aufgebaut werden konnte)

Stellt man die Abbruchgründe einmal zunächst in den Hintergrund drückt diese Zahl m.E. auf den ersten Blick eine Situation des Scheiterns von Strukturen aus. Diese Situation wird jährlich zwar statistisch fest gehalten und auch öffentlich benannt, führt aber, zumindest bisher, nicht zu einem Sturm der Entrüstung bei Politik und Fachwelt oder gar zur Skandalisierung durch Medien und Öffentlichkeit oder zur selbstkritischen Überprüfung der Angebote und des Systems durch die öffentliche und freie Jugendhilfe.

Man stelle sich vor, wenn z.B. das deutsche Schulsystem ähnliche „Erfolgszahlen“ produzieren würde. Durch unser Land der Dichter und Denker ginge ein Aufschrei der Entrüstung und die allgemeine Forderung einer schnellen Veränderung und Verbesserung.

Die Zahlen sind auch deshalb besonders mit Sorge zu betrachten, weil diese Abbrüche i.d.R. junge Menschen betreffen, deren Leben bisher hauptsächlich durch wenig Kontinuität sondern oftmals durch mehrere Beziehungsabbrüche, also das Erleben einer Kultur des Scheiterns, geprägt wurde. Die „Jugendhelfekariere“ beginnt oft mit einer „kosten-

günstigen“ ambulanten Hilfe mit einem geringen Stundenumfang (somit ist wenig Struktur-oder Beziehungsaufbau möglich), geht über in eine teilstationäre Hilfe, und mündet dann in eine oder mehreren stationären Hilfen bzw. in geschlossenen Strukturen. Ihrer Entwicklung förderlich allerdings wäre das Erleben von Beziehungs- und/oder Strukturkontinuität, dem „dran bleiben“ und dem Interesse an ihrem Leben, egal was auch gerade so „läuft“.

Hier werden Schicksalsverläufe hingenommen, die einer christlich/humanistisch ausgerichtete Gesellschaft fachlich und ethisch nicht würdig sind.

Bei den Abbrüchen stehen drei Hauptgründe nicht ganz gleichwertig nebeneinander. Den höchsten Anteil stellen die jungen Menschen selbst (19,1% NRW 2018), danach folgt die betreuende Einrichtung (12,2% NRW 2018) und dann die Personensorgeberechtigten (15,7 NRW 2018).

Nun sagen diese Zahlen natürlich nichts darüber aus, ob die jungen Menschen nach dem selbst gewählten Abbruch oder dem „Rausschmiss“ wieder eine Hilfe angeboten bekommen bzw. in einer weiteren oder neuen Hilfe erfolgreicher sind. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass der Abbruch erfolgt ist und Auswirkungen auf die Entwicklung und die weitere Zukunft des jungen Menschen haben wird.

Der Versuch von Erklärungen

In meinen folgenden Ausführungen möchte ich mich hauptsächlich den strukturellen bzw. individuellen Gründen der Abbrüche widmen. Mir ist bewusst, dass viele der Gründe dabei spekulativer Art und Weise sind, die Forschung hat sich dieser Aufgabe noch wenig gestellt, zumindest habe ich wenig aktuelle Ansätze gefunden. Vielleicht ein Hinweis, sich mit diesem Phänomen einmal wissenschaftlich intensiver auseinander zu setzen.

Die Hinnahme derartig hoher Abbruchzahlen durch alle beteiligten Strukturen lässt unterschiedliche Interpretationen der Begründungen zu. Zum einen haben junge Menschen in diesem Alter und vor allen Dingen mit den sozialen Hintergründen und

auch Verhaltensweisen keine gesellschaftliche Lobby. Weiter werden konzeptionelle oder strukturelle Hilflosigkeit auf Kosten der jungen Menschen ausgetragen und damit individualisiert anstatt institutionalisiert. Deren unangepasstes Verhalten bewirkt ihren Rausschmiss oder den selbst verursachten Abbruch, nicht das nicht angemessene oder nicht vorhandene Angebot der jeweiligen Jugendhilfestruktur. Sie werden eher stigmatisierend „Systemsprenger“ genannt, für die es wenig oder gar keine Hilfeangebote mehr zu geben scheint und die ja die vorhandenen ablehnen.

Hinzu kommt, dass nicht selten einfach auch falsche oder fehlende Indikationsstellungen erfolgen, als deren Konsequenz dann Unterbringungen erfolgen, die dem Bedarf des jungen Menschen überhaupt nicht entsprechen. Hier können nicht erkannte oder fehlerhaft diagnostizierte psychische Erkrankungen, körperliche Handycaps oder auch falsche Einschätzung von Verhalten Begründungen sein.

Ein weiterer Grund für scheiternde Hilfen ist m.E. die sog. „Mitwirkungsfalle“. Im Rahmen der Hilfeplanung werden Ziele vereinbart, die bei einer fachlich richtigen Einschätzung nie hätten vereinbart werden dürfen. Sie sind oft so hoch angesetzt, z.B. einen Schulabschluss in sehr kurzer Zeit erreichen, dass sie von vorne herein unrealistisch sind. Da der junge Mensch derartige Vereinbarungen oft selbst nicht abschätzen kann und er selbstverständlich zunächst einmal einer derartigen Vereinbarung zustimmt und seine Mitwirkung verspricht, sitzt er schon von vorneherein in der „Falle“, denn der Abbruch ist spätestens am Schuljahresende vorprogrammiert.

Anpassungsleistungen werden im Wesentlichen von den jungen Menschen selbst, weniger von den Systemen erwartet. Ein Indiz dafür scheint mir zu sein, dass junge Menschen, obwohl sie schon mehrfach in Gruppenstrukturen aus den unterschiedlichsten Gründen gescheitert sind, immer wieder in diese weiter vermittelt werden. Zweistellige Abbruchzahlen sind da keine Seltenheit, wenn man den Aussagen von Verantwortlichen in den Einrichtungen glauben darf, die für die Aufnahme von jungen Menschen zuständig sind.

Wissenschaftliche Erkenntnisse belegen (Studie EREV und auch IKJ-Mainz), dass mit jedem Abbruch das Risiko eines generellen Scheiterns der Erziehungshilfe immer größer wird.

Zwar werden und wurden sog. „Spezial- oder Intensivgruppen“ entwickelt, die spezielle konzeptionelle Rahmenbedingungen, eine umfassendere Personalausstattung und kleinere Gruppengrößen vorweisen, an den Gesamtzahlen der Abbrüche hat diese Entwicklung aber bisher offensichtlich wenig geändert.

Auffallend ist, dass im Gegensatz zu anderen Themen der Erziehungshilfen, bisher relativ wenig Energie und Finanzen für eine wissenschaftliche Forschung in diesem pädagogischen Feld des „Scheiterns“ investiert werden. Die Jugendhilfe-effektstudie aus dem Jahr 2000 oder eine Untersuchung des EREV von „Abbrüchen in stationären Erziehungshilfen“ aus dem Jahr 2012 sind zwei Beispiele, in denen sich mit dieser Thematik befasst wird. Bisher beschränkt man sich fast ausschließlich auf die Erfassung und jährlichen Veröffentlichung der relevanten Zahlen.

Gelebte Praxis scheint auch zu sein, dass mit einem Abbruch der Hilfe oft auch ein Wechsel der Einrichtung einhergeht. Der „Rauswurf“ wird oft als Strafe „zelebriert“, um den anderen jungen Menschen in der Gruppe/Einrichtung zu demonstrieren, was passiert, wenn man sich nicht in das vorhandene System einfügt oder sich anpasst.

Dies lässt vermuten, dass die Diversifikation von Einrichtungen der Erziehungshilfe noch nicht ausreicht, um jungen Menschen ein verändertes und den Bedürfnissen gerechter werdendes Angebot zu unterbreiten, damit einhergehende Beziehungsabbrüche zumindest mit einer „Institutionstreue“ abgemildert werden kann und damit eine strukturelle Kontinuität angeboten wird. Ggf. bleiben ja Mitarbeitende der pädagogischen Leitung hilfeplanbegleitend im Prozess tätig und verstärken damit diesen Effekt noch.

Ein weiterer Hintergrund scheint eine immer noch in vielen Institutionen praktizierte starre „Wenn – Dann-Pädagogik“ zu sein, die die Mitentscheidungs- und Partizipationsmöglichkeit von jungen Menschen sehr einschränkt. Da wo junge Menschen

keine Möglichkeiten mehr der eigenen Entscheidung sehen, reagieren sie sehr oft mit Flucht und entziehen sich der wichtigen und notwendigen Auseinandersetzung. Die o.g. EREV-Studie belegt, dass die Gefahr eines Abbruches mit der Intensität der Partizipation korrespondiert.

Je mehr Möglichkeiten der Mitentscheidung für junge Menschen geboten werden, desto geringer ist die Gefahr eines Abbruches.

Wichtig scheint mir auch zu erwähnen, dass sehr starr festgeschriebene Standardisierungsabläufe des Qualitätsmanagements und eine sehr orthodoxe Handhabung Unflexibilität im pädagogischen Handeln eher unterstützen als individualisierte Prozesse zulassen.

Was als Orientierungshilfe gedacht war, kann den individuellen Bedürfnissen von jungen Menschen oft nicht mehr gerecht werden und drängt sie in die Defensive. Ich denke hier an zu starre Gruppen- und Tagesstrukturen, immer gleiche Freizeitangebote, Reaktionen auf dissoziales- oder Suchtverhalten (Strafen), wenig oder keine Beteiligung an Verhaltensbewertungen, wenig variable Dienstpläne, die individuelle Lebenslagen von jungen Menschen und Krisen berücksichtigen können, ein Übermaß an Verwaltungsarbeit der Pädagogen anstatt Beziehungsarbeit, Reaktion anstatt Aktion und Partizipation usw. Wenn sich jungen Menschen, möglicherweise berechtigterweise, in solchen

Rahmenbedingungen nicht bewegen wollen, bleibt oft nichts anderes übrig als sie auszugrenzen. Inwieweit derartige Anpassungsleistungen allerdings zu einer wirklichen selbstbestimmten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben führen soll, darf durchaus kritisch hinterfragt werden.

Immer wenn ein Einzelfall hochgradige problematische Verhaltensweisen an den Tag legt oder Probleme erzeugt neigt die deutsche bzw. europäische Gesetzgebung zur Regulierung oder reagiert mit einer Verstärkung der Sanktionierung. Ich erinnere z.B. an die Forderung der Senkung der Strafmündigkeit auf 12 Jahre oder die Durchsetzung der Schulpflicht in Bayern durch die Polizei. Möglichst alle Lebensbereiche von Menschen, in diesem Fall von Jugendlichen sollen abgesichert und vor allen

Dingen ohne jegliches Risiko für beteiligte staatliche oder freie Institutionen bewältigbar sein.

Risiko eingehen, eigene Grenzen überschreiten ist eher unerwünscht oder wird mehr oder minder methodisch gelenkt in „erlebnispädagogischen Einheiten“ ermöglicht. Das kreative Potential für die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit kann so eher weniger nutzbar gemacht werden oder mündet bei vielen Jugendlichen in ein eher unerwünschtes Verhalten, dass dann wieder sanktioniert werden muss.

Besonders in Hilfeformen wie individualpädagogische Hilfen im In- und Ausland wirken sich die Regulierung deutlich und nicht immer zum Wohle dieser Hilfeform aus. Starr durchgeführte Anerkennungsverfahren, Brüssel IIa Verordnung, starre Fachkräftegebote, die Ablehnung einer Unterbringung im Ausland, um nur einige zu nennen sind manchmal eher hinderlich einen sehr individualisierten Hilfebedarf eines jungen Menschen zu ermöglichen oder umzusetzen. Um es deutlich zu sagen, ich plädiere hier nicht für die Abschaffung von Kontroll- oder Regelmechanismen, sondern eher für eine eher individualisierte und flexiblere Handhabung.

Die Übernahme von Verantwortung für die Umsetzung der Ziele des SGB VIII kann nicht als Endergebnis eine übermäßige Regulierung und Sanktionierung von öffentlicher Erziehung sein, sondern muss immer auch eine gewisse Risikobereitschaft und die Entwicklung individueller und kreativer auf den einzelnen jungen Menschen bezogenen Lösungsansätze beinhalten. Die darf nicht, wie praktisch erlebt, regional unterschiedlich gehandhabt werden, sondern sollte eine bundesweit praktizierte und gelebte Haltung sein.

Auf die Regulierung und Steuerung durch die Ablehnung von Kostenübernahmen, oft wenn alle sonstigen Beteiligten einem individuellen Konzept der Hilfe schon zugestimmt haben, möchte ich nicht näher eingehen, sie ist aber durchaus ausgeübte Praxis und kommt nicht gerade selten vor.

Ein Impuls - „Beziehungs- oder Falltreue“ ist die neue Beheimatung

Eine positive Veränderung dieses schon lange bestehenden Phänomens des Scheiterns von jungen Menschen in Erzieherischen Hilfen kann meines Erachtens nur geschehen, wenn sich die Haltung dazu verändert.

Die Jugendlichen sind i.d.R. nicht unsere „Feinde“ sondern nach Hilfe suchende junge Menschen, die in ihrem bisherigen Leben noch nicht sehr viele Chancen zu einer positiven Entwicklung erhalten haben. Ihr weiteres Scheitern ist auch unser Versagen. Anstatt von Ihnen ständig zu erwarten „neu anzufangen“ sollten wir dies tun, jeden Tag, komme was wolle. Mir scheint als wichtigste Veränderungsnotwendigkeit die Entwicklung einer Haltung des „Dran Bleibens“ anstatt des „Abwendens“ zu sein. Dies bedeutet, dass ein „Scheitern“ in einer Strukturform einer Einrichtung, z.B. einer Gruppe, nicht automatisch das Ende der Hilfe bedeuten muss, sondern der Beginn einer neuen, dem Bedürfnis des jungen Menschen angepassten

Unterstützungsform sein sollte. Diese Linie kann, bis hin zu sehr „lockeren Betreuungsangeboten“ und einer eher akzeptierenden als sanktionierender Pädagogik gezogen werden, je nach Lebens- und Entwicklungsphase des jungen Menschen.

Dies bedeutet allerdings auch, sehr flexible Strukturen in einer Einrichtung und ein hoch differenziertes Angebot vorzuhalten und Mitarbeitende, die auch bereit sind, sich in derartige pädagogische Felder zu begeben. Hier müssen neue pädagogische Konzepte jenseits der Gruppenpädagogik entwickelt werden. In heutigen Zeiten kann kaum eine Wohngruppe zu einer stabilen Gruppe zusammenwachsen, da durch ständige Abgänge und Neuaufnahmen die jungen Menschen sich immer neu in der Gruppenhierarchie behaupten müssen

Dies bedeutet auch, mit einer notwendigen Kreativität an die Hilfeplanung heran zu gehen, und dieses Instrument nicht als starr festgeschriebenen Plan zu verstehen, sondern als ein anpassungsfähiges Instrument der Entwicklungsbegleitung eines jungen Menschen und dessen Familie.

In der letzten Konsequenz bedeutet dies für den jungen Menschen eine strukturelle Fall- und Beziehungstreue, denn die Einrichtung lässt ihn nicht allein, sondern begleitet ihn in allen schwierigen oder leichteren Lebensphasen die er bewältigen muss und die ihn zu den Zielen wie einen formellen Schul- oder Ausbildungsabschluss, soziale Integrationsfähigkeit, Empathie, Selbstbestimmtheit und damit zur Teilhabe an unserem gesellschaftlichen Leben führen soll. Insbesondere muss dann nach Ende der Hilfe eine Rückkehroption – häufig eher in einer beratenden Funktion – stehen, denn junge Menschen, die in einer Familie aufwachsen haben auch die Möglichkeit bei Krisen bzw. wenn Bedarf an Hilfe besteht in die Familie zurückzukehren

Mit einem derart entwickelten Selbstverständnis kann Heim auch Heimat für junge Menschen sein oder werden, die dies bisher noch nicht erlebt haben. Im Leben glücklich werden und trotz des schlechten Starts in früher Kindheit aktiv, selbstbestimmt und produktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen (Caritas Kinderheim gGmbH Rheine 2018)

Literatur:

SGB VIII in der Fassung v. 19.12.2018

Fendrich,S./Pothmann,J/Tabel A (2018). Monitor Hilfen zur Erziehung 2018, 12 bis 14

Statistisches Bundesamt, Arbeitsstelle Kinder-und Jugendhilfe-statistik in div Berichten

Landejugendamt Rheinland, Jugendhilfereport 2/2008 Landesjugendamt Rheinland

Caritas Kinderheim gGmbH Rheine, W.Hülsbusch, Stärkung des heilpädagogischen Handelns durch Kompetenzen-orientierung

Individualpädagogische Hilfen im Ausland – effektiv, effizient und nachhaltig!

Joachim Klein

Individualpädagogische Hilfen im Ausland haben ihren Ursprung in den erlebnispädagogischen Ansätzen der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts (vgl. Klawe 2013). Während sie in der Anfangszeit häufig in Form individuell konzipierter Reiseprojekte umgesetzt wurden, hat sich im Laufe der Zeit zunehmend eine Hilfedurchführung an festen Projektstandorten durchgesetzt (ebd.).

Auslandshilfen bewegen sich grundsätzlich „im Spannungsfeld zwischen Jugendhilfe, Psychiatrie und Strafvollzug“ (Buchkremer/Emmerich/Groneick 2012, 113) und werden in der Regel für Jugendliche angefragt, die einen langen Weg des Scheiterns hinter sich haben – oftmals verbunden mit beginnender Kriminalisierung, Drogenkonsum und Schulabbrüchen (Diener 2022, Klein/Macsenaere 2022). Meist erfolgt die Betreuung im 1:1-Setting, so dass Ziele und Bedingungen immer wieder flexibel unter allen Hilfebeteiligten ausgehandelt werden können. Dadurch kann bei fachlich guter Durchführung in der Regel eine möglichst passgenaue individuelle Hilfestaltung gewährleistet werden, die sich besonders durch die folgenden Eigenschaften charakterisieren lässt:

- Hohes Maß an Authentizität und Natürlichkeit der Lebenswelt
- Fokussierung auf Ressourcen bzw. Stärken der jungen Menschen
- Strukturelle Zwänge durch Lage, Sprache und Kultur des Hilfeorts (Klein/Macsenaere 2022, Wendelin 2022, Lorenz 2009).

Zahlenmäßig stellen die individualpädagogischen Hilfen im Ausland zwar ein vergleichsweise kleines Segment im Kanon der erzieherischen Hilfen dar (Felka/Lorenz 2015), doch ihnen wird seitens der Forschung bei Einhaltung grundlegender

fachlicher Standards eine hohe Wirksamkeit belegt (Dreber/Lorenz 2022, Scheiwe 2022, Klein/Macsenaere 2022).

Das Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ) hat in den vergangenen Jahren zusammen mit dem Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe e. V. (BVkE) mit den beiden Studien InHAus bzw. InHAus 2.0¹ zwei bundesweite wissenschaftliche Untersuchungen zur Effektivität und Nachhaltigkeit individualpädagogischer Auslandshilfen durchgeführt. Das Don Bosco Jugendwerk Bamberg hat sich unter der Leitung von Emil Hartmann an beiden Studien aktiv beteiligt und damit einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Fundierung und Stärkung der Fachlichkeit dieser Hilfeform geleistet. Im Folgenden sind einige zentrale Ergebnisse dieser beiden InHAus-Studien dargestellt.

Die Situation der jungen Menschen zu Hilfebeginn

Die jungen Menschen, deren Auslandshilfen in der ersten InHAus-Studie untersucht wurden, konnten zu Beginn der Hilfe auf wesentlich weniger individuelle Ressourcen bzw. Schutzfaktoren zurückgreifen, als dies bei Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe normalerweise der Fall ist (Klein/Arnold/Macsenaere 2011). Dieser Unterschied ist in fast allen untersuchten Ressourcenbereichen statistisch signifikant ($p < 5\%$)². Bei den untersuchten Defiziten bzw. Problemlagen zeigen sich nicht nur im Vergleich zur üblichen Klientel stationärer Jugendhilfen nach § 34 SGB VIII, sondern auch zu Jugendlichen in individualpädagogischen Hilfen im Inland (§ 35 SGB VIII – intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung) eine signifikant höhere Anzahl an Problemlagen und eine erheblich größere Gesamtsymptombelastung ($p < 0,1\%$). Mit im Schnitt mehr als neun unterschiedlichen Symptomen – zum Teil sowohl mit externalisierendem als auch internalisierendem Charakter (z. B.

¹ „InHAus - Individualpädagogische Hilfen im Ausland: Evaluation, Effektivität, Effizienz“; „InHAus 2.0. Individualpädagogische Hilfen im Ausland und ihre Nachhaltigkeit“

² Mit dem Buchstaben „p“ wird in der analytischen Statistik die Irrtumswahrscheinlichkeit eines statistischen Analyseverfahrens (z. B. T-Test, Varianzanalyse, Chi-Quadrat-Test) gekennzeichnet. Liegt dieser Wert unter 5 %, so spricht man von einem statistisch signifikanten und damit bedeutsamen Analyseergebnis.

aggressives, delinquentes Verhalten bzw. soziale Ängstlichkeit, depressive Verstimmungen) wies die InHAus-Stichprobe zu Hilfebeginn eine sehr komplexe und heterogene Defizitlage auf, was damit natürlich besondere Anforderungen an die Betreuungspersonen und ihre unterstützenden Hilfesysteme bedeutet. Darüber hinaus lag auch der Anteil an straffälligen (60 %) bzw. Drogen konsumierenden (85 %) Jugendlichen erheblich über dem „normaler“ Jugendhilfeklientel, so dass aufgrund dieser gravierenden Risikogesamtkonstellation die Erfolgswahrscheinlichkeit der untersuchten Hilfen prinzipiell zunächst einmal deutlich reduziert war.

Die Umsetzung fachlicher Standards

Zur Umsetzung individualpädagogischer Hilfen im Ausland wurden von unterschiedlichen Stellen fachliche Empfehlungen und Richtlinien formuliert (z. B. vom Bundesverband Individual- und Erlebnispädagogik, der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter, dem Deutschen Verein oder dem Landschaftsverband Rheinland). Diese beziehen sich u. a. auf Aspekte wie eine umfassende Eignungsprüfung sowie die Vorabplanung von Reintegrationsmaßnahmen vor Hilfebeginn, die Qualifikation der Fachkräfte oder Formen der Steuerung bzw. des Controllings durch das fallverantwortliche Jugendamt. Die Ergebnisse der ersten InHAus-Studie haben gezeigt, dass die geforderten Hilfestandards leider in vielen Bereichen nicht durchgängig eingehalten werden: Während z. B. die geforderte Eignungsprüfung der Jugendlichen vor Hilfebeginn in fast allen Fällen durchgeführt wurde (94 %), fand eine Vorabplanung der sozialen Reintegration für die Zeit nach dem Auslandsaufenthalt lediglich in etwas mehr als der Hälfte aller Fälle (57 %) statt. Das obligatorisch geforderte Treffen zwischen Jugendlichen und Betreuer(inne)n wurde ebenfalls nur in gut der Hälfte aller Hilfen (57 %) praktisch umgesetzt und auch das vom Gesetzgeber im Kinder- und Jugendhilfweiterentwicklungsgesetz formulierte Fachkräfteprinzip (Wiesner 2008) wurde nur in rund drei Vierteln der untersuchten Fälle (76 %) realisiert.

Ein ambivalentes Bild zeigen die Untersuchungsergebnisse zur Umsetzung von Qualitätssicherung, Steuerung und Kontrolle: Während der Auftrag zur Steuerung und Qualitätssicherung der Hilfen in Form persönlicher Besuche vor Ort von den

Jugendhilfeeinrichtungen mit durchschnittlich drei Besuchen im Jahr erfreulicherweise insgesamt betrachtet sehr ernst genommen wurde, ist auf Seiten der Jugendämter eine deutliche Vernachlässigung der geforderten Kontrollpflicht feststellbar: In mehr als der Hälfte aller Fälle (56 %) waren die fallverantwortlichen Jugendamtsmitarbeiter:innen im gesamten Hilfeverlauf kein einziges Mal persönlich am Betreuungsort!

Die Effektivität der Auslandshilfen

Trotz der beschriebenen schwierigen Ausgangslagen weisen die untersuchten Hilfen im Ausland eine sehr hohe Erfolgsquote auf. Die im Rahmen der InHAus-Studie durchgeführten Vergleiche mit zwei in ihrer Ausgangslage parallelisierten Kontrollgruppen (zum einen mit Hilfen nach § 34 SGB VIII und zum anderen mit intensiven sozialpädagogischen Einzelbetreuungen im Inland nach § 35 SGB VIII) zeigen für die Auslandsstichprobe eine deutlich höhere Gesamteffektivität.

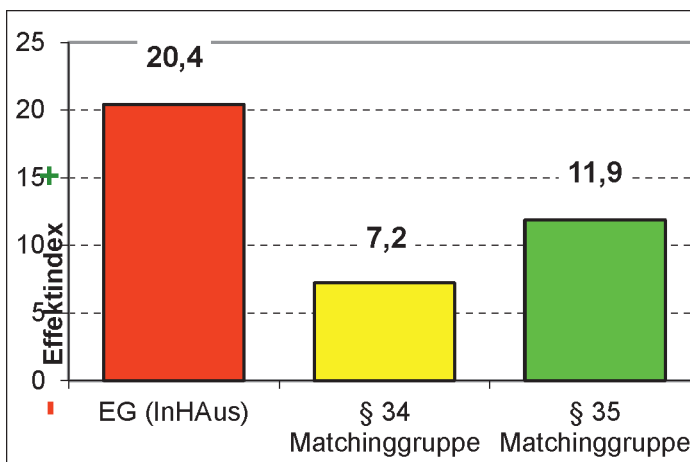


Abb. 1: Kontrollgruppenvergleich der Gesamteffektivität

Diese setzt sich zusammen aus einer Vielzahl einzelner positiver Entwicklungen: Einerseits ist z. B. bei den individuellen Ressourcen bzw. Schutzfaktoren der Jugendlichen aus der InHAus-Stichprobe ein signifikant höherer Zuwachs zu erkennen als in beiden Kontrollgruppen ($p < 0,1 \%$). Andererseits fällt auch bei den vorliegenden Defiziten und Problemlagen der Jugendlichen die Gesamtentwicklung der InHAus-Stichprobe über den gesamten Hilfeverlauf hinweg betrachtet statistisch nachweisbar positiver aus ($p < 5 \%$). Und auch der Erreichungsgrad der individuellen Hilfeplanziele liegt bei den Auslandshilfen signifikant über dem in beiden Kontrollgruppen ($p < 5 \%$).

Die Wirkfaktoren der Auslandshilfen

Im Rahmen der ersten InHAus-Studie wurden nicht nur die Effekte umfassend untersucht, sondern mithilfe der für den Bereich der Kinder- und Jugendhilfe innovativen Methode der Grafischen Kettenmodelle eine umfangreiche Wirkfaktorenanalyse durchgeführt. Dabei zeigten einige der untersuchten fachlichen Standards für Auslandshilfen neben ihrer fachtheoretischen Bedeutung auch eine empirisch nachweisbare Relevanz für die Wirksamkeit der untersuchten Hilfen auf (Klein/Arnold/Macsenaere 2011). So begünstigt z. B. eine noch vor Beginn des Auslandsaufenthalts durchgeführte fachlich fundierte Reintegrationsplanung (inklusive einer klaren zeitlichen Begrenzung des Auslandsaufenthalts) nicht nur den Problemlagenabbau, sondern wirkt sich zusätzlich auch positiv auf den Grad der Zielerreichung innerhalb der Hilfe aus. Auch das Verlaufscontrolling des Jugendamts in Form von persönlichen Besuchen vor Ort sowie die Zusammenarbeit mit Behörden im Gastland haben einen statistisch nachweisbaren Einfluss darauf, wie erfolgreich die Hilfen insgesamt für die jungen Menschen ausfallen. Eine Betreuung durch qualifizierte Fachkräfte reduziert außerdem nachweisbar die Gefahr eines vorzeitigen Hilfeabbruchs. In der InHAus-Studie wurden aber nicht nur die fachlichen Hilfestandards auf ihren Einfluss hin analysiert, sondern darüber hinaus auch zahlreiche weitere Struktur- und Prozessmerkmale der Auslandshilfen auf ihren potenziellen Einfluss für die Hilfeeffektivität untersucht. Als insgesamt bedeutsamster Wirkfaktor für den Aufbau

individueller Ressourcen bzw. Schutzfaktoren hat sich dabei die Kooperation der jungen Menschen mit ihren Betreuungspersonen herausgestellt. Sie hat zudem einen deutlichen positiven Einfluss auf den Realisierungsgrad individueller Hilfeplanziele. Auch eine längere Helfedauer trägt nachweisbar dazu bei, dass Ressourcen gestärkt und Problemlagen abgebaut werden können.

Die Zeit nach dem Ausland Mit dem Übergang aus einer zum Teil mehrjährigen Hilfe im Ausland zurück in den Alltag in Deutschland ist immer auch eine „[Wieder-]Gewöhnung an anders strukturierte und teilweise fremdbestimmte Alltagsabläufe“ (Klawe 2013, 146) verbunden. Darüber hinaus geht mit dem Hilfeende oft eine „Aufhebung der exklusiven Beziehung zu Betreuerin oder Betreuer [und] die Konfrontation mit alten Konfliktkonstellationen und Konfliktstrategien in Elternhaus und Herkunftsmilieu“ (ebd.) einher. Diese in jeder Auslandshilfe irgendwann anstehenden Schritte stellen für die jungen Menschen in der Regel eine große Herausforderung dar und bergen ein hohes Risikopotenzial für den nachhaltigen Erfolg der durchgeführten Hilfen (Klein/Macsenaere 2015). Dementsprechend stellen eine fachlich fundierte Reintegrationsplanung sowie die Organisation einer individuell bedarfsgerecht angepassten Nachbetreuung wichtige Voraussetzungen für das nachhaltige Gelingen einer erfolgreichen Wiedereingliederung der im Ausland betreuten jungen Menschen dar (vgl. Klawe 2013; Witte 2009).

Von den jungen Menschen, die in der InHAus 2.0-Studie untersucht wurden, wurden 80 % in den ersten Monaten nach ihrer Rückkehr aus dem Ausland von einer Jugendhilfeeinrichtung weiter unterstützt, im Schnitt rund 15 Monate lang. Durchgeführt wurde diese Nachbetreuung in den meisten Fällen entweder von der Einrichtung, die schon für die Betreuung im Ausland verantwortlich war (52%), oder durch eine eng mit ihr kooperierende Institution (25%). Im Hinblick auf den in zahlreichen Studien nachgewiesenen Einfluss einer gelingenden Kooperation zwischen jungem Menschen und Betreuungsperson(en) auf den Erfolg einer Hilfe (Macsenaere/Esser 2012) und die empirisch nachgewiesene Bedeutung der Aufrechterhaltung von Beziehungen über das

unmittelbare Ende einer stationären Hilfe hinaus (Klein, Macsenaere & Hiller 2021) stellt diese Betreuungs- bzw. Beziehungskontinuität eine sehr gute Voraussetzung für eine gelingende Nachhaltigkeit der Auslandshilfen dar.

Knapp 60% der jungen Menschen hatten am Ende ihres Auslandsaufenthalts einen Schulabschluss erreicht und besaßen damit eine grundlegende Voraussetzung für eine gelingende soziale (Re-)Integration und gesellschaftliche Teilhabe (vgl. Güntert 2011; Heckner 2012). Etwas mehr als ein Viertel war zu diesem Zeitpunkt noch in einer Schulausbildung, also auf dem Weg, einen solchen Abschluss zu erreichen. Da es sich bei der Klientel von Auslandshilfen häufig um Jugendliche handelt, deren schulische Laufbahn vor Hilfebeginn von Misserfolgen im Regelschulsystem mit oftmals extrem negativen Entwicklungen und nicht selten sogar kompletten Abbrüchen des Schulbesuchs geprägt waren (vgl. Klawe 2007; Klein/Arnold/Macsenaere 2011), sind diese Ergebnisse als deutlicher Erfolg der untersuchten Hilfen zu bewerten. Dementsprechend sind individualpädagogische Hilfen im Ausland mit ihren spezifischen Rahmenbedingungen durchaus dazu geeignet, „negative Schul- und Bildungserfahrungen und Schulverweigerung nachhaltig zu verändern und so zu befriedigenden formalen Bildungsabschlüssen beizutragen“ (Klawe 2010, 19).

Die berufliche Situation zeigte zum Erhebungszeitpunkt dagegen ein ambivalenteres Bild. Knapp die Hälfte der jungen Menschen hatte einen Berufsabschluss erreicht. Ebenfalls fast die Hälfte hatte jedoch keinen Abschluss erlangt und befand sich auch nicht in einer beruflichen Ausbildung. Mit einer Quote von 12 % fiel der Anteil arbeitsloser Personen rund doppelt so hoch aus wie die allgemeine Arbeitslosenquote der 15- bis 25-jährigen Personen in Deutschland (5,2 %, Statista 2015). Hier scheinen demzufolge noch Optimierungspotenziale in der fachlichen Betreuung der jungen Menschen in ihrer Zeit des Übergangs aus der schulischen in die berufliche Ausbildung zu liegen.

Im Hinblick auf die soziale Situation der jungen Menschen zeigen sich in den Ergebnissen der InHAus 2.0-Studie in allen

untersuchten Bereichen deutliche Zuwächse. Dabei fallen die Verbesserungen in den Bereichen Soziale Integration, Soziale Attraktivität, Überzeugungen und Bewältigungsstrategien sowie Funktion in der Familie/Gruppe besonders deutlich aus. Umgekehrt sind in der Analyse vorhandener Defizite bzw. Problemlagen bei den jungen Menschen in vielen Bereichen deutlich rückläufige Tendenzen nach Beendigung der Hilfedurchführung im Ausland erkennbar. Insbesondere bei Problemlagen im Bereich des sozialen Interaktionsverhaltens (aggressives/dissoziales Verhalten, problematisches Bindungsverhalten, soziale Unsicherheit) sind dabei erhebliche positive Entwicklungen zu verzeichnen. Für die untersuchten jungen Menschen kann demnach im Hinblick auf ihr soziales Verhalten insgesamt festgestellt werden, dass sich ihre Situation in der Zeit nach Beendigung der Hilfe im Ausland nicht nur stabilisiert, sondern sogar in erheblichem Maße (weiter) verbessert hat.

In der erfragten Selbsteinschätzung der persönlichen Gesamtsituation zeigen sich zwischen den verschiedenen Untersuchungszeitpunkten erhebliche Verteilungsunterschiede: Die Situation vor Beginn der Hilfe im Ausland wurde von fast 80% der jungen Menschen als schlecht (von knapp 40% sogar als sehr schlecht) beurteilt. Die Bewertungen für den Zeitpunkt unmittelbar nach Hilfebeendigung sowie auch für den Zeitpunkt bei Datenerhebung lagen dagegen bei mehr als 70% der teilnehmenden Personen im positiven Bereich.

Dieser durchschnittliche Zufriedenheitszuwachs bei den jungen Menschen zwischen Hilfebeginn und Hilfeende bzw. Hilfebeginn und aktuellem Erhebungszeitpunkt ist jeweils statistisch sehr bedeutsam ($p = 0,000$; $d = 0,85$ bzw. $d = 1,41$)

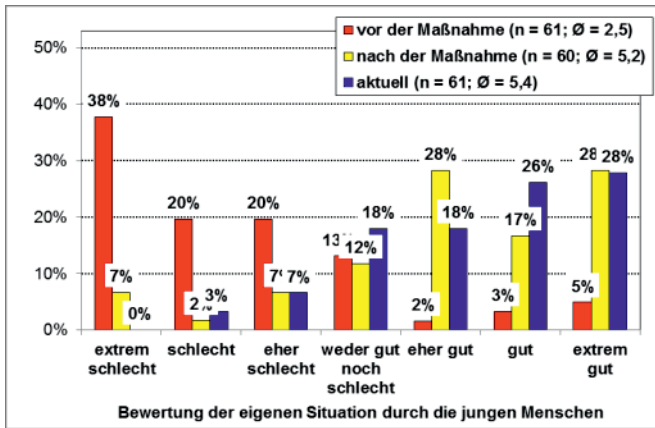


Abb. 2: Zufriedenheit der jungen Menschen bei Hilfebeginn, Hilfeende und Katamnese

Dementsprechend wurde auch die langfristige Wirksamkeit der individualpädagogischen Hilfen im Ausland von den jungen Menschen weitestgehend positiv beurteilt. 90% der Befragten gaben an, dass ihnen die Teilnahme an ihrer Auslandshilfe geholfen hat.

Das Resümee

Die Ergebnisse der beiden InHAus-Studien zeigen, dass individualpädagogische Hilfen im Ausland nicht nur eine sehr außergewöhnliche Klientel besitzen, sondern sie erreichen für diese auch signifikant höhere Effekte als andere Hilfeformen aus dem Spektrum erzieherischer Hilfen: Ressourcen werden stärker ausgebaut und Defizite werden stärker reduziert. Mit einer in Planung und Umsetzung fundierten aktiven Reintegrationsgestaltung kann den Ergebnissen der InHAus 2-Studie zudem die Wahrscheinlichkeit erhöht werden, dass die innerhalb von Auslandshilfen initiierten positiven Entwicklungsprozesse nachhaltig gesichert und in das alltägliche Leben der jungen Menschen nach dem Ende der Helfedurchführung im Ausland transferiert werden können. Auch wenn negative Entwicklungen im Einzelfall selbstverständlich nicht ausgeschlossen sind, zeigen die Befunde der beiden InHAus-Studien somit, dass individualpädagogische Hilfen im Ausland für ihre spezifische Klientel eine sinnvolle und nachhaltige wirksame Hilfeform darstellen können.

Literatur

- Boxberg, V. & Bosold, C. (2009) Soziales Training im Jugendstrafvollzug: Effekte auf die Sozial- und Legalbewährung. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 3, 237-243.
- Buchkremer, H., Emmerich, M., Groneick, U. (2012). Intensivpädagogische Auslandshilfen im Rahmen der Hilfe zur Erziehung – eine Argumentationshilfe des Internationalen Instituts für Individualpädagogik. In: Glörfeld, J., Köck, T., Salström-Leyh, P., Scheiwe, N. (Hrsg.). *Soziale Bildung in Europa*, 1. Aufl. Breisach, 111-128
- Diener, R. (2022). Durchführung von Auslandsmaßnahmen im Jugendamt Bremen. In: Lorenz, H. & Brendt, M. *Grenzen Los Erziehen – Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa*, S. 60-64. Augsburg: ZIEL-Verlag.
- Dreber, M.-L. & Lorenz, H. (2022). Das Potenzial internationaler Jugendarbeit. In: Lorenz, H. & Brendt, M. *Grenzen Los Erziehen – Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa*, S. 85-95. Augsburg: ZIEL-Verlag.
- Felka, E., Lorenz, H. (2015). Schere im Kopf -- Basta! Individualpädagogik im Diskurs öffentlicher und freier Träger -- Almanach der vergebenen Chancen. In: *e&l -- erleben und lernen* 2 (35), 4-8.
- Fischer, Torsten; Ziegenspeck, Jörg W.: *Betreuungsreport Ausland : Eine empirische Analyse zur Wirklichkeit und Wirksamkeit intensivpädagogischer Betreuungsmaßnahmen im Ausland*. Lüneburg: Verlag Edition Erlebnispädagogik.
- Güntert, F. (2011). Bildungsangebote in individualpädagogischen Settings. In: Felka, E., Harre, V. (Hrsg.). *Individualpädagogik in den Hilfen zur Erziehung*. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, 96-121.
- Heckner, T. (2012). „Hurra, ich darf wieder Lernen!“ Individualpädagogik und Potentialentfaltung im Kontext schulischer Förderung als Grundlage gesellschaftlicher Teilhabe. In: Glörfeld, J., Köck, T., Salström-Leyh, P., Scheiwe,

N. (Hrsg.). Soziale Bildung in Europa, 1. Aufl. Breisach, 129-145.

- Klawe, W. (2007). Jugendliche in Individualpädagogischen Maßnahmen – Eine Evaluationsstudie. Köln/Hamburg: Eigenverlag.

- Klawe, W. (2010). Verläufe und Wirkfaktoren individualpädagogischer Maßnahmen -- Eine explorativ-rekonstruktive Studie. Evaluationsstudie im Auftrag der AIM Bundesarbeitsgemeinschaft Individualpädagogik e. V. Köln/Hamburg: Eigenverlag.

- Klawe, W. (2013). Das Ausland als Lebens- und Lernort. Interkulturelles Lernen in der Individualpädagogik. Dortmund: Comedia Verlag.

- Klein, J., Arnold, J. & Macsenaere, M. (2011). InHAus -- Individualpädagogische Hilfen im Ausland: Evaluation, Effektivität, Effizienz. Freiburg: Lambertus-Verlag

- Klein, J. & Macsenaere, M. (2015). InHAus 2.0. Individualpädagogische Hilfen im Ausland und ihre Nachhaltigkeit. Freiburg: Lambertus-Verlag.

- Klein, J. & Macsenaere, M. (2022). Individualpädagogische Hilfen im Ausland – Effektivität, Effizienz und Nachhaltigkeit. In: Lorenz, H. & Brendt, M. Grenzen Los Erziehen – Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa, S. 174-182. Augsburg: ZIEL-Verlag.

- Landeswohlfahrtsverband (LWV) Baden (Hrsg.) (2000). Praxisforschungsprojekt "Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung -- Eine katamnestische Befragung ehemaliger Heimbewohner". Eigenverlag, Karlsruhe

- Lorenz, H. (2009). Individualpädagogik -- Erlebnispädagogik: Schnittmengen und Differenzen. In: Buchkremer, H., Emmerich, M. (Hrsg.) (2009). Individualpädagogik im internationalen Austausch. Hamburg, 93-106.

- Lorenz, H. & Brendt, M. (2022). Grenzen Los Erziehen – Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa. Augsburg: ZIEL-Verlag.

- Scheiwe, N. (2022). Individuell – pädagogisch – erfolgreich. In: Lorenz, H. & Brendt, M. Grenzen Los Erziehen –

Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa, S. 46-54. Augsburg: ZIEL-Verlag.

- Statista (Hrsg.) (2015). Jugendarbeitslosenquote (15 bis unter 25 Jahre) in Deutschland nach Bundesländern im April 2015.

In:

<http://de.statista.com/statistik/daten/studie/189105/umfrage/jugendarbeitslosenquote-nach-bundeslaendern/>, 07.05.2015

- Wendelin, H. (2022). Individualpädagogische Auslandshilfen – Konzeptionelle und historische Reflexionen in Kontrastierung zu traditionellen Gruppenkonzepten. In: Lorenz, H. & Brendt, M. Grenzen Los Erziehen – Erfolgreiche Jugendhilfe in Europa, S. 97-109. Augsburg: ZIEL-Verlag.

- Wiesner, Reinhard (2008). § 27 SGB VIII: Intention des KICK + Erfahrungswerte. In: Verein für Kommunalwissenschaften e.V. (Hrsg.). Weder Abenteuerland noch Verbannung : Auslandsaufenthalte als Bestandteil der Hilfen zur Erziehung: § 27 SGB VIII. Berlin: Eigenverlag.

- Witte, M. D. (2009). Jugendliche in intensivpädagogischen Auslandsprojekten. Eine explorative Studie aus biografischer und sozialökologischer Perspektive. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Care Leaver - stationäre Jugendhilfe und ihre Nachhaltigkeit

Prof. Dr. Michael Macsenaere

Als Gesamtleiter des „Don Bosco Jugendwerk Bamberg“ war es Emil Hartmann ein besonderes Anliegen auch über den Tellerrand der Hilfe hinauszuschauen. So war es ihm wichtig, Verantwortung auch für die jungen, volljährigen Menschen aufrecht zu erhalten, die die stationäre Jugendhilfe verlassen haben. Daher widmen wir die nachfolgende Zusammenfassung der Care-Leaver-Studie Emil Hartmann.

Der Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen e. V. (BVKE) hat in Kooperation mit dem Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ) die Studie „Care Leaver – stationäre Jugendhilfe und ihre Nachhaltigkeit“ durchgeführt. Mithilfe dieser von Joachim Klein (IKJ) geleiteten wissenschaftlichen Untersuchung wurde zum einen die langfristige Wirksamkeit stationärer Hilfen analysiert. Zum anderen konnten spezifische Wirkfaktoren herausgearbeitet werden, die die Entwicklung von Care Leavern nach der Beendigung ihrer stationären Jugendhilfe nachhaltig positiv unterstützen. Das Vorhaben wurde 2017 begonnen und mit Mitteln der Glücksspirale über zwei Jahre gefördert.

An dem Projekt beteiligten sich bundesweit 28 Erziehungshilfeeinrichtungen. Die Auswertung basiert auf folgenden Stichprobenumfängen:

- 332 Fragebögen von Care Leavern;
- 476 Fragebögen von Fachkräften aus dem stationären Arbeitsbereich beteiligter Einrichtungen;
- 159 Fragebögen von Fachkräften aus dem ambulanten Arbeitsbereich beteiligter Einrichtungen.

Beteiligte Care Leaver

Die befragten Care Leaver waren zum Zeitpunkt der Datenerhebung im Schnitt 23,5 Jahre alt. Ihre stationäre Hilfe lag dabei durchschnittlich 65 Monate zurück. 56,1 % der Care Leaver waren männlich, 43,3 % weiblich und 0,6 % unbestimmten Geschlechts. Etwas mehr als ein Viertel (25,9 %) der jungen Menschen kam als Flüchtling nach Deutschland, 77,8 % davon als unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Die betreuten jungen Menschen waren bei Ende ihrer stationären Hilfe im Schnitt 18,7 Jahre alt. Rund zwei Drittel (67,8 %) der Care Leaver wurden nach Beendigung ihrer stationären Hilfe von einer Jugendhilfeeinrichtung ambulant nachbetreut. Dabei wurde die Nachbetreuung zumeist (87,7 %) von der Einrichtung durchgeführt, die auch schon für die stationäre Hilfe verantwortlich war.

Barrieren im Leaving Care-Prozess

Die Bewilligungspraxis in Bezug auf die Gewährung von Hilfen für junge Volljährige nach § 41 SGB VIII weist wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge erhebliche regionale Disparitäten auf¹. Je nachdem, in welcher Region bzw. bei welchem Jugendamt ein entsprechender Hilfeantrag gestellt wird, sind die Chancen auf Bewilligung z. T. grundsätzlich hoch oder gehen gegen Null. Darüber hinaus sind Neu- bzw. Wiederaufnahmen von Hilfen nach Abschluss des 18. Lebensjahrs in der Praxis oftmals nicht möglich – auch wenn dies bis zur Vollendung des 21. Lebensjahrs vom Gesetzgeber ausdrücklich vorgesehen ist.

¹ Vgl. Nüsken, D. (2014). Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenleben in Deutschland. Frankfurt a. M.: IGFH.

Sievers, B./Thomas, S./Zeller, M. (2014). Nach der stationären Erziehungshilfe – Care Leaver in Deutschland. Hildesheim/Frankfurt a. M.: IGFH.

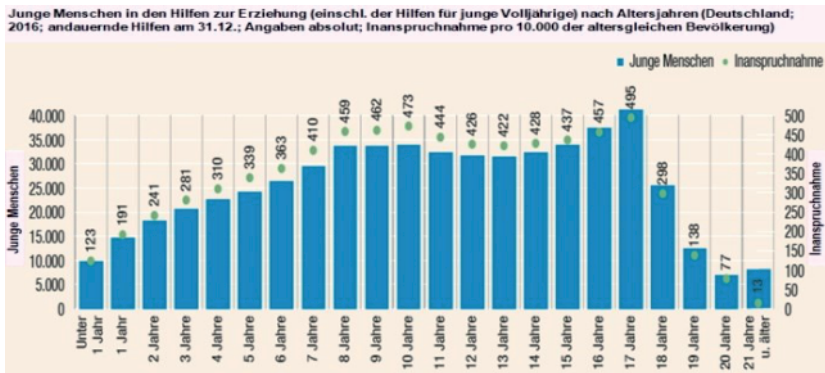


Abb. 1: Häufigkeiten von Erziehungshilfen nach Alter²

Die Antragstellung für Hilfen nach § 41 SGB VIII ist in der Regel verbunden mit der Notwendigkeit zur ausführlichen Darstellung von Defiziten und Problemlagen der jungen Menschen, was im direkten Widerspruch zur sonst im pädagogischen Alltag vorherrschenden Ressourcenorientierung steht. Dies stellt die jungen Menschen häufig vor erhebliche psychische Probleme und wirkt eher demotivierend. Umgekehrt wird oft ein (zu) hohes Maß an Mitwirkungsbereitschaft der jungen Menschen im Rahmen des Antragsprozesses als Kriterium bei der Entscheidungsfindung vorausgesetzt. U. a. aufgrund dieser Barrieren gehen die Fallzahlen von Erziehungshilfen im Altersbereich ab 18 Jahren rapide zurück (s. Abb. 1).

Prozess- und Ergebnisqualität der untersuchten stationären Hilfen

Der größte Teil der untersuchten stationären Hilfen wurde als betreute Wohnform nach § 34 SGB VIII durchgeführt (93,7 %). Im Rahmen der Vorbereitung auf die Zeit nach Beendigung der stationären Hilfe wurden vor allem in den Bereichen Alltagsbewältigung (72,8 %), Wohnsituation (64,5 %), psychische/emotionale Situation (62,7 %), Finanzen (62,7 %) sowie schulische/berufliche Ausbildung (61,7 %) spezielle

² Quelle: Statistisches Bundesamt: Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe – Erzieherische Hilfe, Eingliederungshilfe, Hilfe für junge Volljährige 2016; eigene Berechnungen.

Maßnahmen durchgeführt. Eine Vorbereitung auf die komplexe und z. T. undurchsichtige rechtliche Situation von Care Leavern nach Hilfeende erfolgte dagegen in weniger als der Hälfte der untersuchten Hilfen (46,0 %). Insgesamt wird die Vorbereitung für die Zeit nach Beendigung der stationären Hilfe von den jungen Menschen aber sehr positiv bewertet (sehr gut: 35,2 %; weitgehend gut: 31,6 %).

69,5 % der Care Leaver haben bis zum Abschluss ihrer stationären Hilfe einen Schulabschluss erreicht – überwiegend in Form eines Hauptschulabschlusses (60,1 %). 16,2 % befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch in einer schulischen Ausbildung.

Die Beziehung zur Hauptbezugsperson wird von den jungen Menschen überwiegend positiv beschrieben (sehr gut: 68,0 %; weitgehend gut: 23,1 %) und rund drei Viertel (73,4 %) geben an, dass sie sich in ihrer Einrichtung zumindest weitgehend zuhause bzw. beheimatet gefühlt haben. In 74,6 % der Hilfen wurden Anträge auf Hilfen für junge Volljährige gestellt – meist zur Verlängerung laufender Maßnahmen (74,5 %).

Fast zwei Drittel der befragten Care Leaver (64,3 %) geben an, dass ihnen ihre letzte stationäre Hilfe aus aktueller Sicht geholfen hat. Dementsprechend beurteilen sie die langfristige bzw. nachhaltige Wirksamkeit ihrer letzten stationären Hilfe insgesamt auch sehr positiv (sehr gut: 46,9 %; weitgehend gut: 30,1 %).

Wirkfaktoren

Im Rahmen der Studie wurde auch überprüft, welche Faktoren für eine gelingende Nachhaltigkeit stationärer Erziehungshilfen verantwortlich sind.

Deutlich erkennbar ist dabei, dass insbesondere die Qualität der Beziehungen zwischen den jungen Menschen und ihren Betreuungspersonen sowohl im Rahmen der stationären Hilfe als auch innerhalb der ambulanten Betreuung von zentraler Bedeutung ist. Auch eine von den Care Leavern als adäquat und qualitativ hochwertig beurteilte fachliche Nachbetreuung durch eine Jugendhilfeeinrichtung wirkt sich nachweisbar auf die

Nachhaltigkeit aus: Ist dies der Fall, werden die Wirkungen der stationären Hilfe von den jungen Menschen als nachhaltiger und damit ihr weiteres Leben langfristiger positiv beeinflussend erlebt (s. Abb. 2).

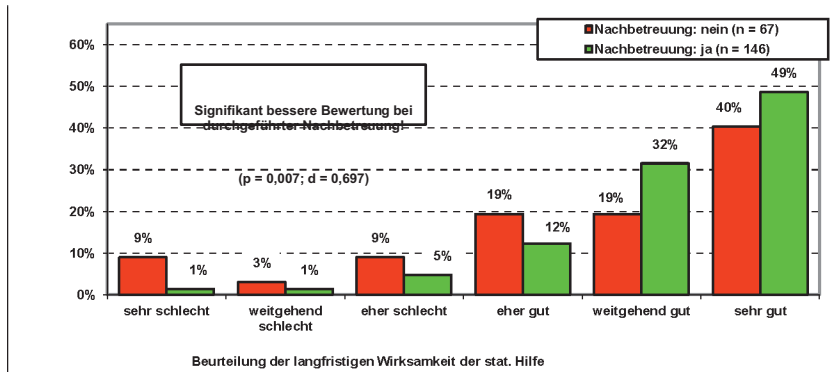


Abb. 2: Einfluss der Durchführung einer Nachbetreuung auf die Nachhaltigkeit der stationären Hilfe

Neben diesen beiden zentralen Wirkfaktoren kommt vor allem den folgenden Aspekten eine besonders positive Bedeutung zu:

- Qualität der Vorbereitung im Rahmen der stationären Erziehungshilfe;
- Art der Beendigung der stationären Hilfe und Abschiedsgestaltung;
- Partizipation an der Hilfeplangestaltung der Zeit nach Beendigung der stationären Hilfe.

Empfehlungen

Aus den vorliegenden Ergebnissen lassen sich nachstehende Empfehlungen ableiten:

- Aufrechterhaltung von Kontakten und Beziehungen;
- Einrichtung/Finanzierung offener Anlaufstellen für Care Leaver;
- Verbindliche Organisation einer flexiblen Nachsorge durch öffentliche Träger;
- regelmäßige Dokumentation der Entwicklung von Care Leavern (Monitoring);
- verbindliche Klärung der rechtlichen Zuständigkeit, z. B. Übertragung der Verantwortung an Träger der stationären Hilfe („Lotsenfunktion“).

Zukünftige Qualitätsentwicklungsinitiativen sollten diese Aspekte besonders beachten und entsprechende Rahmenbedingungen schaffen, um erreichte Erfolge stationärer Hilfen langfristig zu sichern und den betroffenen jungen Menschen nachhaltig verbesserte Chancen auf eine faire gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen.

Emil Hartmann ist es immer bewusst gewesen, dass Pädagogik von Beziehung lebt und Beziehungsangebote daher auch über eine Hilfe hinaus erhalten bleiben sollten. In diesem Sinne wurde 2018 im Don Bosco Jugendwerk Bamberg mit „Coraggio“ eine Anlaufstelle für Ehemalige ins Leben gerufen, die viele der oben genannten Empfehlungen umsetzt.

Das therapeutische Arbeiten der Regenbogengruppe im Don Bosco Jugendwerk Bamberg

Conny Prill, Conny Steiner



Im September 2015 zog die therapeutische Kinderwohngruppe Regenbogen in das Combonihaus ein. Unsere Gruppe bestand aus 6 traumatisierten Kindern und Jugendlichen, die sich nach einem familiären Umfeld und sicheren Ort gesehnt haben. Aufgrund ihrer Biographie zeigten sich die Traumatisierungen im Alltag durch Zerstörungen, körperlichen Übergriffen und exponiertem Verhalten. Trotz oder gerade wegen dieser Verhaltensweisen kämpfte Emil Hartmann dafür, dass gerade diese Kinder und Jugendlichen in die Räumlichkeiten des Combonihauses einziehen durften. Unserem Gesamtleiter war es immer eine Herzensangelegenheit gerade für die sozialschwachen und benachteiligten Kinder einzustehen und ihnen Sicherheit und Halt zu geben.

Ganz im Sinne des traumapädagogischen Konzeptes geben die räumlichen Strukturen einen geschützten Rückzugsort und die Gelegenheit, sich sicher zu fühlen. Angefangen mit dem

Außenbereich, der eingebettet, mitten in der Stadt liegt. Der Garten bietet eine kleine Oase der Ruhe und Geborgenheit, in dem sie sich in ihrer Freizeit bewegen und sich austoben können. Sie dürfen ihr eigenes Beet mit Gemüse bepflanzen, welches wir zum Kochen auf der Gruppe nutzen. Gemeinsam mit unseren Kindern haben wir im Garten einen Sinnesparcours und einen großen Sandkasten gebaut.

Jedes Kind hat ein Einzelzimmer mit eigenem Bad, welches individuell gestaltet werden kann. Die Kinder fühlen sich auf der Gruppe wohl, da sowohl die Zimmer, wie auch die Gruppe durch die Mitarbeiter sehr liebevoll und wohnlich eingerichtet worden sind.



Der große Wochenplan im Gang dient zur Strukturierung des Alltages, gibt ihnen einen Rahmen vor und bietet ihnen Orientierung. Diese fördern die Autonomie und Sicherheit, da nichts Unvorhergesehenes passiert und sie wissen, wann welcher Mitarbeiter im Dienst ist, wer über Nacht da ist und welche Termine für sie anstehen.

Die Gruppe wird nur von Mitarbeitern und den Kindern des Don Bosco Jugendwerkes betreten. Für Eltern und fremde Personen stehen extra Räume, außerhalb der Gruppe, für Gespräche und Begegnungen zur Verfügung, damit der geschützte Raum der uns anvertrauten Kindern nicht zerstört wird.

Die langjährigen Erfahrungen haben gezeigt, dass klare Regeln und Strukturen, die verlässlich umgesetzt werden, für die Entwicklung jedes Einzelnen wichtig sind ohne aber die Individualität aus den Augen zu verlieren. Deshalb gibt es auf jeden Einzelnen abgestimmte Verstärkerpläne, die passgenau auf die Methoden und Entwicklungen der Kinder erarbeitet und reflektiert werden. Ebenso werden Konsequenzen individuell nach dem Entwicklungsstand und den Bedürfnissen der Kinder abgestimmt. Besonders wichtig ist uns hierbei die Annahme des guten Grundes. Dies beinhaltet, dass bei jedem Verhalten die Ursache gesucht wird und nicht das Fehlverhalten im Vordergrund steht. Wir gehen davon aus, dass aufgrund jeder einzelnen Biographie die Kinder ein gelerntes Verhalten zeigen welches für ihr „Überleben“ wichtig war. Um ihnen die Möglichkeit zum Erlernen neuer Verhaltensweisen zu geben, ist ein ständiges Reflektieren unserer Arbeit und dem Verhalten der Kinder wichtig. Demzufolge ist es wichtig, dass die Mitarbeiter kritikfähig sind, sich selbst reflektieren und Verhalten der Kinder nicht persönlich nehmen sondern eine professionelle Haltung einnehmen.



Zudem ist es ebenso wichtig, dass die Resilienz der Kinder gestärkt wird.

Dies geschieht, indem wir immer wieder die Ressourcen der jeweiligen Kinder bewusst wahrnehmen, diese hervorheben und weiterhin fördern.

Ein wichtiges Instrument hierfür sind die „Gefühls-Tagebücher“, die jeden Abend in der Bettgezeit mit den Kindern überlegt und geschrieben werden. Aber auch im Alltag ist es

wichtig, dass wir mit den Stärken an den Schwächen arbeiten, den Betreuten bewusst machen, welche Gefühle und Gedanken in ihnen gerade aktuell sind, wir damit achtsam umgehen und ihnen Achtsamkeit in den alltäglichen Dingen erlernen. Die Psychoedukation ist indiziert, damit die Kinder ihre eigene Biographie verstehen, die positiven Erkenntnisse und Erfahrungen daraus wahrnehmen und lernen anzunehmen.

Trotz der häufigen Schwere im Alltag ist es sehr wichtig, dass wir mit den Kindern Spaß und Freude erleben, im Kleinen diese Zeiten mit ihnen genießen und jeden positiven Moment für sie zu etwas Besonderem machen. So finden wir in den Festen wie z.B. Geburtstag, Fasching, Namenstag, Ostern uvm. viele Gelegenheiten um mit ihnen zu tanzen, zu lachen, zu singen und jede Menge tolle Erlebnisse für sie zu schaffen. In ihrer Freizeit finden sie Gelegenheit sich auszutoben, sich sportlich zu betätigen wie z.B. im Zirkus, beim Fußball oder Ballspielen, so dass spielerisch die Körperwahrnehmung gefördert wird. Hinzu kommt, dass wir sie unterstützen und fördern, dass sie ihre Freundschaften und sozialen Kontakte auch außerhalb der Gruppe pflegen, so dass sie weniger Zeit mit elektronischen Medien verbringen und sich als Selbstwirksam erleben.



Viele traumapädagogische Methoden wie z.B. Wahrnehmungsförderung, Achtsamkeit und Förderung von Sozialkompetenzen finden auch in den Kleingruppenstunden statt, in denen die Betreuung 1:1 ist, so dass intensiv gearbeitet werden kann.

In diesem Rahmen wurden mit den Kindern und Jugendlichen Stimmungsbarometer eingeführt, welche ihnen helfen ihre Gefühle wahrzunehmen, zu benennen und einzuordnen. Dies wird auf der Gruppe im Rahmen der Abendreflektion fortgeführt, indem die Kinder mit der Gruppe ihren Tag reflektieren und sich gegenseitig Rückmeldung geben.

Wir sehen uns als familienergänzende Maßnahme und arbeiten grundsätzlich daraufhin, dass die Kinder wieder nach Hause zurückkehren, da unser Aufnahmealter zwischen 6-9 Jahren liegt. Unerlässlich ist hierbei, dass eine intensive Zusammenarbeit mit den Eltern stattfinden muss, damit eine Rückführung möglich ist.

Es finden regelmäßige, ca. alle 6-8 Wochen, ein Elterngespräche mit dem Bezugserzieher und dem Fachdienst statt. Hierbei machen wir mit den Eltern Biographiearbeit, reflektieren die Zeiten zu Hause, geben ihnen Handlungsalternativen und haben für ihre Sorgen und Belange ein offenes Ohr. Zudem steht den Eltern auf dem Gelände ein Elternappartement zur Verfügung, welches zur Übernachtung oder zu begleiteten Umgängen genutzt werden kann.



Wir Mitarbeiter arbeiten gerne auf der therapeutischen Regenbogengruppe und im Don Bosco Jugendwerk Bamberg und sind Emil Hartmann für seine Unterstützung dankbar.

Interview mit Klaus Esser

Alexandra Hildebrandt

Herr Dr. Esser, Sie sind Geschäftsführer der Bethanien Kinderdörfer und seit 2017 Vorsitzender des Bundesverbandes katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen (BVkE), in dem sie bereits seit 1994 im Vorstand sind. Was gehört dort zu Ihren Aufgaben?

Als BVkE Vorsitzender stehe ich an der Spitze des Verbandes, in dem sich bundesweit die gesamte Kinder- und Jugendhilfe organisiert, die durch katholische Träger erbracht wird. Der Verband vertritt mehr als 460 Einrichtungen und Dienste mit mehr als 25 Tausend Mitarbeitenden in Deutschland. Der BVkE hat sich im Herbst 2021 für die Zukunft neu ausgerichtet und heißt heute: Bundesverband Caritas Kinder- und Jugendhilfe (BVkE).

Als Einrichtungs-Fachverband des Deutschen Caritasverbandes ist der BVkE der Ort, an dem die Anliegen der Kinder- und Jugendhilfe fachlich fundiert bearbeitet werden. In den Einrichtungen und Diensten kommen die Notlagen und die Hilfebedarfe der betroffenen Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen und deren Familien an, dort werden sie angenommen und dort findet Hilfe, Beratung und Betreuung, Erziehung und Versorgung statt. Das ist auch der Blickwinkel, den ich als Geschäftsführer der Bethanien Kinderdörfer in meine Verbandsarbeit einbringe. Im Verband werden diese Blickwinkel zusammengeführt, verdichtet und in die Arbeit der sozialpolitischen Vertretung eingebracht. Spannend an dieser Aufgabe finde ich, dass sich im BVkE Vorstand ein Bild der bundesweiten Entwicklungen bestimmter Themen sehr schnell ergibt und aus Herausforderungen dann klare Ziele für die sozialpolitischen Aktivitäten werden. Als Vorsitzender habe ich das Gefühl, durch einen guten Austausch innerhalb des Verbandes dazu beitragen zu können und auch Schwerpunkte setzen zu können.

Können Sie Ihren beruflichen Weg kurz beschreiben? War dieses Wirkungsfeld von Anfang an Ihre Berufung?

Ich war als junger Mensch auf der Suche nach Sinn und einer Tätigkeit, in der ich helfen und etwas bewirken konnte. Die Heilpädagogik reizte mich, weil hier Sinnstiftung und praktische Hilfe vermittelt wurde. Meine Leitfrage: ich wollte vor allem „abweichendes Verhalten“ verstehen lernen. Nach dem Studium habe ich in der Behindertenhilfe die praktische Arbeit für Menschen mit Behinderung und „auffälligem“ Verhalten erlebt und war dort pädagogisch und beratend tätig. Das war eine wichtige Erfahrung und bis heute profitiere ich von dem Blickwinkel aus dieser Zeit. Die Kinder- und Jugendhilfe – vor allem „das Kinderheim“ - war damals ein Stiefkind der heilpädagogischen Ausbildung, mehr Wirkung versprach man sich damals von der therapeutischen Arbeit. Ich habe in Rahmen eines Praktikums die Arbeit einer Kinderdorffamilie kennengelernt und war beeindruckt von der familiären Atmosphäre und konnte zugleich die Traumata bei Kindern und Jugendlichen erkennen. Hier verband sich für mich eine Problemlage mit einer ganzheitlichen Hilfestellung, die mich gefesselt hat – und bis heute bin ich von der Idee der familialen Konzepte begeistert, weiß aber auch, wie anspruchsvoll diese Arbeit und dieses Sich-Einlassen auf ein Zusammenleben für alle Beteiligten ist. Ich habe aber auch erlebt und selbst intensiv daran gearbeitet, dass auch andere Arbeitsformen und Konzepte entwickelt werden, die für bestimmte Situationen für Kinder und Familien hilfreich und wirksam sind.

Sie haben Heilpädagogik studiert. Was können Studierende „werden“, wenn Sie sich für diese Fachrichtung entscheiden?

Heilpädagogik ist ein wunderbares Fach. Es vermittelt Einsichten und Erkenntnisse in menschliche Entwicklung. Was brauchen Kinder, um sich zu starken und souveränen Persönlichkeiten zu entwickeln. Wenn es Störungen im Aufwachsen gibt, kann Heilpädagogik helfen, Bedingungen für Benachteiligungen zu verstehen und den Betroffenen helfen, diese zu überwinden. Im übertragenen Sinne können diese Einsichten helfen, auch in Leitungsfunktionen Bedingungen für die Entwicklung von Mitarbeitenden zu schaffen.

Damit sind Heilpädagog*innen geeignet, in allen Bereichen tätig zu sein, in denen es um Entwicklung, Inklusion und Teilhabe geht. Das Feld ist weit und interessant!

Wie gelingt es, dass die sozialen Mütter in den Bethanien Kinder- und Jugenddörfern den Kindern Heimat und Geborgenheit geben? Können diese Bindungen das Fehlen der leiblichen Mütter wirklich ersetzen?

Ja, das können sie. Die soziale Mutterschaft oder auch Elternschaft – es gibt auch Paare, die in den Kinderdörfern als Kinderdorfeltern tätig sind – funktioniert und erzeugt lebenslange Bindungen. Die Voraussetzung dafür ist, dass die leiblichen Eltern wirklich ersetzt werden müssen. Wenn leibliche Mütter in Konkurrenz zur Kinderdorfmutter gehen, ist ein Ersatz schwierig oder unmöglich. Wenn leibliche Mütter ausfallen, weil sie z.B. schwer psychisch krank oder suchtkrank sind, dann tritt die soziale Mutterschaft an ihre Stelle. Dann kann es sein, dass die Kontakte zu leiblichen Eltern Irritationen auslösen, aber die Kinder realisieren, dass sie Verlässlichkeit, Zuwendung und Stabilität im Kinderdorf haben und dann finden sie dort eine Heimat, die über die Kindheit und Jugend erhalten bleibt. Von Seiten der Kinderdorfmütter ist die professionelle Aufgabe, den Kindern auf der einen Seite Bindung anzubieten und auf der anderen Seite den Kindern zu ermöglichen, ihre Beziehung zu den leiblichen Eltern zu erhalten und zu klären. Diese Aufgabe stellt sich in jeder kindlichen Lebensphase neu. Manchmal kommt es zu einem Wunsch der Kinder und der leiblichen Eltern zur Rückkehr in den elterlichen Haushalt. In diesen Fällen ist die Erlaubnis der sozialen Mutter von großer Bedeutung für das Kind oder den Jugendlichen. Auch bei einer Rückkehr zu den leiblichen Eltern kann die Bindung zur sozialen Mutter eine lebenslange Bedeutung haben.

Was tun Sie, damit sich die Eltern nicht abgewertet fühlen und eine gelingende Beziehungspartnerschaft zwischen Kinderdorf und Eltern gewährleistet ist?

1. Wertschätzung. Wir vermitteln den Eltern, dass es keine Verurteilung ihrer Lebensgeschichte durch das Kinderdorf gibt. Den Kindern wird vermittelt, dass die Eltern alles getan haben, was ihnen möglich war. Dies gilt allerdings nur für die Fälle, in

denen keine extreme Gewalt gegen Kinder oder sexueller Missbrauch durch Eltern stattgefunden hat.

2. Kooperation. Wir legen in den Hilfeplangesprächen mit den Eltern und den Kindern fest, welche Rollen die Eltern übernehmen, wo sie beteiligt sind, welche Besuchskontakte gewünscht sind und wie diese ablaufen.

3. Exklusive Besuche. Wir haben Besucherräume eingerichtet, die mit Küchen und Spielbereichen ausgestattet sind, in denen Eltern und Kinder Zeit verbringen und sich aufeinander einstellen können.

4. Einbeziehung bei wichtigen Ereignissen. Eltern haben bei besonderen Festen und Feiern, bei Einschulung, Kommunion und anderen wichtigen Ereignissen, einen Platz bei ihren Kindern.

Wie bewerten ehemalige Heimkinder ihre Zeit im Heim?

In einer großen Befragung wurden von sechs Einrichtungen zwischen 2008-2010 mehr als 1.200 ehemalige Kinderdorfkinder und Heimkinder mit einem umfangreichen Fragebogen angeschrieben und nach ihren Erfahrungen befragt. 344 haben geantwortet, viele haben dem Fragebogen noch eigene Berichte hinzugefügt. Ich habe für meine Promotion diese Antworten ausgewertet. Die Ergebnisse wurden in dem Buch „Zwischen Albtraum und Dankbarkeit“ (Lambertus Verlag) veröffentlicht. Die ehemaligen Heim- und Kinderdorfkinder, die uns geantwortet haben, blicken mit gemischten Gefühlen auf ihre Zeit in der Jugendhilfe zurück, was ja auch der Tatsache, nicht in seiner Herkunftsfamilie leben zu können, angemessen ist. Die meisten sind in der Gesamtbewertung positiv. Je kürzer der Kinderdorfaufenthalt zurück liegt, umso mehr geben an, eine Bindungsperson in der Einrichtung gefunden zu haben. Diejenigen, die keine Bindungsperson gefunden haben, haben die Zeit im Kinderdorf insgesamt schlechter bewertet. Bindung ist der Schlüssel zu einer gelingenden Hilfe in Kinderdorf und Heim. Auch zu Mitarbeitenden, die nicht in der Einrichtung leben wie eine Kinderdorfmutter, kann eine Bindung entstehen, die dem Kind in der Zeit der Trennung von den Eltern hilft. Freizeit und Förderung – Musik, Sport, Kunst und Kreativität, schulische

und berufliche Förderung, Erlebnisse in der Gruppe z.B. Ferien und Naturerfahrung, der Umgang mit Pferden – spielen eine besonders heilsame Rolle in der Bewertung der Ehemaligen.

Welche Schicksale sind Ihnen besonders zu Herzen gegangen? Können Sie Beispiele nennen?

Positiv: Viele gelungene Lebensläufe, die ich über Jahre begleiten durfte. Eine Geschwistergruppe von neun leiblichen Geschwistern, die in einer Kinderdorffamilie aufgewachsen sind. Zu mehreren gibt es heute noch Kontakt, sie kommen mit ihren Kindern ins Kinderdorf, die nennen die Kinderdorfmutter selbstverständlich „Oma“ und ein Familientreffen ist immer ein großes Fest.

Negativ: Eine Geschwistergruppe mit fünf Kindern, die aus einer desolaten Familie kam. Mit zunehmendem Vertrauen konnten sich die jüngeren Kinder den Pädagogen anvertrauen und von extremen Missbrauchssituationen berichten. Es ist nicht gelungen, die von den Kindern genannten Missbrauchssituationen strafrechtlich zu klären, die Eltern haben mit allen Mitteln den Zugriff zu den Kindern gesucht und am Ende sind die Kinder in eine andere Einrichtung gegangen und dann zurück zu den Eltern. Ich bin sicher, der Missbrauch ging dort weiter.

Viele Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche mussten während der Pandemie heruntergefahren werden. Welche Alternativen gab es?

Der erste Lockdown war ein Schock, auf den niemand vorbereitet war. Die Kinderdorfgruppen blieben unter sich, es gab keinen Besuch von Schulen und Vereinen, von Freunden und sogar von Eltern mehr. Die Pädagogen haben den Kindern die Gründe erklärt und es gab zwischen Erwachsenen und Kindern ein Verständnis für die Notwendigkeit der Einschränkungen, so dass die ersten Irritationen gut bearbeitet werden konnten. Ich war trotzdem beunruhigt, wohin sich das Ganze entwickeln würde, und habe die ersten kreativen Ideen der Gruppen zum Anlass genommen, eine „Corona Smile Challenge“ ins Leben zu rufen. Die Gruppen sollten, da der persönliche Kontakt nicht mehr möglich war, sich gegenseitig

auf einer digitalen Plattform erzählen, was sie für Ideen haben und was sie zusammen unternehmen. Die pädagogischen Teams hatten sich sehr schnell überlegt, wie sie die neue Situation für die Kinder und Jugendlichen erträglich machen konnten und welche Angebote und Aktionen sie durchführen wollten. Es entstand ein reger Mail- und Fotoaustausch über Waldwanderungen, Gruppenabende am Feuer, Spiele für Drinnen und Draußen, kreative Aktionen mit allen möglichen Materialien, Tanzaktionen, Musikevents in der Gruppe und so vieles mehr. Auf den Fotos sind zufriedene Kinder und Erwachsene zu sehen, die Spaß miteinander haben. Als der erste Lockdown zu Ende ging, haben viele der Pädagoginnen in den Gruppen berichtet, dass es noch nie in ihrer Berufspraxis so eine dichte und schöne Zeit mit der Gruppe gegeben habe. „So familiär war es noch nie“. Gelitten haben die Kinderdorfkinder über die ausgesetzten Elternbesuche. Ich stelle heute in Frage, ob das so richtig war.

Im zweiten Lockdown wurde der Ausfall der Schulen dramatisch, wir haben in kurzer Zeit die Gruppen mit Laptops und Tablets ausgestattet. Nach unserer Erfahrung haben die einen Lehrer eine gute Form des digitalen Unterrichts gefunden, andere nicht. Diese Homeschooling Phase hat die Erziehenden sehr an die Grenzen gebracht.

Welche Rolle spielt in Ihrer Institution das Ehrenamt? Und welche ehrenamtlichen Engagementbereiche sind bei Ihnen vertreten?

Ehrenamtler*innen spielen für unsere Arbeit eine wichtige Rolle. Immer wieder gibt es Menschen jeden Alters, die sich als „Paten“ für Kinderdorfgruppen anbieten, die dort zu Besuch kommen, mit den Kindern backen und spielen, Bücher vorlesen oder einfach helfen, wo sie gebraucht werden. Dann gibt es meist ältere Damen und Herren, die sich für den Fahrdienst zur Verfügung stellen. Die Kinder müssen ja ständig von A nach B gefahren werden, da ist das eine große Hilfe. Dann – da bin ich ganz besonders stolz darauf – haben wir in meiner Zeit als Einrichtungsleiter im Bethanien Kinderdorf Schwalmtal einen ausgezeichneten Second Hand Laden („Boutique Wie Neu“) gegründet, der ausschließlich von ehrenamtlich tätigen Damen

(Altersgruppe 50 – 70) getragen wird. Darüber hinaus gibt es einen Freundeskreis, der wie ein Förderverein arbeitet. Die Arbeit des Freundeskreises ist rein ehrenamtlich, das betrifft sowohl die Tätigkeiten im Verein als auch die Spendensammelaktivitäten oder Verkaufsbuden bei Festen etc.

Können Sie etwas zur Altersstruktur der Ehrenamtlichen sagen?

Unsere Ehrenamtler*innen sind zumeist Menschen zu Beginn ihrer Rentenphase, manche auch in der letzten Phase ihrer Berufstätigkeit.

Wie sieht die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen konkret aus?

Die Paten in den Kinderdorfgruppen stehen in engem Kontakt zu den Pädagogen, sie bieten ihre Hilfe an und unterstützen die Gruppen dort, wo es gerade am nötigsten ist. Manche Passung erweist sich als sehr stabil, es gibt aber auch immer wieder Grenzen, wenn die Vorstellungen der Haupt- und Ehrenamtler voneinander abweichen.

Die ehrenamtlichen Mitarbeitenden im Fahrdienst werden von einer hauptamtlichen Koordinatorin eingesetzt, das funktioniert sehr gut.

Die ehrenamtlichen Damen der Second-Hand-Kinder-Boutique sind komplett selbst organisiert. Es gibt eine eigene Vereinsstruktur. Die Einrichtungsleitung des Kinderdorfes sorgt für die organisatorische Struktur, ansonsten funktioniert die gesamte Planung und Durchführung des Geschäftsalltages autonom durch die Ehrenamtlerinnen. Dazu gehört auch die Aquse von neuen Ehrenamtlerinnen, wenn eine bestehende Kraft ausfällt.

Warum ist Freiwilligenmanagement auch eine strategische Aufgabe?

Die jungen Menschen, die als Freiwillige in die Kinder- und Jugendhilfe kommen, wollen sich orientieren. Sie suchen eine Perspektive für ihr Leben, einen Sinn in ihrem Handeln, eine berufliche Zukunft und sie möchten gerne auch die Zeit zwischen Schulende und Studien- oder Ausbildungsbeginn mit

Erfahrungen und Begegnungen füllen. Sie wünschen sich, dass auf ihre Lebensphase und ihre Bedürfnisse eingegangen wird und sie nicht einfach als Arbeitskräfte angesehen werden, die in ein System passen sollen. Deshalb ist es Aufgabe von Trägern und Einrichtungen, diese jungen Leute nicht nur Einblicke und Aufgaben zu geben, sondern ihnen Menschen an die Seite zu stellen, die sich kompetent und empathisch auf die Fragen und Bedürfnisse einlassen, die Angebote konzipieren, die den jungen Menschen entgegenkommen und die den Wert dieser Freiwilligenzeit anerkennen. Kreative Angebote, Seminare, offene Treffen und Begegnungsräume sind hier gefordert. Die Chance, hier im Leben von jungen Menschen Ankerpunkte zu setzen, dürfen sich christlich orientierte Träger und Einrichtungen einfach nicht entgehen lassen!

Wie hat die Corona-Pandemie Ihre Arbeit und die der Erzieher(innen) und Sozialpädagog(inn)en beeinflusst?

Die Corona Pandemie hat neue Verbindungen geschaffen, neue Solidarität aufgebaut, Binnen-Gemeinschaften geschaffen und gestärkt – und auf der anderen Seite neue Gräben aufgeworfen und Polarisierungen hergestellt, die vorher nicht so deutlich waren.

Erzieher*innen und Sozialpädagog*innen (die ich im Weiteren einfach Pädagog*innen nenne) haben zu Beginn der Pandemie deutlich gespürt, dass sie in der Kinder- und Jugendhilfe nicht auf dem Schirm der Politik waren. Die Krankenpflegekräfte wurden (zurecht) beklatscht, die Kinder und Jugendhilfe musste sehr darum kämpfen, als „systemrelevant“ anerkannt zu werden. Während der Kontaktbeschränkungen haben die Pädagog*innen die Kinder und Jugendlichen eng begleitet, haben viel mehr Zeit mit ihnen in den Gruppen verbracht als je vorher, haben den Sinn der Einschränkungen vermittelt und zugleich mit Ämtern um sinnvolle Regelungen gerungen. In den stationären Hilfen sind alle enger zusammengedrückt und viele Pädagog*innen haben die Freude am Zusammensein, am gemeinsamen Alltag zwischen Kochen, Spielen, Freizeit und Schule neu entdeckt. Im zweiten Lockdown sind die Pädagog*innen zu Ersatzlehrern geworden und haben noch mal die Schule neu entdeckt: zwischen der Bewunderung für

Lehrer*innen, die sich in der Distanz ganz intensiv um Einzelne gekümmert und die digitalen Formate mit Leben und Freude gefüllt haben und dem Entsetzen gegenüber Lehrer*innen, die Kinder einfach sich selbst überlassen haben und das gelegentliche Verteilen von Aufgaben als Schule definiert haben – und allen Schattierungen, die es dazwischen natürlich auch gibt.

In den ambulanten Hilfen war die Verzweiflung größer, weil die Familien sich selbst überlassen waren und es einfach nicht möglich war, sozialpädagogische Familienhilfe durch telefonische oder videogestützte Beratung zu ersetzen. Auch die Schulbegleitungen haben nicht adäquat arbeiten können und haben darunter gelitten, dass begonnene Hilfen nicht weitergeführt werden konnten. Viele Fachkräfte haben sich Sorgen um ihre Familien gemacht und auch Sorgen um den Schutz und die Versorgung der Kinder.

Die Einrichtungen haben täglich und wöchentlich die neuen Regelungen ausgewertet und für die einzelnen Arbeitsformen übersetzt. In den stationären Wohngruppen gab es völlig andere Problemstellungen als in den schulischen Hilfen oder den ambulanten Hilfen oder in den Kitas. In den Wohngruppen fehlten plötzlich Personal, weil die Kinder immer da waren und in den schulischen Hilfen und in den Kitas hatten die Mitarbeitenden plötzlich keine Arbeit mehr, weil Schließungen verhängt wurden. Das ging bis zu Regelungen für Kurzarbeit und keine Vertragsverlängerungen für Mitarbeitende mit befristeten Verträgen.

Auf verbandlicher Ebene haben wir für die frühe Impfung unserer Mitarbeitenden gekämpft. Der Kampf hat sich gelohnt, es zeigte sich schnell, dass in den Bethanien Kinderdörfern die Impfbereitschaft sehr hoch war. Im pädagogischen Bereich ist die Impfung keine reine Privatsache. Die Impfung hat Auswirkungen auf den Einsatz, die nichtgeimpften müssen sich derzeit täglich testen. Wenn sie positiv sind, fallen sie durch Quarantäneregungen länger aus. Fangen die Geimpften diesen Ausfall auf? Auf der anderen Seite fühlen sich die Nichtgeimpften derzeit diskriminiert und an den Pranger gestellt.

Warum hängen seit Pfingsten Regenbogenfahnen in allen drei Bethanien Kinderdörfern?

Auf der einen Seite bedeutet uns in den katholischen Einrichtungen der christliche Glaube sehr viel. Auf der anderen Seite kommen von der verfassten Kirche Signale und Gebote, die die heutigen Menschen, auch die, die der Kirche nahestehen, nicht mehr nachvollziehen können.

Wie viele Bewerber und Bewerberinnen, die wir für die Kinder- und Jugendhilfe einstellen, sprechen noch positiv von einem Gefühl der Zugehörigkeit zur Kirche? Einige suchen in ihrer Kindheit nach religiösen Ereignissen, die ihnen etwas bedeutet haben. Manche sind im Laufe der Familienphase auch wieder mit Kirche in Kontakt gekommen oder haben sich aktiv dazu entschieden, ihre Kinder taufen und zur Kommunion gehen zu lassen. Jedoch fast alle sagen: „aber regelmäßig in den Gottesdienst gehen, das mache ich nicht!“ Manche sind so ehrlich und äußern ihre Kritik und ihre Zweifel an der Kirche. Einige verbinden die Kritik an der Kirche mit den unfassbaren Missbrauchstaten und der unsäglichen Aufarbeitung, die geprägt war und immer noch zu sein scheint von einem fragwürdigen Schutz der Institution und von der Vertuschung. Da spürt man die Erschütterung der Institution. Die sich schon seit Jahren und Jahrzehnten weigert, die Stellung der Frau, die Frage der Sexualmoral oder institutionelle Haltungen zur Ökumene zu verändern.

Es ist also verständlich, dass viele Menschen auch aus den Reihen der katholischen Einrichtungen sich von der Kirche abwenden. Es geht der Blick auf die biblische Geschichte verloren und auf die Werte, die im Christentum vermittelt werden. Die Idee dieses idealistischen Lebens dieses Jesus von Nazareth, der sich oft genug quer stellt „zum System“. Dieser Jesus, der die Liebe predigt und sich gegen gültige Moralvorschriften stellt und der keine Konflikte scheut, der beeindruckt und inspiriert. Für unsere christlichen Einrichtungen ist das Bild einer aktiven Gemeinschaft, die für die Armen, Ausgestoßenen und Verachteten da ist, die diskriminiert werden und sich abgelehnt fühlen, ein Ideal. Am Rande der Gesellschaft stehende Familien und deren benachteiligte Kinder, für diese

wollen wir als christliche Einrichtungen da sein und tätig sein und dabei mithelfen, ihr Schicksal zu wenden, neue Chancen zu geben und Neuanfänge zu ermöglichen. Wenn ich die Kinder in unseren Kindergottesdiensten in den Kinderdörfern sehe, wie sie sich die alten Geschichten zu eigen machen und wie sie sich ihre Werte entwickeln, dann erkenne ich, dass es einen sakralen Raum braucht, in dem die Werte wachsen können und in dem eine Gottesbeziehung entstehen kann. Da wird auch mal laut gelacht und Theater gespielt, da kommen ganz persönliche Momente in die Stille und vor Gott und vor die Gemeinschaft. Da wird Gemeinde plötzlich lebendig.

Und dann kommt aus der Kongregation für Glaubenslehre des Vatikan ein Verbot der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare.

Wir Bethanien Kinderdörfer sind Teil dieser katholischen Kirche, wir orientieren uns am Evangelium und vertreten die christlichen Grundwerte. Wir erwarten von der verfassten Kirche, von den Entscheidungsträgern in Rom und in Deutschland, dass sie sich bewegt und ändert. Wir erwarten eine Weiterentwicklung der Sexualmoral, dazu gehört auch eine Anerkennung anderer sexueller Orientierungen und eine gründliche und glaubhafte Neuordnung der Stellung der Frau in der Kirche.

Wir in Bethanien möchten allen Menschen, die unsere Werte teilen, eine Heimat bieten und sie mit Respekt und Wertschätzung behandeln. Das gilt selbstverständlich auch für Geschiedene und Wiederverheiratete, für Menschen in gleichgeschlechtlichen Lebensformen und anderen sexuellen Identitäten. Wir bekennen uns ausdrücklich dazu, allen Menschen jedweder sexuellen Orientierung – sofern sie den Schutz von Minderjährigen und Abhängigen und die Würde des Anderen achten – die gleiche Würde und Gottes Ebenbildlichkeit zuzusprechen. Das sage ich auch im Wissen darum, dass auch in den Bethanien Kinderdörfern in der Vergangenheit Menschen wegen ihrer sexuellen Orientierung und wegen ihrer Lebensführung ausgegrenzt wurden. Wir wollen und wir werden diese Fehler nicht fortsetzen, sondern sensibel sein und uns an Diskriminierung und Homophobie nicht beteiligen.

Als katholische Kinder- und Jugenddörfer haben wir einen Erziehungsauftrag für junge Menschen. Unsere Aufgabe und

Pflicht ist es, Kinder und Jugendliche in ihrer Orientierung zu begleiten. Das erfordert eine hohe Empathie und eine sehr achtsame Beratung. Abwertungen verbieten sich. Wir begleiten die Kinder und Jugendlichen auf ihrem Weg und geben keinen festgelegten Weg vor.

Die Regenbogenfarben symbolisieren die Buntheit und die Vielfalt der Menschen. Der Regenbogen ist gleichzeitig das sichtbare Zeichen vom Bund Gottes mit uns Menschen. Die Würde anderer endet nie. Was aber endet, ist die Freiheit: Wer andere unterdrückt, wer anderen Gewalt antut, wer anderen die Freiheit nimmt, wer andere abwertet oder unterdrückt, der hat die Grenzen seiner Freiheit erreicht. Wir sind der Überzeugung, dass Gott dem Menschen seine Liebe und den Zuspruch seines Segens niemals verweigert. Im Gegenteil: der Segen wird bedingungslos zugesprochen und der Bund Gottes mit den Menschen ist und bleibt ewig gültig. Den Segen Gottes muss und kann man sich nicht verdienen. Er ist Geschenk aus Liebe. Dafür steht der Regenbogen seit jeher (vgl. Gen 9,12-17). Aus diesem Grund hängen in den Kinderdörfern Regenbogenfahnen.

Weshalb steht die Eröffnungsveranstaltung des Bundesverbandes Caritas Kinder- und Jugendhilfe e. V. (BVkE) der 27. Bundestagung 2021 in Siegburg unter dem Motto „Bunt. Vielfältig. Stark. Wir gestalten Lebensperspektiven mit jungen Menschen“

Bei der anstehenden Bundestagung 2022 will der BVkE die Rolle der katholischen Kinder- und Jugendhilfe beim Aufbau eines gelingenden Lebens für junge Menschen zwischen ökologischen Herausforderungen und gesellschaftlichem Umbruch diskutieren.

Ziel der Kinder- und Jugendhilfe ist, für alle Kinder und Jugendlichen von Anfang an gute Startbedingungen und gleiche Chancen für ein gelingendes Aufwachsen und ein selbstbestimmtes Leben zu schaffen. Dabei sind uns in der christlich orientierten Kinder- und Jugendhilfe die unterschiedlichen Lebensentwürfe in Bezug auf religiöse, kulturelle und sexuelle Orientierung als Vielfalt und Pluralität von Lebensstilen vertraut. Wir machen keine Unterschiede, weisen

Diskriminierung und Rassismus zurück und stehen an der Seite der Kinder und Jugendlichen und jungen Erwachsenen, für die wir Sorge tragen. Erziehung, Betreuung und Bildung, Beziehungen und Sprache sind entscheidende Schlüssel für gelingende Entwicklungs- und Bildungsbiographien.

Starke Helfer in der Pandemie

In der Zeit der Corona-Pandemie zeigt sich, wie professionell und kreativ, aber auch wie mutig und zuversichtlich die Mitarbeiter*innen auf veränderte Herausforderungen reagiert haben. In unseren Einrichtungen und Diensten sind die meisten Angebote geöffnet geblieben, oft noch intensiver durch den Lockdown und die Schul- und Kitaschließungen. Die Mitarbeitenden blieben an der Seite der Kinder und Jugendlichen. In der Pandemie wurde Homeschooling zum neuen Tätigkeitsfeld der Pädagog*innen, es wurden Hygienekonzepte entwickelt und Besuchs-Regelungen fortlaufend angepasst. Gegenseitige Achtsamkeit bestimmte die Schutzmaßnahmen. Neben dem Blick auf Grenzen und Möglichkeiten basieren alle Lösungen auf einer guten Portion Zuversicht und Lebensfreude. Die kath. Dienste und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe leben davon, dass sie erwachsene Menschen finden, die für die Sache der Kinder- und Jugendlichen brennen. Unsere Fachkräfte liefern den Kindern und Jugendlichen den Kraftstoff für die Veränderungsprozesse.

Vielfältige Lebensziele

Im Rahmen der Bundestagung wollen wir drei zentralen Leitfragen nachgehen, die aus unserer Sicht die Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe in den nächsten Jahren bestimmen werden:

1. Welche Veränderungsprozesse werden durch die SGB VIII Reform ausgelöst und welche Strategien benötigen Träger und Einrichtungen, um Bildung, Erziehung, Betreuung und Teilhabe zu garantieren?
2. Wie kann Klima- und Naturschutz in der Kinder- und Jugendhilfe als Querschnittsaufgabe definiert werden und wie können die Träger und Einrichtungen im Rahmen ihrer pädagogischen Arbeit diese Aufgabe umsetzen?

3. Wie wollen wir die Zukunft der jungen Menschen und Mitarbeitenden in den Einrichtungen und Diensten gestalten, um Veränderungsprozesse positiv zu begleiten und Nachhaltigkeit zu erlangen?

Junge Menschen und Mitarbeiter*innen: Bunt

Wir erleben die jungen Menschen, die unsere Angebote nutzen und diejenigen, die als Mitarbeitende bei uns tätig sind, als bunt, vielfältig und stark. Aus diesem Grund garantieren wir ihnen die Beteiligung an allen sie selbst betreffenden, eigenen Entscheidungsprozessen. Kinder- und Jugendhilfe gibt allen jungen Menschen und ihren Familien eine Stimme, vor aber allem denjenigen, die dies allein nicht schaffen. Die vielfältigen Einrichtungen und Angebote der Kinder- und Jugendhilfe von Kitas über Jugendarbeit, Angebote an Schulen, Beratung für verschiedene Lebensbereiche bis hin zu stationären Einrichtungen für Kinder und Jugendliche bilden eine wichtige Infrastruktur für das Aufwachsen junger Menschen. Dem Subsidiaritätsprinzip folgend, ist diese Infrastruktur lokal durch Träger*innen der öffentlichen und freien Kinder- und Jugendhilfe organisiert und kann so flexibel unter Berücksichtigung der jeweiligen regionalen Besonderheiten und Herausforderungen gestaltet werden.

Angebote der Kinder- und Jugendhilfe müssen auf soziale Ungleichheiten reagieren und lokal unterschiedliche Bedarfslagen bei der Kinder- und Jugendhilfeplanung wahrnehmen und berücksichtigen. In ländlichen Räumen stellt dies eine besondere Herausforderung dar, weil die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen sich oft nicht auf die jeweilige Wohnort-Gemeinde beschränken und dadurch stärker in Gefahr sind, aus dem Blickfeld der Kommunalpolitik zu geraten. Die Ausweitung von Lebens- und Erfahrungswelten über den eigenen Wohnort hinaus betrifft jedoch nicht nur Kinder und Jugendliche in ländlichen Räumen. Gerade in unserer von Globalisierung und europäischer Verflechtung geprägten Welt ist es wichtig, dass die Kinder- und Jugendhilfe sich deutlich zu ihrer Aufgabe bekennt, jungen Menschen den Blick über den eigenen Tellerrand zu ermöglichen, indem sie europäische bzw.

internationale sowie interkulturelle und interreligiöse Erfahrungen fördert.

Die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe müssen der Vielfalt ihrer Adressat*innen gerecht werden und allen jungen Menschen Teilhabe eröffnen. Dabei nimmt die Kinder- und Jugendhilfe die zielgruppenspezifische Ausrichtung ihrer Angebote wie auch die Gestaltung der Übergänge zwischen verschiedenen Leistungssystemen konsequent in den Blick. Kooperation und Vernetzung der vielfältigen Angebote in der Kinder- und Jugendhilfe sowie mit anderen Leistungsträger*innen sind zentrale Bestandteile einer ganzheitlichen Förderung und Unterstützung der Adressat*innen. Die Kinder- und Jugendhilfe ist schon seit langem auf dem Weg zur Inklusion, ist aber auch oft an deren Systemgrenzen abgeprallt. Durch die Öffnung des SGB VIII entstehen neue Entwicklungsräume, die es anzunehmen gilt und an denen wir uns beteiligen. Ziel dieses Prozesses ist es, Barrieren für gemeinsame Bildung, Erziehung und Betreuung aller Kinder zu erkennen und abzubauen. Dazu braucht die Kinder- und Jugendhilfe Mitarbeitende, die bunt und vielfältig und stark sich gegenseitig Kompetenzen vermittelt und in multiprofessionellen Teams arbeitet. Inklusion ist nicht nur eine Frage von Strukturen, sondern tangiert gleichermaßen professionelle Haltungen. Die kritische Reflexion des eigenen Handelns muss deshalb selbstverständlicher Bestandteil der fachlichen Professionalität und integraler Bestandteil der Arbeitsplatzgestaltung sein.

Ein gelingendes Aufwachsen aller jungen Menschen einer Gesellschaft, die sich im ökologischen und sozialen Umbruch befindet, ist ohne die katholischen Einrichtungen und Dienste der Kinder- und Jugendhilfe nicht vorstellbar. Sie trägt dazu bei, dass soziale Benachteiligungen nicht zu einem Rucksack werden, den junge Menschen ein Leben lang tragen müssen. Vielmehr setzt sie ein Segel für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene und ihren Familien, das hoffnungsvoll in die Zukunft trägt und zu gelingenden Lebensentwürfen beiträgt.

(aus: Programmatik der 27. Bundestagung, BVkE Vorstand, 5. Mai 2021)

Welche Programme oder Maßnahmen werden umgesetzt (z.B. Förderung von Minderheiten, Förderung von Schwerbehinderten)?

Als Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe ist unsere zentrale Aufgabe, benachteiligte Kinder und Jugendliche so zu fördern, dass sie an allen gesellschaftlichen Vollzügen voll teilhaben können. Da wir auch Kinder und Jugendliche mit Behinderungen betreuen, gilt das für diese Gruppe ebenso. Der erste Zugang zur vollen Teilhabe ist die Bildung, hier ist unser Hauptaugenmerk darauf, die Kinder und Jugendlichen nicht zu über- und nicht zu unterfordern. Wir arbeiten mit allen Bildungsinstitutionen im Interesse der Kinder eng zusammen, mit allen Kindertageseinrichtungen, mit allen Schulen im gegliederten Schulsystem und auch Förderschulen werden von Kindern besucht, die dort eine umfangreiche integrierte pädagogische und therapeutische Hilfe vor Ort erfahren. Wir halten an einem Standort eine inklusive Kita vor, die auch eine Zertifizierung als Familienzentrum besitzt.

Im Mitarbeiterbereich haben wir die Möglichkeit, Schwerbehinderte in bestimmten Bereichen einzusetzen. Im Falle der Erkrankung von Mitarbeitenden bieten wir ein Betriebliches Eingliederungsmanagement (BEM) an, damit wir den Erkrankten einen Wiedereinstieg ermöglichen, bei Bedarf mit angepassten Rahmenbedingungen wie z.B. Veränderung der Arbeitszeiten im Rahmen von Teilzeittätigkeiten.

Welche Maßnahmen und Instrumente existieren, um Diskriminierung von zu verhindern (z.B. Programme zur Bekämpfung von Diskriminierung, Mobbing und sexueller Belästigung)?

Für Kinder und Jugendliche ist es im Rahmen ihres Aufwachsens extrem wichtig, dass sie Ansprechpartner an ihrer Seite haben, die ihnen helfen, sich in den digitalen Medien zu bewegen, sie vor den Risiken zu warnen und Hinweise zu geben, wie man die Medien zur Kommunikation und zur Information nutzt. Es gibt in den Kinderdörfern medienpädagogische Programme, die diese Fragen an den immer neuen Angeboten orientiert. Trotzdem kommen für Kinder und Jugendliche in den Bereichen, in denen sie

selbständig und autonom aktiv sind, auch Fehlentwicklungen vor. Kinder und Jugendliche der Kinderdörfer werden zu Opfern, sind aber auch als Täter von Mobbing und Diskriminierung aufgefallen. Im Rahmen der pädagogischen Begleitung werden individuelle Ursachen und Lösungen für die jeweiligen Vorfälle gesucht.

Zur Prävention von sexueller Gewalt gibt es in den Bethanien Kinderdörfern ein umfangreiches Präventionspaket im Rahmen des Institutionellen Schutzkonzeptes (ISK). So ist die Einholung von erweiterten polizeilichen Führungszeugnissen bei jeder Neueinstellung eines Mitarbeitenden verpflichtend. Das Präventionskonzept enthält grundlegenden Informationen zu Gewalt und sexueller Gewalt. Es verpflichtet alle Mitarbeitenden zu Fort- und Weiterbildungen und zur achtsamen Früherkennung von Übergriffen. Es enthält ein umfangreiches sexualpädagogisches Konzept, das sachliche Informationen zur Sexualität allgemein und zu den Formen sexueller Identität und sexueller Orientierung gibt, damit die Mitarbeitenden auf dieser Grundlage mit den Kindern und Jugendlichen achtsame Begleiter der sexuellen Entwicklung sein können.

Weshalb wird es auch in einer Institution wie Ihrer langfristig ein richtiges Nachhaltigkeitsmanagement brauchen?

Die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe bewegen sich nicht im klimaneutralen Raum. Sie nutzen, bauen und renovieren Gebäude und Gelände, sie stellen Fahrzeuge zur Verfügung, sie halten Verwaltungen und Fachdienste vor und in allen Bereichen, in denen Kinder und Erwachsene leben, wird eingekauft, gekocht und alles im Rahmen einer alltäglichen Lebenshaltung getan, was für die Versorgung von Kindern und Jugendlichen notwendig ist. In allen diesen Bereichen gibt es viele Ansätze, klimaschädlich oder klimafreundlich zu handeln. Ein Bewusstsein für nachhaltiges Wirtschaften ist in unterschiedlicher Tiefe und Kompetenz bereits vorhanden. Oftmals existiert aber immer noch die Frage, ob man sich das teurere nachhaltige Produkt leisten kann. Das gilt sowohl für die großen Kostenposten im Rahmen von Bauen und Wohnen, bei der Wahl der Heizenergie. Das gilt aber auch im Kleinen und

Alltäglichen, bei der Kaufentscheidung für Lebensmittel und bei allen Fragen der Ernährung, die in Wohngruppen, in denen täglich 10-12 Personen versorgt werden müssen. Und bei Kleidung, Möbeln, Freizeitgestaltungen, Fahrten von A nach B. Am Ende der Betreuungszeit ziehen Jugendliche und junge Erwachsene aus den Kinderdörfern aus in eigene Wohnungen und nehmen dorthin alles Wissen und alle Erfahrungen mit, die sie in der Betreuungszeit erworben haben. Hier zeigt sich, ob sie gelernt haben, mit ihren beschränkten finanziellen Mitteln klimaschonende Entscheidungen für Ihre Lebensführung zu treffen. Das ist die größte Nachhaltigkeit, die die Kinder- und Jugendhilfe erzeugt.

Ich bin überzeugt, dass ein umfassendes Nachhaltigkeitsmanagement für die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe benötigt wird und ich bin sicher, das ist eine der größten Aufgaben der kommenden 10 Jahre.



Vita Dr. Klaus Esser

Geburtsdatum: 09.12.1958

Verheiratet, zwei erwachsene Kinder

Studium

1979 – 1983 Ausbildung als Kinderkrankenpfleger, Uni Kinderklinik Köln

1983 – 1986 Kath. Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Köln, Studiengang Heilpädagogik.

Von 2005 bis 2010 nebenberufliches Promotionsstudium an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln.

Promotion im Juli 2010. Dissertation zum Thema: Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung.

Weiterbildung

Psychodynamisches Coaching. Weiterbildung am Institut für Psychodynamische Organisationsentwicklung + Personalmanagement Düsseldorf e.V. (pop-psa)

Beruf

1986 – 1992 Tätigkeiten in Beratung, heilpädagogischer Betreuung und Leitung in Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen.

1992 Pädagogischer Leiter des Bethanien Kinder- und Jugenddorfes Schwalmthal

2001 Einrichtungsleiter des Bethanien Kinder- und Jugenddorfes Schwalmthal

Seit 01.07.2018 alleiniger Geschäftsführer der Bethanien Kinderdörfer gGmbH, verantwortlich für drei Bethanien Kinderdörfer in NRW und in Hessen

Verbandliches Engagement in BVkE + AGkE Bistum Aachen

Seit 1992 regelmäßige Teilnahme an der Heimleiterkonferenz des DiCV Aachen

Seit 1994 gewähltes Vorstandsmitglied des Bundesverbandes katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik, ab 2013 Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe (BVkE) e.V., Fachverband des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg, ab 2021 Bundesverband Caritas Kinder- und Jugendhilfe.

Seit 1994 Mitglied des Vorstandes der Arbeitsgemeinschaft katholischer Erziehungshilfe (AGkE) in Aachen

Von 1995 bis 2002 Leitung der Fachausschüsse „Qualitätsmanagement“ und „Standards und Qualitätsentwicklung“ im BVkE

Mitglied der Delegiertenkonferenz des Deutschen Caritasverbandes (DCV) 2014-2016

Seit 2021 Mitglied im Caritasrat des Deutschen Caritasverbandes (DCV)

Seit November 2017 gewählter 1. Vorsitzender des BVkE

Referent/Dozent in Weiterbildung und Lehre

- 1999- 2019 Referent einer Weiterbildung für Führungskräfte in heil- und sozialpädagogischen Einrichtungen aus psychodynamischer und systemischer Sicht in Kooperation mit der Europäischen Akademie für Heilpädagogik (EAH) im Berufsverband der Heilpädagogen (BHP)
- 2002-2004 Lehrauftrag an der Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen: Qualitätsmanagement in der Kinder- und Jugendhilfe
- Seit 2015 Mitglied der „Arbeitsgruppe Fachzentrum Erziehungshilfen“ an der Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät, Department Heilpädagogik, Lehrstuhl Erziehungshilfe und Soziale Arbeit. Mitbegründer der Vorlesungsreihe „Schnittstellen innovativer Erziehungshilfen“.
- Gründungsmitglied der European Charity University e.V. (ecu). (www.ecuniversity.eu)

Buch- und Fachpublikationen

Veröffentlichungen und Fachbeiträge in Fachzeitschriften und Fachbüchern, Herausgeber und Mitherausgeber diverser Fachbücher

- Zwischen Altraum und Dankbarkeit (Fachbuch) Ehemalige Heimkinder kommen zu Wort. Lambertus Verlag. Freiburg. 2011
- Klaus Esser, Michael Macsenaere. Was wirkt in der Erziehungshilfe? (Fachbuch) Wirkfaktoren in Heimerziehung und anderen Hilfearten. Reinhardt Verlag. München 2012
- Klaus Esser, Michael Macsenaere, Eckhart Knab, Stephan Hiller (Hrsg.) Handbuch der Hilfen zur Erziehung. Lambertus Verlag. Freiburg. Erscheinungsdatum April 2014.
- Klaus Esser, Eckhart Knab (Hrsg.). Kunstpädagogik in der Erziehungshilfe.

Weitere Infos und Publikationen:

[https://de.wikipedia.org/wiki/Klaus_Esser_\(Heilp%C3%A4dago](https://de.wikipedia.org/wiki/Klaus_Esser_(Heilp%C3%A4dago)

Zirkus Giovanni – Geschichte eines Mutausbruchs

Volker Traumann

Mutausbruch – was für ein schönes Wort! Zum ersten Mal habe ich es gehört aus dem Mund von Emil Hartmann im Don Bosco Jugendwerk Bamberg. In der Kinder- und Jugendhilfe beschreibt es vielleicht den Moment, an dem man an der Realität verzweifeln möchte. Einen Moment, in dem uns unüberwindbare Hindernisse den Weg versperren, seien es strukturelle, rechtliche, finanzielle oder personelle. In solchen Augenblicken führt uns nur ein fester Glauben an die Sache auf einen neuen gewinnbringenden Pfad. Und nur mit Wagemut und Kreativität schaffen wir Neues. So einem Mutausbruch von Emil Hartmann haben wir den Zirkus Giovanni zu verdanken.

1994 -Aufbruch ins Ungewisse

Die Geschichte des Zirkus Giovanni beginnt 1994 als Teil des Don Bosco Jugendwerks in Bamberg. Als der Don Bosco Hort im Juni des Jahres eine Aufführung unter dem Namen „Zirkus Giovanni“ präsentiert, ist im Rest der Einrichtung die Umstrukturierung vom ehemaligen Internat zu einer heilpädagogischen Jugendhilfeeinrichtung in vollem Gange. Das pädagogische Potential des „Zirkusmachens“ inspiriert Emil Hartmann eine heilpädagogische Zirkusarbeit zu entwickeln und das Medium Zirkus dauerhaft in den teilstationären und stationären Bereichen der Einrichtung zu etablieren. Ein mutiger Entschluss. Denn Vorbilder für eine heilpädagogische Zirkusarbeit gibt es zu dieser Zeit so gut wie keine. Man beschließt selbst Vorbild zu werden. Mit Entschlusskraft und großen Schritten wird die Idee in die Tat umgesetzt. Bereits 1995 beginnen die Planung und der Neubau der heilpädagogischen Tagesstätte Giovanni unter raum- und zirkuspädagogischen Gesichtspunkten. Die Tagesstätte Giovanni als einmaliges Modellprojekt bietet den Kindern bis heute einen „Indoor“-Zirkus mit Übungsmanege, „Löwengang“

und „Zirkuswagen“ als Speiseraum. 1996 wird bereits die erste Stelle für eine zirkuspädagogische Fachkraft geschaffen und zwei Jahre später steht schon der erste Zweimaster auf dem Hof der Einrichtung. Ein echter Zweimaster! Wieder so ein Mutausbruch. Es gibt nicht wenige Bedenkensträger für die Anschaffung des Zirkuszelt. Wie in aller Welt sollen wir ein Zirkuszelt finanzieren? Wer soll es in Zukunft auf- und abbauen? Allein die jährlichen Folgekosten für 32A Strom, die Anschaffung und Wartung von Bühnenscheinwerfern und Tonanlage sowie die Betriebskosten für die ölverschlingende Zeltheizung klingen bedrohlich. Bereits zu dieser Zeit wird deutlich: Der Zirkus Giovanni läßt sich nicht durch Regelfinanzierung oder im Rahmen von Jugendhilfeentgelten finanzieren. Emil Hartmann beginnt unermüdlich für den Zirkus Giovanni und die Effekte für die Heilpädagogik zu werben – und für Spenden. Mit Erfolg. Mit einem immensen Jahresaufkommen an Spenden gelingt es nicht nur den Zweimaster dauerhaft zu sichern, sondern die Ressourcen des jungen Zirkusprojekts stetig zu vermehren. Mit den Ressourcen wächst die Vielfalt des pädagogischen Zirkusunternehmens. Zirkusrequisiten finden sich bald in allen Wohn- und Tagesgruppen der Einrichtung. Geübt wird in der Turnhalle, auf der Manege, im Spielhof und überall, wo sich ein Platz findet. Das pädagogische Personal erhält zirkuspädagogische Fortbildungen um den jungen Menschen zirkuspädagogisch assistieren zu können. Der Zweimaster findet ab 1999 einen dauerhaften Platz auf einer Wiese (dem „Kunstrasen“) direkt neben dem Canisiusheim. Aufführungen in Bamberg und außerhalb sowie erste Publikationen, Fortbildungen und Fachvorträge machen das Projekt immer bekannter. Im Jahr 2000 startet flankierend das Projekt „Zirkuswerkstatt“. Junge Menschen mit schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt qualifizieren sich in der Holz- und Metallbearbeitung. Ein wichtiges Projekt nicht nur für die jungen Menschen, sondern für die Zirkuspädagogik in Deutschland: In der Zirkuswerkstatt werden Zwei- und Viermaster gefertigt, die sich bis heute an einigen Kinderzirkusstandorten in Deutschland finden lassen. Die jungen Menschen fertigen auch Großrequisiten wie Drahtseil und Luftartistikanlagen und sorgen als mobile Zeltbautruppe für wachsende Mobilität des Zirkus Giovanni. Ab 2002 geht der Zirkus Giovanni, nun mit einem

großen Viermaster, regelmäßig auf Tour und präsentiert sein Umwelt-Musik-Zirkus FELUWA vor großem Publikum - zunächst in Bayern und später auch am Katholikentag in Osnabrück. FELUWA, ein multimediales Projekt zur Bewahrung der Schöpfung, gemeinsam entwickelt von Fachleuten aus Pädagogik, Theologie, Umweltpädagogik und Kindern und Jugendlichen des Don Bosco Jugendwerks, erhält 2006 die Bayerische Umweltmedaille. Der Zirkus Giovanni expandiert. Als Bundessieger des Projekts „Platz für Helden“ von ARD und Kinderhilfswerk baut die Zirkuswerkstatt 2005 einen neuen Viermaster und eine Sitztribüne für 500 Personen sowie ein Pagoden- und ein Artistenzelt auf der Wiese des Josefsheims. Die Arbeit des Zirkus Giovanni wird von ARD und KIKA in einer zwölfteiligen TV-Dokumentation begleitet. Dennoch droht das vom Kinderhilfswerk großzügig finanzierte Projekt kurz vor Start bereits zu scheitern. Denn die Förderung schließt zwar den Neubau eines festen Viermasters für alle Kinder und Jugendlichen der Stadt ein. Personal soll aber nur für 12 Tage gefördert werden – eben genau die 12 Fernsehsendetage, in denen das Projekt im KIKA dem Fernsehpublikum vorgestellt wird. Eine dauerhafte Zirkusarbeit für alle jungen Menschen in der Stadt wäre so jedoch nicht realisierbar. In einem weiteren Mutausbruch droht Emil Hartmann mit dem Projektausstieg und fordert eine längerfristige und nachhaltige Förderung des Personalaufwands. Mit Erfolg. Der Fördergeber genehmigt eine zweijährige Förderung des Zirkuspersonals. Der Zirkus Giovanni arbeitet ab sofort mit zwei Vollzeitkräften und zahllosen Honorarkräften um den neuen Ganztagsbetrieb zu gewährleisten. Vormittags dient das Zelt (bis heute) als schulpädagogischer Ort, besonders für Förder-, Mittel- und Grundschulklassen. Sie kommen jeweils für eine Woche zu Besuch und entwickeln mit Hilfe des Mediums Zirkus Selbstvertrauen, Sozialkompetenz und Klassengemeinschaft. Nachmittags heißt das Motto nun „Zirkus für alle!“. Der Zirkus Giovanni begrüßt in integrativen Settings Kinder mit und ohne „Handicaps“ aus ganz Bamberg und dem Umland. Die Offene Behindertenarbeit der Lebenshilfe Bamberg wird dauerhafter Partner. In der Fülle der Projekte, Angebote und Zielgruppen wächst die Kompetenz des Zirkus Giovanni als soziales und insbesondere heilpädagogisches Zirkusprojekt. Das Wissen

wird dokumentiert und weitergegeben in unzähligen Vorträgen, Fernsehbeiträgen, Buchveröffentlichungen und Weiterbildungen. Inzwischen erreicht der Zirkus Giovanni jährlich über 2.000 Kinder und ermöglicht im Jahr über 30.000 erlebte Kinderzirkusstunden.

Das Projekt erhält vom Bundesfamilienministerium den Bundespreis „Mixed up“ und wird ausgezeichnet vom Fernsehsender „Biography channel“. Bamberg wird zum wichtigen Ideengeber für die zirkuspädagogische Theorie und Praxis, ist 2005 gemeinsam mit anderen Gründungsmitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft Zirkuspädagogik und 2008 Mitgründer der Landesarbeitsgemeinschaft Zirkuspädagogik Bayern.

Die Vernetzung wird schließlich international: Der Zirkus Giovanni knüpft Verbindungen mit dem CIRQUE DU SOLEIL (Montreal), dem ZIRKUS FUSKABO (Ljubljana | Slowenien) und den BARABAS CLOWNS (Arese | Italien) und führt seit 2015 jährlich die Weiterbildung „Social Circus nach der Methode des CIRQUE DU SOLEIL“ durch. Mittlerweile hat der Zirkus Giovanni sechs festangestellte Mitarbeiter und etwa fünfzehn Honorarkräfte. 2021 erreicht der Zirkus Giovanni erstmals über 2.600 Kinder im Jahr. Aus einer Idee entstand in 27 Jahren eines der größten sozialen Zirkusprojekte in Deutschland. Damit die Geschichte vorerst nicht endet, dafür hat Emil Hartmann 2009 in einem weiteren Mutausbruch gesorgt. Mit der Gründung der Stiftung Zirkus Giovanni wurde eine Stiftung etabliert, die die Förderakquise für die Zirkusarbeit dauerhaft sichert und auf solide Füße stellt.

Zirkuspädagogik



Der Zirkus Giovanni im Don Bosco Jugendwerk Bamberg arbeitet individuell und lösungs- und ressourcenorientiert mit jungen Menschen mit Handicaps

Emil Hartmann

Systemsprenger ist ein Begriff, das die Jugendhilfe seit ein einigen Jahren intensiv beschäftigt und herausfordert. Gemeint sind Kinder und Jugendliche, die in kein klassisches pädagogisches Setting passen und die Fachkräfte mit Unterstützungsversuchen mit diesen Angeboten scheitern. Die Hilfen für diese jungen Menschen werden nicht angenommen. Warum? Das Problem ist hochkomplex.

Es muss ausschließlich von diesen jungen Menschen aus gedacht werden, damit die Hilfen gelingen können und nicht von vorneherein zum Scheitern verurteilt sind. Von Systemspringern zu sprechen erscheint mir ein Paradox, wenn Hilfesysteme angeboten werden mit denen die jungen Menschen erfahrungsgemäß nicht zurechtkommen. Die Kinder werden dann auch noch verantwortlich gemacht für das Scheitern der Hilfen und werden als Systemsprenger bezeichnet. Eigentlich sind diese Kinder Systemverlierer, weil es nicht gelingt, Hilfesysteme zu kreieren, die mit denen diese sich unterstützt fühlen und diese annehmen können.

Dieses Problem der Systemsprenger ist in den letzten Jahren besonders zum Vorschein gekommen – warum auch immer. Aus meiner Sicht ist dieses schon immer gegeben. Das war sicher auch der Grund warum vor über 30 Jahren begonnen wurde, zu den klassischen Hilfen im Gruppensetting Individualmaßnahmen anzubieten. Diese Maßnahmen fanden nicht in der Gruppe wie gewohnt statt, sondern diese ragten

- weit über den Alltag der damaligen Hilfesysteme hinaus (sie fanden im Ausland statt),
- die Hilfen wurden ausschließlich vom jungen Menschen aus gedacht und entwickelt, sie waren erlebnispädagogisch orientiert,
- und sie waren sehr lösungs- und am Individuum orientiert.

Mit diesen Individualmaßnahmen wurden starke Zeichen gesetzt, jungen Menschen mit besonderen Herausforderungen Lösungen anzubieten. Leuchtturm war/ist eines der ganz großen Leuchtturmprojekte, die sich dieser Herausforderung mit hohem Engagement und hoher Kompetenz stellten. Peer Leyström war der Initiator und gründete diese Stiftung. Sie ist kreativ, innovativ und am jungen Menschen orientiert und hat das pädagogische Spektrum in der Jugendhilfe wertvoll erweitert und enorm bereichert.

Als das Don Bosco Jugendwerk Mitte der Neunzigerjahre begann heilpädagogisch zu arbeiten war es ein großes Anliegen im Sinne Don Boscos mit den Stärken der jungen Menschen zu arbeiten, ihren Selbstwert zu stärken und wesentlich auf Ihre Bedürfnisse einzugehen: „wenn Du das liebst, was die Jugendlichen lieben, dann werden die Jugendlichen das leben, was Du liebst (Don Bosco).

Mit jungen Menschen Zirkus zu machen schien ein angemessenes Instrument heilpädagogisch/therapeutischer Arbeit zu sein und jungen Menschen in einem lustvollen und voll von Abenteuer geprägtem Lernsetting zu zeigen und - quasi nach Hebammenart - herauszuholen, was in ihnen alles an Potenzialen steckt

Es war eine Vision und so machten sich die Mitarbeiter*innen des Don Bosco Jugendwerkes sich auf den Weg, Zirkus in heilpädagogische Anliegen einzubetten und Methoden und Randbedingungen zu entwickeln, die jungen Menschen mit Handicaps besonders gerecht werden sollten. Wichtig dabei war vor allem, dass es keiner externen Verstärkersysteme bedurfte, sondern dass es ein Setting mit hoher intrinsischer Motivation war. Zirkus kann das und hat aufgrund des Materials, dem exotischen Flair und der Kreativität hohen Aufforderungs-

charakter und war geeignet junge Menschen anzusprechen, die gerne in Opposition gingen und keine Lust hatten aktiv zu werden.

So freuen wir uns durch Veröffentlichung dieses Buches für die Anerkennung von Peer Leyströms Leistungen für die Entwicklung von Individualmaßnahmen beitragen zu können.

Zirkuspädagogik, wie sie im Don Bosco Jugendwerk entwickelt wurde und wird, hat viele Wesensmerkmale gemeinsam mit den individualpädagogischen Maßnahmen, die die Stiftung Leuchtfleur im Laufe der letzten 30 Jahre entwickelt hat.

Auch Zirkuspädagogik bietet keine generelle Lösung für junge Menschen, die Systeme sprengen, aber es ist eine wirksame Möglichkeit einige von diesen zu erreichen und ihre verletzte Würde wieder herzustellen und „vor Augen zu führen“, dass sie ganz besondere Fähigkeiten haben und sie über diesen Weg des Lernens stark zu machen, zur Alltagsbewältigung beitragen und helfen ihren Weg zu finden. Sowohl die Forschungsergebnisse der Individualmaßnahmen als auch beim Zirkus Giovanni durch das Institut für Kinder- und Jugendhilfe bestätigen das.

Der Zirkus Giovanni im Don Bosco Jugendwerk Bamberg

In seinem Namen und seiner pädagogischen Ausrichtung beruft sich der Zirkus Giovanni ganz bewusst auf Giovanni Bosco (1815-1888, Turin), den Ordensgründer der Salesianer Don Boscos.

Bereits 1841 wirkte der salesianische Ordensgründer Giovanni Don Bosco als Sozialpionier in Turin und bot dort Hilfen für arme und benachteiligte Jugendliche an. Don Bosco gründete dort das „Oratorium“, eine Art Jugendzentrum für Straßenkinder. Dabei halfen ihm seine vielseitigen zirkensischen Talente. Je nach Quelle werden ihm folgende Fertigkeiten nachgesagt: Er konnte „Seillaufen“, „magische Tricks“, „Bälle und Teller jonglieren“ und „auf ein galoppierendes Pferd springen“.

Obwohl Giovanni Bosco dem „wandernden Zirkus“, wie wir ihn heute kennen, zu Lebzeiten wohl nie begegnet ist, (die

Geschichte des Wanderzirkus beginnt nach seinem Tod) ist er bereits Vordenker und Wegbereiter einer Präventiv- und Kreativpädagogik. Der zur damaligen Zeit herrschenden repressiven Pädagogik setzt er ein Erziehungsbild entgegen, das von Wertschätzung, starkem Vertrauen in die Stärken der jungen Menschen, positiver Beziehung und starker Mitwirkung der Kinder und Jugendlichen geprägt ist.

Mit seiner Pädagogik erreicht Don Bosco hunderte von auf der Straße lebenden Kindern und Jugendlichen des frühindustriellen Turin. In den von ihm ab 1846 gegründeten Oratorien gehören, neben dem Spielhof, Theaterbühnen zur festen Einrichtung („Das Theater ist mir heilig!“). Als Musikpädagoge unterrichtet Don Bosco die jungen Menschen zugleich in verschiedenen Blasmusik-instrumenten. Er unternimmt mit den jungen Menschen zahllose Wanderschaften über die Hügel und Dörfer des Piemont mit Gottesdiensten, Blasmusik- und Theateraufführungen. Ein mitgeführter Esel trägt die Kulissen und die Ausrüstung für das Theater.

Ob hier auch Zirkuskunststücke aufgeführt wurden ist nicht überliefert. Zumindest als Kind und Jugendlicher gab Giovanni Bosco in seinem Heimatdorf Aufführungen, in denen er als Akrobat auftrat und Kunststücke präsentierte, wie „auf dem Seil laufen“, „mit drei Bällen jonglieren“, sowie diverse Zauberkunststücke (Auszug aus seiner Autobiografie).

Der Zirkus Giovanni ist ein Vierteljahrhundert alt und dieses pädagogische Setting und zieht sich wie eine roter Faden durch das Don Bosco Jugendwerk unter dessen Dach ambulante, teilstationäre und stationäre Hilfen, Hilfen in der Jugendsozialarbeit, in Kindertagesstätten, in der offenen Jugendarbeit und schulische Angeboten zur Verfügung stehen.

Seit 1995 setzt die Einrichtung verstärkt auf Zirkuspädagogik als außergewöhnliches Medium der pädagogischen und heilpädagogischen Arbeit. In den vergangenen 25 Jahren entstand so ein in Deutschland einzigartiges zirkuspädagogisches Zentrum, das eine Vielzahl an vernetzten Zirkusangeboten bietet.

Inzwischen erreicht der Zirkus Giovanni jährlich über 1.700 Kinder und ermöglicht im Jahr über 30.000 erlebte Kinder- und Jugendzirkusstunden.

Das Projekt erhält vom Bundesfamilienministerium den Bundespreis „Mixed up“ und wird ausgezeichnet vom Fernsehsender „Biography channel“. Bamberg wird zum wichtigen Ideengeber für die zirkuspädagogische Theorie und Praxis, gründet 2005 gemeinsam mit anderen den Bundesverband Zirkuspädagogik und 2008 den Landesverband Zirkus Bayern. Die Vernetzung wird schließlich international: Der Zirkus Giovanni knüpft Verbindungen mit dem CIRQUE DU SOLEIL (Montreal), dem ZIRKUS FUSKABO (Ljubljana) und den BARABAS CLOWNS (Arese) und führt seit 2015 jährlich die Weiterbildung „Social Circus nach der Methode des CIRQUE DU SOLEIL“ durch.

Alle Angebote des Zirkus Giovanni haben eines gemeinsam: Im Focus steht primär nicht die artistische Fortbildung und Leistung der Teilnehmer. Die Faszination und pädagogische Wirkkraft des Mediums Zirkus findet vielmehr ihren zielgerichteten Einsatz in der ganzheitlichen Bildung und (heil-)pädagogischen Förderung von Menschen jeden Alters. Ein besonderer Schwerpunkt ist hierbei die zirkuspädagogische Arbeit mit individuell und sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen, die im Don Bosco Jugendwerk ambulant oder stationär betreut werden. Vier Zirkuszelte - zwei Zweimaster und zwei Viermaster - dienen als Raum für physische, psychische und soziale Lernerfahrungen.

Die Mitarbeiter der Einrichtung (in der Regel Erzieher, Sozial- und Heilpädagogen) leiten vielfältige zirkusische Kleingruppenangebote an. Unterstützt und beraten werden sie dabei von zwei fest angestellten Zirkuspädagogen. Die Qualität der zirkuspädagogischen Arbeit wird durch regelmäßige interne und externe Fortbildungen gesichert und weiterentwickelt. Zusätzlich wird die Zirkuspädagogik in das Raumkonzept der Einrichtung integriert. Ein Teil des teilstationären Bereichs (Wohn-, Ess- und Gruppenräume) wurde unter raumpädagogischen Gesichtspunkten als „Indoor-Zirkus“ konzipiert. In der systemischen Familienarbeit unterstützen die Eltern der

jungen Menschen das Zirkusprojekt. Sie helfen z.B. beim Herstellen von Kostümen und Requisiten oder beim Aufbau des Zirkuszeltens. Sie übernehmen Aufgaben im Backstagebereich, beim Schminken oder am Vorhang.

Zirkus zwischen Faszination und Angst

In das heilpädagogische Zirkusprojekt des Don Bosco Jugendwerkes Bamberg sind Kinder und Jugendliche eingebunden, die nach den §§ 27 i. V. mit 32, 34 und 35a SGB VIII und in einer Schule zur Erziehungshilfe betreut werden. Das sind Kinder und Jugendliche mit erheblich emotionalen und sozialen Defiziten und/oder Störungen wie z.B. aggressive und impulsive Verhaltensweisen, delinquentes und dissoziales Verhalten, gering ausgeprägte soziale Kompetenzen, Frustrationstoleranz und geringes Selbstwertgefühl, junge Menschen mit Ängsten, Probleme im Leistungsverhalten (z.B. aufgrund von Konzentrations- und Aufmerksamkeits-schwierigkeiten. Sie geringe Ausdauer, wenig Leistungsmotivation, negatives Selbstwertgefühl, Aufmerksamkeitsstörungen, Schulunlust, Entwicklungsstörungen wie z.B. Lese-Rechtschreibstörung, emotionale Probleme wie depressive Verstimmungen, schädlicher Gebrauch/Missbrauch von Nikotin, Alkohol, psychosoziale Belastungen.

Bei Trennungen der Eltern, ausgeprägte Kommunikationsprobleme innerhalb der Familien, psychische Erkrankung eines oder beider Elternteile inkl. Suchtproblematik, seelische, körperliche, sexuelle Misshandlung, Vernachlässigung, unangemessenes Erziehungsverhalten wie stark ausgeprägte(s) Überfürsorge oder inkonsequentes Verhalten.

Das Medium Zirkus verführt durch seinen hohen Aufforderungscharakter und seine Faszination die jungen Menschen, sich auf Situationen einzulassen, die sie im Alltag evtl. meiden würden, vor denen sie Angst haben, wie z.B. Nähe, Berührungen, Bewegung, komplexe Gruppensituationen, komplexe Wahrnehmungsanforderungen, Verantwortungsübernahme, Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen anderer

und/oder Auseinandersetzung mit ungewohnten Sicht-, Denk- und Handlungsweisen.

Woher aber rührt diese Faszination der Zirkuswelt? Zirkuskünste sind außergewöhnliche Künste aus einer fremden Welt. Zirkus wird auch in unserer modernen Zeit noch mit der geheimnisvollen Welt der Gaukler und des umherfahrenden Volkes früherer Jahrhunderte assoziiert. Den meisten Menschen war der Zugang zu dieser Welt nur als Zuschauer während der Aufführung möglich. Die Künste selbst, ihre Geheimnisse und magischen Tricks wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Im Gegensatz zu musischen und bildnerischen Künsten spielte sich die Zirkuskunst seit jeher eher im Verborgenen ab und war nur einem kleinen Kreis zugänglich. Erst durch die Entdeckung des Zirkus durch Pädagogik und Freizeitindustrie vor wenigen Jahrzehnten sind viele Requisiten, Bücher und praktische Anleitungen inzwischen im Handel erhältlich und finden ihren Einsatz in Pädagogik, Freizeit, Sport, Bildung, Schule und entsprechenden Einrichtungen. Zirkus bedeutet nach wie vor den Alltag, die Monotonie, das Festgefahrene einzutauschen gegen Fremdes, Spannendes, Neues und Außergewöhnliches. Eine Zirkusdisziplin, wie z.B. Jonglieren, zu lernen bedeutet etwas zu können oder zu zeigen was sonst nur wenige können.

Hinzu kommen in manchen Zirkusdisziplinen die motivierenden Faktoren Nervenkitzel und Gefahr. Zirkusmachen hat eine hohe intrinsische Motivation: Das Abenteuer, das Material der Zirkusdisziplinen und die Spannung zwischen „Gelingen und Nicht-Gelingen“ hat eine magische Anziehungskraft und schafft eine wichtige Grundlage für erfolgreiches Arbeiten.

Die jungen Menschen kommen relativ rasch in eine positive Spirale: Schneller Erfolg baut Ängste ab und lässt das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten anwachsen. Kinder und Jugendliche, die bisher überwiegend über ihre Schwächen definiert wurden oder ein negatives Selbstbild in sich tragen, erleben die Tätigkeit im Zirkus als gelungen und sinnvoll. Sie können endlich zeigen „was in Ihnen steckt“. Aufgrund des spielerischen Charakters der zirkensischen Tätigkeiten und durch die angestrebte Aufführung ist es möglich, dass sich die Kinder immer wieder

selbst motivieren. Kinder mit hohen emotionalen und sozialen Störungen sind oft „über den Kopf“ nicht erreichbar. Sie sind schulmüde und verweigern bisweilen auch die Schule.

Diese jungen Menschen sind über ganzheitliche Bildung, die über „Kopf, Herz und Hand“ geht, erreichbar. Zirkus ist für diese Art der Bildung ein hervorragendes Medium, weil beim Zirkusmachen der Aufbau von Denk-, Verhaltens- und Motivationsstrukturen unmittelbar miteinander verknüpft ist und das Kind die Erfolge mit allen Sinnen erleben kann.

Deswegen ist Zirkus gerade für junge Menschen mit individuellen und sozialen Benachteiligungen ein idealer Türöffner für neue Erfahrungen und die Erweiterung ihres Erlebnis-, Wahrnehmungs- und Handlungsspielraumes.

Ziele der heilpädagogischen Zirkusarbeit: Förderung personaler, sozialer und motorischer Kompetenzen

In der heilpädagogischen Zirkusarbeit verfolgt der Trainer bzw. Pädagoge die Ziele der Hilfeplanung nach §§ 36 KJGH, bei denen es um die Wiederherstellung bzw. Förderung sozialer, personaler und emotionaler Kompetenzen geht oder wie SPECK sagt um „die Herstellung oder Wiederherstellung der Bedingungen für eigene Selbstverwirklichung und Zugehörigkeit, für den Erwerb von Kompetenz und Lebenssinn“

Das Medium Zirkus bietet einen motivierenden Ort, der funktional (Raum und Material), inhaltlich und methodisch Erfolg versprechende erzieherische Wirklichkeiten bereitstellt, um in individuell gestalteten pädagogischen Settings Kompetenzen zu trainieren.

In der heilpädagogischen Zirkusarbeit des Don Bosco Jugendwerkes Bamberg werden besonders folgende Kompetenzen fokussiert: personale, soziale und motorische Kompetenzen. Dabei orientieren wir uns an den aktuellen Kompetenzmodellen.

Insgesamt gibt es wenige Forschungsergebnisse über die Effekte der Zirkuspädagogik. Die wenigen aber bestätigen die positiven Effekte des angeleiteten Zirkustrainings in der

heilpädagogisch/therapeutischen Arbeit z.B. im Zusammenhang mit

- Aggressivität,
- Hyperaktivität,
- Bewegungsstörungen,
- Sprachstörungen und
- zahlreichen weiteren psychischen, physischen und sozialen Problemkreisen bei jungen Menschen.

Zirkuspädagogische Handlungsprinzipien des Don Bosco Jugendwerk

Einbeziehung der Raumpädagogik

Räume und ihre Gestaltung entscheiden mit darüber, wie das Kind seine Umwelt entdeckt und über die Art und Weise des Lernens. Ebenso wirken sie sich darauf aus, wie Personen miteinander umgehen, ob sich Gruppen bilden oder ob ein wechselseitiger Austauschprozess möglich ist. Räume können zum einen Strukturen zur Orientierung bieten, aber auch gleichzeitig Platz für eigene Kreativität und freies Schaffen ermöglichen. Sie sollten zum aktiven Tun und Handeln auffordern, aber auch Rückzugsmöglichkeiten bieten.

Bei der Planung der heilpädagogischen Tagesstätte „Giovanni“ im Don Bosco Jugendwerk (Mitte der 90er Jahre) wurde bei der Planung explizit darauf geachtet, dass diese Räume für Kinder mit besonderen Bedürfnissen gestaltet werden müssen: Kinder, die hungrig nach Selbstwertgefühl, Erlebnissen und emotionaler Zuwendung sind, benötigen eine Umgebung mit hohem Aufforderungscharakter und individuellen Begegnungsmöglichkeiten. Aus diesen Überlegungen heraus entstand das so genannte „Bamberger-Modell“ – ein thematisches Raumkonzept (nach Emil Hartmann). Unter Berücksichtigung der für Tagesstätten geltenden Vorschriften wurden die Räume als kleiner Zirkus gestaltet. „Dieser themenzentrierte Wohn- und Aktionsbereich unterstützt strukturell die pädagogischen Prozesse und macht diese effizienter: Die Kinder werden

angeregt zu Bewegung, Theater und Spiel. ... Spielerisch wird Rollensicherheit erlernt, Erfolgserlebnisse werden ‚produziert‘ und soziale Grundkompetenzen in Gemeinschaftsaktionen trainiert. Die thematische Raumstruktur mit ihren vielen Details unterstützt die Prozesse der individuellen Lernziele.“

Aufgrund dieses Erfolges gestalten wir seit 1998 heilpädagogische Zirkusarbeit auch in Zirkuszelten. Dieses Raumangebot unterstützt die heilpädagogische Zirkusarbeit sehr: Kinder, die ein Zelt betreten, lassen für diese Zeit den Alltag hinter sich. Sie setzen sich mit den Materialien auseinander die sie dort antreffen (Laufkugeln, Seilanlage, Einräder, Jonglierartikel, Trapez ...) Die Konflikte sind im Vergleich zu Alltagssituationen weniger und sie stellen sich selbst gern ins „rechte Licht“ in der Manege.

Empowerment und Selbstorganisation

Empowerment ist ein grundlegendes Prinzip unserer heilpädagogischen Zirkusarbeit. Der Begriff „Empowerment“ steht für Prozesse, in denen das Kind seine Angelegenheiten selbst in die Hand nimmt, sich dabei seiner eigenen Fähigkeiten bewusst wird, eigene Kräfte entwickelt und soziale Ressourcen in Anspruch nimmt. Der Pädagoge ist Begleiter und Assistent, der durch kooperative, professionelle Unterstützung dem jungen Menschen hilft, ein Leben in Selbstorganisation, Selbstgestaltung und Selbstbemächtigung (Empowerment) zu führen.

Die benachteiligten jungen Menschen haben die Möglichkeit, frei zu entscheiden, welche Zirkusdisziplin sie gerne ausprobieren, üben und mit wem sie gerne in der Gruppe zusammenarbeiten wollen. Denn nur beim ungezwungen Ausprobieren und Spielen können eigene Fähigkeiten und Ressourcen anerkannt und gefördert werden. Die heilpädagogische Zirkuspädagogik verliert an Wirkung wenn der Trainer/Pädagoge meint, dass bestimmte Kinder bestimmte Disziplinen ausprobieren sollten, da sie dazu besonders geeignet sind: z.B. aggressive und auffällige Kinder zum Pyramidenbau einzuteilen, besonders ängstliche junge Menschen Fakirkünste ausprobieren oder konzentrationsschwache Kinder auf der Kugel laufen zu lassen.

Dadurch wird man langfristig nicht zum gewünschten Ziel kommen, sondern Frustration bei allen Beteiligten auslösen.

Ressourcenorientierung und positive Selbstwertschätzung

Wichtige Voraussetzung für solche Empowermentprozesse ist die Orientierung an den individuellen Stärken und Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen (Ressourcenorientierung).

Benachteiligte junge Menschen sollen und wollen über ihre Stärken definiert werden. Die Manege kann für Kinder wie ein Brennglas ihrer Ressourcen und für den Pädagogen die sichtbare Haltung sein, das Kind in die Mitte all seiner Überlegungen und Handlungen zu stellen. Ressourcenorientierung hat die Stärken im Blick und nicht die Defizite. Das bedeutet, dass pädagogische Förderung nicht die Kompensation von Defiziten ist, sondern gezielt auf vorhandene Stärken und Fähigkeiten aufbaut. Bei diesem Ansatz gehen wir davon aus, dass jeder junge Mensch Stärken und Handlungspotentiale besitzt, um Schwierigkeiten und Belastungen konstruktiv zu bewältigen. Aufgabe des Heilpädagogen ist es, diese Ressourcen zu entdecken und zu fördern, wobei mit Ressourcen „jede Erfahrung, Überzeugung, Einstellung, jedes Verständnis, Ereignis, Verhalten oder jede zwischenmenschliche Gewohnheit, die zu der positiven Wahrnehmung des eigenen Lebens beiträgt“ verstanden wird. Unsere heilpädagogische Zirkuspädagogik orientiert sich an den Interessen, Wünschen und Fähigkeiten der Kinder.

Selbstwertschätzung ist eine zentrale psychologische Größe. Wie Menschen sich selbst bewerten, hat starken Einfluss auf ihr psychisches Funktionieren.

Der beste Weg zur Stärkung der positiven Selbstwertschätzung bei Kindern und Jugendlichen ist die Erfahrung von Erfolg. Dabei ist es von großer Bedeutung, dass sich die Kinder den Erfolg selbst zuschreiben und dadurch die Sicherheit gewinnen, dass er ein Stück weit in ihrer Hand liegt. Viele problematische Verhaltensweisen sind letztendlich Kompensationen einer mangelnden Selbstwertschätzung. Die heilpädagogische Zirkuspädagogik ist ganz wesentlich auf Erfolgserlebnisse hin

angelegt. Dadurch, dass die Aufgaben anspruchsvoll sind, wirken diese Erfolgserlebnisse oft sehr nachhaltig. In relativ kurzer Zeit erlernen die Kinder Kunststücke, die für die Zuschauer faszinierend sind. Anerkennung von Eltern, Lehrern und Mitschülern, der sich im Applaus bei der Vorstellung zeigt, wirken sich auf die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder aus.

Prozessorientierung und Gruppendynamik

Unsere Zirkuspädagogik arbeitet primär prozess- und nicht ergebnisorientiert („Der Weg ist das Ziel“). Die Zirkusaufführung als finales Ergebnis des gemeinsamen Trainings ordnet sich dem vorausgehenden gruppendynamischen Prozess innerhalb der Trainingsgruppe unter.

Jede Zirkusaktivität hat das Ziel einer gemeinsamen und großen Aufführung. In der heilpädagogischen Zirkusarbeit wäre es jedoch falsch davon auszugehen, dass das Lernziel erreicht ist, wenn jeder Artist seine Zirkusdisziplin beherrscht, der Auftritt genau durchgeplant ist und die Zirkusaufführung ein Erfolg war. In diesem Prozess darf die Aufführung zunächst nicht im Mittelpunkt stehen. Die Kinder und Jugendlichen sollen die Möglichkeit haben, sich ohne Leistungsdruck frei und ungezwungen mit den verschiedenen Zirkusdisziplinen auseinander zu setzen. Der Prozess, der durch ein regelmäßiges gemeinsames Trainieren, Planen und Absprechen angestoßen wird, bietet Möglichkeiten zur Verbesserung der sozialen Kompetenzen und zur Identitätsbildung. Um Leistungsdruck und Leistungsbewertung von Kindern und Jugendlichen zu nehmen, sollte die Zirkusaufführung erst in den Mittelpunkt der gemeinsamen Planung rücken, wenn die Artisten selbst den Wunsch äußern, ihr Können vor Zuschauern zu präsentieren. Das Selbstvertrauen, das durch regelmäßiges Üben wächst, bringt das Anliegen nach einem öffentlichen Auftritt zur Abrundung der Anstrengungen und Bemühungen meist von selbst mit sich.

Integration und soziale Gleichberechtigung

Die Konzentration auf den Gruppenprozess schafft Raum für Integration und soziale Gleichberechtigung. Jedes Kind darf

unabhängig von Herkunft, Begabung und Leistung am Training und den Aufführungen des Zirkus Giovanni gleichberechtigt teilnehmen. Der heilpädagogische Zirkus soll ein konkurrenzfreier Raum sein, in welchem jeder teilnehmen und den anderen unterstützen kann, ohne sich mit ihm zu messen.

Zu den Lernzielen gehört die Akzeptanz der Teilnehmer für die Bedürfnisse und Fähigkeiten aller anderen. Die Gruppe soll lernen die Ressourcen aller Teilnehmer wahrzunehmen, zu berücksichtigen und wertzuschätzen. Bei der Nummern-erarbeitung sollen die Ressourcen aller Teilnehmer gleichberechtigt berücksichtigt und kreativ umgesetzt werden.

Diese Prozesse gilt es von den Pädagogen nachhaltig zu unterstützen – gegebenenfalls mit gruppenbildenden Spielen und Übungen.

Einbeziehung des systemischen und ökologischen Kontext

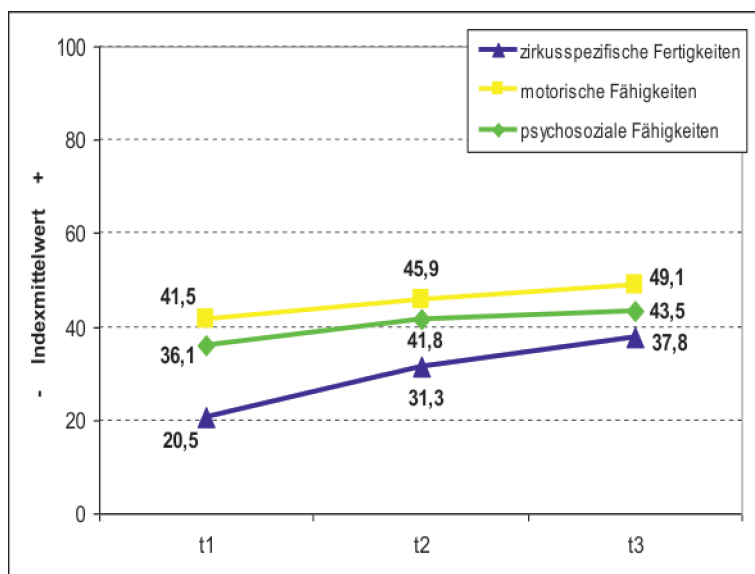
Die Betrachtung des systemischen und ökologischen Kontextes ist unerlässlich. Das Kind kann Zirkus nur positiv erleben, wenn möglichst viele Systeme miteinbezogen werden Idealerweise sind die Eltern, Freunde, Nachbarn, Lehrer und weitere Bezugspersonen in Dienste eingebunden, die für eine gelungene Zirkusgala wichtig sind, entweder in der Rolle als Zeltaufbauer oder als Helfer in der Requisite, am Vorhang, am Einlass usw., um die Interessen des Kindes am Zirkusleben zu unterstützen.

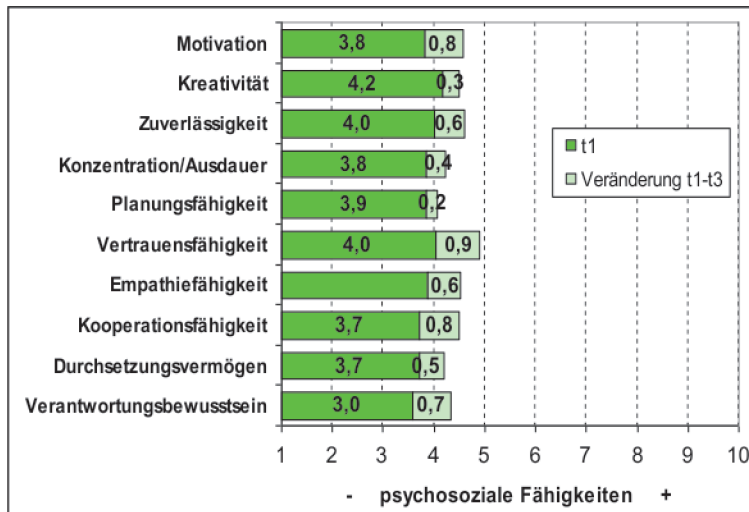
Zentrale Ergebnisse einer Begleitforschung der zirkuspädagogischen Arbeit im Don Bosco Jugendwerk Bamberg

Von 2008 bis 2010 führte das Don Bosco Jugendwerk Bamberg in Kooperation mit dem Institut für Kinder- und Jugendhilfe Mainz eine Evaluation zu Auswirkungen unserer zirkuspädagogischen Arbeit im heilpädagogischen/integrativen Jugendhilfekontext durch.

Die Auswertungen der Evaluation „Effekte der Zirkuspädagogik bei jungen Menschen mit Handicaps“ liefern folgende zentralen Ergebnisse:

1. Während des gesamten Förderzeitraums (1 Jahr) brachen nur 10 Prozent die Förderung ab. Das Angebot war ausschließlich freiwillig. Zirkus hat offensichtlich eine sehr hohe intrinsische Motivation: Junge Menschen lassen sich auf dieses Angebot ohne jede Verpflichtung dauerhaft ein.
2. Besonders angesprochen fühlen sich junge Menschen mit AD(H)S Problematik. Weit über 50 Prozent der Teilnehmer*innen hatten eine Aufmerksamkeitsstörung (mit und ohne Hyperaktivität), die so hoch ist wie nur noch bei 10 Prozent von Alterskollegen in Deutschland.
3. Die Untersuchung sollte prüfen, ob die Zunahme von zirkusspezifischen Fähigkeiten auch eine Veränderung der motorischen Fähigkeiten und der psychosozialen Kompetenzen feststellbar ist. Dies zeigt folgende Graphik deutlich. In fast allen Bereichen der psychosozialen Kompetenzen haben wir signifikante positive Veränderungen feststellen dürfen.





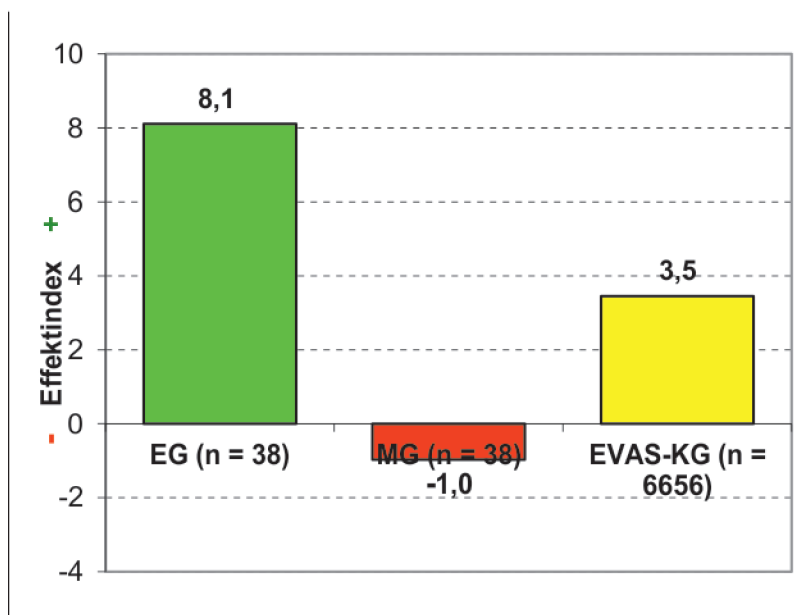
4. Um die Gesamteffektivität der zirkuspädagogischen Förderung am Don Bosco Jugendwerk Bamberg zu analysieren, wurden Vergleiche mit zwei Kontrollgruppen hergestellt, die sich folgendermaßen zusammensetzen:

- Eine in allen relevanten Merkmalen parallelisierte Gruppe von Kindern und Jugendlichen (z. B. Hilfeart, Hilfedauer, Alter, Geschlecht, Jugendhilfevorerfahrung sowie Ressourcen- und Defizitlage)
- Eine Gruppe aller in EVAS erfassten Kinder und Jugendlichen, die in einer Hilfe nach § 34 SGB VIII betreut wurden und deren Hilfe eine Minstdauer von 6 und eine Höchstdauer von 24 Monaten aufwies. Durch diesen Filter wurde gewährleistet, dass die durchschnittliche Hilfedauer dieser Gruppe mit der durchschnittlichen Verweildauer der Kinder und Jugendlichen in der zirkuspädagogischen Förderung vergleichbar ist (EVAS-KG).

Die Effektanalyse erfolgte über einen Vergleich zwischen der Zirkusgruppe und den beiden Kontrollgruppen im EVAS-Effektindex. In diesen Gesamtindex fließen alle in EVAS erfassten Effektmaße (z. B. Veränderung individueller

Ressourcen bzw. Defizite und individueller Hilfeplanzielerreichungsgrade) mit ein, so dass ein direkter Blick auf die übergreifende Effektivität der Hilfemaßnahmen ermöglicht wird. Bei diesem Vergleich zeigen sich folgende Ergebnisse (siehe letzte Abbildung)

- Die Gesamteffektivität der Zirkusgruppe (EG) ist signifikant höher als die der Matchinggruppe (MG)
- Die Gesamteffektivität der Zirkusgruppe (EG) ist signifikant höher als die der EVAS-Kontrollgruppe (EVAS-KG) und damit von Jugendhilfemaßnahmen nach § 34 SGB VIII im Allgemeinen (unter Berücksichtigung der Hilfedauer von maximal 24 Monaten).



Gesamteffektivität der Hilfen mit zirkuspädagogischer Förderung am Don Bosco Jugendwerk ist wissenschaftlich nachweisbar höher als in vergleichbaren Jugendhilfemaßnahmen.

Wenn die Abbruchquote und die Effekten der zirkuspädagogischen Förderung betrachtet werden, fällt auf, dass Zirkus für individuell und sozial benachteiligte junge Menschen nicht nur „ankommt“, sondern auch sehr hohe pädagogische Effekte hat.

Unter anderem spielte die Freiwilligkeit und die individualisierte Begleitung eine bedeutende Rolle im Aufbau der Ressourcen und Abbau der Defizite.



Kooperation und Innovation

Das „Europäische Forum für soziale Bildung e.V. (European Forum for Social Education)“

Norbert Scheiwe

Die Bildungsdiskussion in Deutschland hatte gerade erst zaghaft begonnen, da saßen einige Protagonisten der Individualpädagogik bei diversen Fachgesprächen zusammen und machten sich Gedanken über die inhaltliche und qualitative Weiterentwicklung dieses Jugendhilfeangebotes. Ziel war es, das „exotische“ Image der Hilfeform ins fachlich angemessene Licht zu rücken und nicht immer nur über „Urlaub unter Palmen“ zu debattieren.

Eine weitere Intention war, das betroffene und erheblich stigmatisierte Klientel aus der „Schmuddelecke“ der „ewig Schuldigen“ herauszuheben und ihr legitimes Recht auf Erziehung und Bildung deutlicher zu bekunden. Und weiter, so die Gedanken, sollte die Erziehungshilfe insgesamt nicht mehr das in der Öffentlichkeit oft wahrgenommene teure und wenig erfolgreiche Angebot von mehr oder weniger altruistischen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter bleiben, sondern als ein hochdifferenziertes und qualitativ hochwertiges Produkt der öffentlichen Erziehung wahrgenommen werden.

Ausschlaggebend war dabei die Grundannahme, dass in allen Angeboten erzieherischer Hilfen nicht nur „Erziehungsangebote“, sondern auch eine Vielzahl von Bildungsangeboten inkludiert sind.

Erziehungshilfe ist Bildung – vorwiegend „soziale Bildung“

Und so entstand ein zunächst informeller Zusammenschluss von erst vier, dann fünf Institutionen, das sich EFFSE, Europäisches Forum für soziale Bildung (European Forum for Social Education) nannte und in Form von, Fachtagungen, internationalen Symposien, Fachveröffentlichungen, Fortbildungsveranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit dieser Thematik annimmt.

Die Gruppe, zu der auch Emil Hartmann mit dem Don Bosco-Jugendwerk, Bamberg gehörte, formulierte für sich folgende Präambel als Grundhaltung:

Das Europäische Forum für Soziale Bildung (EFFSE) verpflichtet sich zur Umsetzung einer individualisierten und outputorientierten Form von Bildung. Dies bedeutet, dass jeder junge Mensch das vermittelte Wissen seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten entsprechend anwenden und entsprechende formelle Abschlüsse erreichen kann. Die real existierenden Strukturen der schulischen wie auch der gesellschaftlichen Bildung erreichen nicht alle Kinder und Jugendlichen. Diese nehmen ihnen ihr individuelles Recht auf Bildung und verhindern eine echte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Daher setzen wir uns für alle Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein, die von bestehenden formalen wie nicht-formalen Bildungseinrichtungen nicht angemessen erreicht werden. Soziale Bildung erfordert individuell angepasste Systeme, die ein umfassendes Lernen ermöglichen. Hierbei sind Wissensvermittlung, Persönlichkeitsbildung und emotionale Entwicklung gleichberechtigte Säulen einer integrierten Sozialen Bildung. Der Lernende steht hierbei als handelndes Subjekt im Mittelpunkt des Lernprozesses. Das Europäische Forum für Soziale Bildung ist der Auffassung, dass Bildung und Lernen einen nicht-formalen, mehr-dimensionalen Ansatz benötigt. Nur hierdurch können alle Kinder und Jugendlichen das Subjekt ihres eigenen Lern- und Bildungsprozesses und somit die Lernenden selbst zu Architekten ihrer Bildung werden.

Im Mittelpunkt steht die Umsetzung der Rechte auf Bildung, Erziehung und individueller Entwicklung. Wir verstehen diese als Grundrechte, die wir Kindern und Jugendlichen mit speziellen Förderbedarfen (special needs) zu Teil werden lassen. Die individuell geplanten und zum Teil im Ausland durchgeführten, nicht-formalen Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche im Rahmen der Jugendhilfe ermöglichen durch ihre Struktur ein höchstes Maß an Selbstbestimmung und Partizipation.

Sie vermitteln zwischenmenschliche Kompetenzen, Problemlösungsstrategien, Selbstvertrauen, Verantwortungsbewusstsein und Selbstmanagement in einer ganz individuell

gestalteten, lernförderlichen Umgebung. Diese Bildungsprozesse werden von verlässlichen Fachkräften begleitet. Eine so verwirklichte Inklusion ermöglicht es Kindern und Jugendlichen mit speziellen Förderbedarfen entstigmatisierend vorhandene Ressourcen weiter zu entwickeln, ein gesundes Leben zu führen und gesellschaftliche Teilhabe zu erlangen. Soziale Bildung ist die notwendige Schlüsselqualifikation mündiger europäischer Bürger.

Bildungspolitische Notwendigkeiten

Für Kinder und Jugendliche mit speziellen Bedürfnissen sind mehrdimensionale Aspekte von Sozialer Bildung unter Berücksichtigung von Ressourcenorientierung und Partizipation ein Regelangebot innerhalb von Europa. Dies bedeutet, dass alle europäischen Staaten dazu aufgefordert sind, ihre Bemühungen zu verstärken, um spezielle Maßnahmen für Kinder und Jugendliche, sowohl als Entsende- als auch als Gastland zu entwickeln und vorzuhalten. Die Gestaltung solcher intensiver, sozialpädagogischer Bildungsprozesse und deren Rahmenbedingungen ist ein selbstverständlicher und integrierter Bestandteil nationaler und europäischer Bildungspolitik, um allen Kindern und Jugendlichen eine gesellschaftliche Teilhabe in der Europa zu ermöglichen.

Im Jahr 2020 gab sich die bisher informelle Gruppe nach reiflicher Überlegung die formelle Struktur eines eingetragenen gemeinnützigen Vereines.

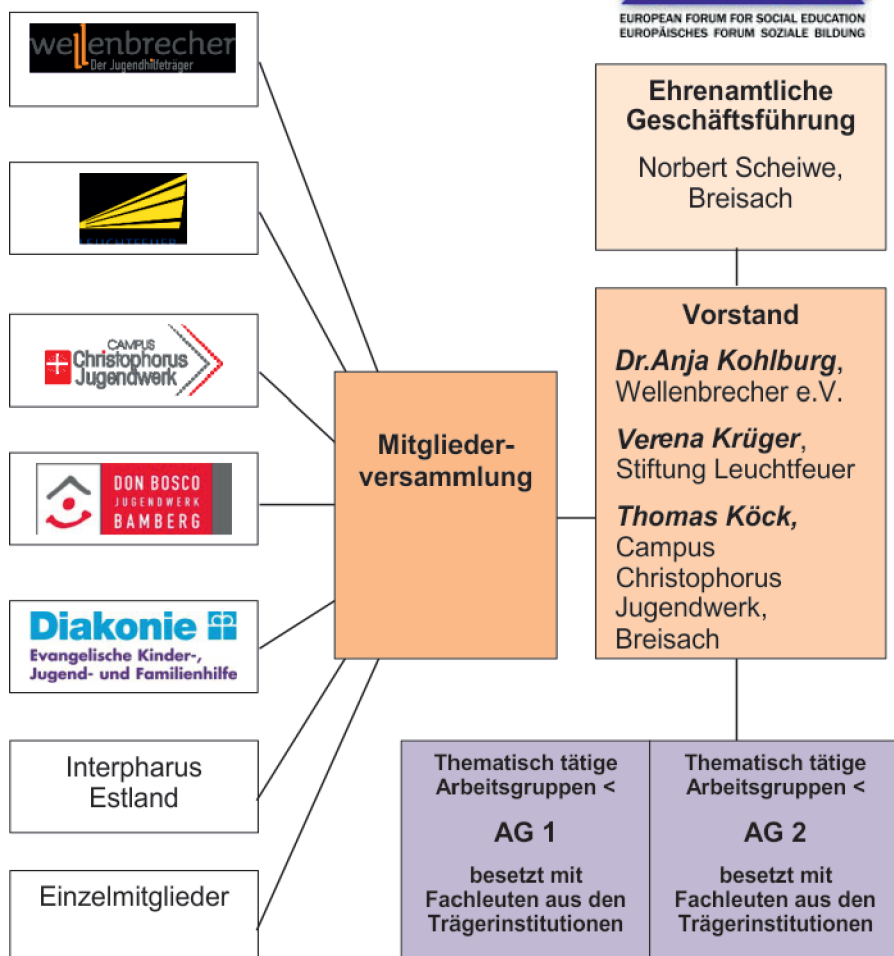
Der Verein „Europäisches Forum für Soziale Bildung“ e.V. wurde feierlich in Köln gegründet. Die Präambel ist gleichzeitig Zielsetzung und Aufgabe des Zusammenschlusses. Ein Vorstand wurde gewählt und strategische Aufgaben für die Zukunft erarbeitet. Hierzu gehören die Umsetzung von wissenschaftlichen Untersuchungen, die Qualifikation von Fachkräften, Die Umsetzung der inklusiven Ansprüche des „neuen SGB VIII“, die Entwicklung modularer sozialräumlicher Angebote und vieles mehr. In einer äußerst partizipativen Arbeitsform arbeiten Fachkräfte der Mitgliedorganisationen sehr ergebnisorientiert an diesen Themen in Arbeitsgruppen und erproben sie ggf. gleich in den entsprechenden Praxisfeldern.

Die Zukunft von EFFSE e.V. und die Umsetzung dieser lang gehegten Idee hat damit gerade erst neu begonnen, innovativ, konstruktiv und kooperativ.

Europäisches Forum für Soziale Bildung e.V.

european forum for social education e.V.

EFFSE – Organigramm



18 Jahre European-Charity-University e.V. – ECU (2004- 2022) – ein Resümee

Pd. Dr. Eckhart Knab

Am 8.3.22 hat die außerordentliche Mitgliederversammlung nach langen, vorausgegangenen Diskussionen den ECU-Förderverein und die ECU-Stiftung satzungsgemäß aufgelöst.

Hier nun der Versuch eines Resümees, das man in folgende Punkte gliedern kann:

1. Einführung
2. Grundlegende Vorüberlegungen zur Entstehung von ECU
3. Erste Schritte zur Umsetzung der ECU-Ziele
4. Erste ECU-Strukturen
 - 4a. ECU-Herbstakademien, ECU-Förderpreis
 - 4b. Academy on tour, ehrenamtl. Forschungsprojekte
 - 4c. „AG Kompetenzzentrum Erziehungshilfe“ Humanw. Fak. der Uni zu Köln
 - 4d. Weltethos Tübingen – erste Kontakte
 - 4e. Frauenuniversität Indien, Hazaribag
5. Hat ECU Perspektiven, hat ECU eine Zukunft ?
6. Der Abschluss

1. Einführung

Im Casino des Christophorus Jugendwerkes in Oberrimsingen wurde vor 18 Jahren am **19.11.2004**

der Förderverein-European-Charity-University (ECU), in der Folge meist ECU genannt und die angeschlossene European-Charity-University - Eckhart Knab-Stiftung gegründet.

Anwesend waren Norbert Scheiwe, Emil Hartmann, Thomas Heckner, Werner Nickolai, Matthias Knab, Eckhart Knab - und - das war sicherlich etwas Besonderes - Erich Kiehn, neunundachtzigjährig. Erich Kiehn galt damals schon über viele Jahre als ein Urgestein der katholischen Heimerziehung im Verband der Heim- und Heilpädagogik, dazu in der deutschen und deutschsprachigen Erziehungshilfe und darüber hinaus.

Man kann unschwer erkennen, dass es im Wesentlichen Jugendhilfeleute waren, die in den vorbereitenden Gesprächen sich immer sicherer wurden, dass man ethische Anforderungen, vielleicht sagen wir vorsichtiger, ethische Erwartungen für den Bildungsbereich, nicht immer nur benennen und sie wortreich im Diskurs vortragen sollte, irgendwann musste man etwas initiieren, was perspektivisch ein nicht zu übersehendes Ziel sein sollte, etwas, das man mit aller Kraft umsetzen wollte. So geschah es!

Es wurde eingangs bereits gesagt: Mitarbeiter aus dem Bereich der Kinder und Jugendhilfe waren die ersten, die in unserer Initiative ECU die Notwendigkeit erkannten, aktiv zu werden, vielleicht, weil sie oft am deutlichsten sahen und erlebten, zu was ein Mangel an ethischen Normen in der Ausbildung, sodann in der täglichen Lebensgestaltung der Klienten und der Mitarbeiter führen kann.

Zudem sind sie vielleicht auch aus jahrelanger Erfahrung geeignet, unerschütterlich nach dem Bonus des Ethischen im Gegenüber zu suchen, ihn zu fördern, ohne ihn sich kurzfristig auszahlen zu lassen, und - sie haben gelernt, den Appell zur Nachhaltigkeit in die genetische Sequenz ihrer Berufsgruppe einzuarbeiten.

2. Grundlegende Vorüberlegungen zur Entstehung von ECU

Ethiklose Akademiker

Zentrale Erkenntnisse der letzten Jahre, in den ECU-Dokumentationen seit 2008 festgehalten, waren immer, gleichgültig, welche Krise oder welche Krisen im Tagesgeschehen gerade anstanden, dass die ethische Kultur der Gebildeten und besonders der Akademiker, an die wir ja immer besonders hohe Erwartungen hatten, leider auf bescheidenem Niveau agierte, gelegentlich sogar noch mit dem tölpelhaften Argument protestierend, dass andere ja noch viel schlimmer seien (berühmtes Beispiel, Ackermann, Deutsche Bank, FAZ 2008). Wir haben in früheren ECU-Dokumentationen auch wiederholt darauf hingewiesen, dass gerade Akademiker in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts einsame Höhen des verbrecherischen Handels erreichten.

Es hat sich diesbezüglich in zahlreichen Ländern, auch bei uns, nicht viel geändert, daher wiederholend (unverändert aus dem letzten Jahr zitierend:):

Nach wie vor sind akademische Eliten in Banken, Industriestrukturen und zahlreichen politischen Strukturen vielfach nahezu ethiklos – und alle wissen es.

Der im Jahre 2004 gegründete Förderverein European-Charity-University e.V. (ECU) und die rechtsabhängige, begleitende Stiftung verfolgen bestimmte Ziele, die sog. Zwecke des Vereins, z.B.

- die Entwicklung und Förderung der sozialen und karitativen Facharbeit und ihrer Methoden in den Bereichen der wissenschaftlichen Arbeit,
- die Förderung von Praxisforschung in sozialen Arbeitsfeldern,
- die Förderung und Unterstützung von Stipendiaten und Promoventen
- die Verleihung von kleinen Förderpreisen.

3. Erste Schritte zur Umsetzung der ECU-Ziele

Es nahm eine gewisse Zeit in Anspruch, bis aus den theoretischen Überlegungen, ethische Curricula verpflichtend in allen Ausbildungsgängen der Studierenden an Hochschulen und Universitäten zu implementieren, ein erster konkreter Schritt wurde.

Ein Beispiel für einen solchen ersten Versuch, über den Kreis der ECU-Initiatoren hinaus an eine breitere Öffentlichkeit zu treten, war u.a die

Breisacher Erklärung.

Mitglieder von ECU, Leitungskräfte und Mitarbeiter der Jugendhilfe, Unternehmer und Wissenschaftler wollten im Jahre 2008 aktiv dazu beitragen, die Zukunft ethischer zu gestalten. Dies war zudem auch ein Versuch, ethische Grundlagen auch über den reinen Bildungsbereich hinaus zu tragen. Dazu sollten Multiplikatoren gewonnen werden, um sowohl das Ideengut von ECU zu verbreiten, als auch pragmatische und umsetzbare Lösungen zu erarbeiten.

Die Unterzeichner verpflichteten sich: eine Vision einer verbindlichen Grundlagen- und Bereichsethik in Lehre und Forschung, in allen Bildungsstrukturen und in Kultur und Medien zu entwickeln und zu fördern,

- für ihre jeweiligen Arbeitsfelder bzw. -bereiche ethische Orientierungs- und Handlungsgrundlagen zu formulieren,
- in Berufs- und Arbeitsfeldern (z.B. den Bereichen Gesundheit, Finanzen und Versicherungen, Industrie, Handel, Handwerk und Dienstleistung) einen ethischen Diskurs in alle Entscheidungen und den täglichen Umgang zu integrieren,
- in Freizeit und Sport ethische Grundsätze zu diskutieren und zu erarbeiten, (wegen seiner besonderen gesellschaftlichen Bedeutung extra aufgeführt !)
- das eigene ethische Denken und Handeln beruflich und privat an zu vereinbarenden Grundsätzen zu orientieren,
- durch Veröffentlichungen und Veranstaltungen diese Ziele zu fördern und umzusetzen.

Publikationen, Tagungen, Akademien und schließlich erste ehrenamtliche Forschungsprojekte, Arbeitsgruppen und Arbeitsformen, anfangs noch immer etwas belächelt als vorwiegend „virtuelle“ Struktur, entwickelten sich. Kontakte zu Hochschulen wurden hergestellt.

Nicht ohne einen gewissen Stolz können wir heute feststellen, dass zwei Promoventen aus unserer „ECU-Familie“ den Doktorgrad, mit hohem und höchstem Lob, in der Humanwissenschaftlichen Fakultät zu Köln erreicht haben – gefördert durch ECU.

4. Erste ECU-Strukturen

4a. ECU-Herbstakademien

Die ECU-Herbstakademien haben sich zu einem Kernstück der ECU-Jahresstruktur entwickelt. Ganz bewusst haben wir die Akademien unseres Fördervereins unter das Generalthema gestellt:

„Bildung, Ethos, Verantwortung – ein neuer Dialog“.

Seit 2008 entwickelten sich die mit großer Sorgfalt vorbereiteten ECU-Herbstakademien, die seit dieser Zeit ohne Unterbrechung in jedem Jahr in Breisach bzw. Oberrimsingen mit speziellen Themenstellungen stattfinden. Im Einzelnen waren dies:

- 2008 1. Herbstakademie in Breisach mit Notger Wolf, dem Erzabt der Benediktiner
- 2009 2. Herbstakademie in Breisach, Breisacher Erklärung
- 2010 3. Herbstakademie. In Breisach, „Medien und Ethik“
- 2011 4. Herbstakademie in Breisach, „Umwelt und Ethik“
- 2012 5. Herbstakademie in Breisach, „Jugend und Ethik“
- 2013 6. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Jugend und Erziehungshilfe“
- 2014 7. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Ethik und soziale Arbeit“

- 2015 8. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Sexuelle Gewalt in Indien“
- 2016 9. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Ethik und Beheimatung“
- 2017 10. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Bildungsfrage Frauen in Indien“
- 2018 11. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Ethik und Heimat“
- 2019 12. Herbstakademie in Oberrimsingen
„Ethik und Digitalisierung“

2020 und 2021 konnten die Herbstakademien wegen Corona nicht stattfinden.

Alle diese Akademien waren zahlenmäßig überschaubare Veranstaltungen, gleichzeitig wurden sie immer vom Niveau als hochwertig eingeordnet. Nicht ohne einen gewissen Stolz entstand die interne Notierung: Klein, aber fein.

Unter einem neuen Dialog wollten wir verstehen, dass jeweils aktuelle Fragestellungen von Referenten mit unterschiedlichen fachlichen Profilen dargestellt wurden. Die Qualität eines neuen Dialogs zeigte sich immer, aber auch immer wieder darin, inwieweit es gelang, uns seit Jahren zugetane Interessenten einerseits, aber auch „Ersthörer“ andererseits anzusprechen und zu interessieren.

Es ist erstaunlich und erfreulich, wie viele Mitmenschen sich für ethische Fragestellungen erwartungswidrig interessieren. Mitfühlende, Mitdenkende und schließlich Mitstreiter zu gewinnen, die nach gründlicher Reflexion sagen: „Wir wollen endlich anfangen, Visionen umzusetzen.“

4.b Academy on Tour

European-Charity- University e.V. hat sich u.a. zum Ziel gesetzt, mit "Academy on Tour" Schulen und Jugendhilfeeinrichtungen auf dem Hintergrund der ECU-Konzeption ein medien-pädagogisches Angebot zu machen.

Hier können sich seit 2012 Jugendliche mit dem Thema Ethik und Werte kreativ auseinandersetzen, indem sie z.B. eine Musik-CD mit einem eigenen Song oder ein Videoclip produzieren, der sich mit ihren lebensnahen ethischen Fragestellungen wie etwa Mobbing in der Schule beschäftigt.



Die Projektstage sind mit der jeweiligen Schule, den Pädagogen und den interessierten Schülern problemgerecht absprechbar.

Michael Siebert ist der Initiator und das Zentrum der Umsetzung mit jeweils unterschiedlich konzipierten Projekten.

Siehe auch: Kapitel 15, Projektpräsentation ACADEMY ON TOUR in dieser Publikation.

4.c Erste ehrenamtliche Forschungsprojekte in Kooperation mit dem IKJ

Ehrenamtliche Forschungsprojekte wird man sehr selten in der „scientific community“ antreffen. Wir waren uns auch nicht ganz sicher, ob sie gefragt, gewollt und umsetzbar wären. Es zeigte sich aber, dass es möglich war. (Ehrenamtlichkeit ist ja in unserem Verein eine grundsätzliche Fragestellung für die Mitglieder, für die Projekte und für die Referenten. So waren wir eigentlich nicht erstaunt, als die ehrenamtliche Projektforschung für uns auch eine Frage wurde, die wir beantworten wollten.)

Im Jahr 2010/2011 wurde von ECU in Kooperation mit dem IKJ in Mainz ein solches ehrenamtliches Projekt in Form einer ersten Online-Befragung durchgeführt.

Das Thema lautete: „Ethik in der Ausbildung an kath. Ausbildungsstätten für pädagogische Fachkräfte“. Befragt wurden alle kath. Fachschulen und Fachhochschulen in der Bundesrepublik Deutschland.

Um ein kleines Fazit zu versuchen, kann festgestellt werden, dass die Untersuchung sehr positiv von den Befragten aufgenommen wurde.

Die Bedeutung der Ethik für die Aus- und Weiterbildung wird sehr hoch eingeschätzt. In Zukunft sollten allerdings auch Studierende und Dozenten in die Befragung miteinbezogen werden. Perspektivisch wird es von Bedeutung sein, ob eine fachspezifische ethische Ausbildung es den Mitarbeitern ermöglicht, dass sie ihren fachlichen Aufgabenstellungen nachweislich besser gerecht werden können.

Eine zweite kleine Studie, eine Online-Befragung zum Thema „Ressourcenorientierte Pädagogik (Bewegungs-, Musik- und Kunstpädagogik in Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe)“ ergab einen zunächst nicht erwarteten hohen Rücklauf der angefragten Heime, d.h., dass 75 von 292 Einrichtungen (25,7%) auf die Befragung geantwortet hatten.

Erwartete und erwartungswidrige Ergebnisse haben u.a. folgendes verdeutlicht: Ressourcenorientierte Pädagogik ist ein zentraler Anteil im erfolgreichen Angebot der Pädagogik der befragten Heime. Das Interesse an einer Wirkungsforschung liegt bei allen 3 Angeboten über 70%.

Der Sportwissenschaftler Joachim Klein, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des IKJ und ein engagiertes ECU-Mitglied ist für wesentliche Anteile der Untersuchungen verantwortlich. Er hat sich um diese ehrenamtlichen Forschungsprojekte sehr verdient gemacht.

4.d „AG Kompetenzzentrum Erziehungshilfe“

ECU hat durch seine seit über 15 Jahren bestehenden Kontakte mit der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln eine Kooperation mit dem Lehrstuhl „Bewegungserziehung und Bewegungstherapie“ und dem Lehrstuhl „Erziehungshilfe und soziale Arbeit“ erreicht, die sich besonders durch die fachliche und menschliche Aufgeschlossenheit von Prof. Dr. Klaus Fischer und Prof. Dr. Philipp Walkenhorst ergab.

Die im Jahr in 2014 initiierte AG „Kompetenzzentrum Erziehungshilfe“, in der Wissenschaftler und Praktiker gemeinsame Informationen ausgetauscht und erste Ziele entwickelt haben, ist mit Sicherheit ein hochinteressanter und perspektivischer Anfang, um auch in der Universitätslehre und -forschung zunehmend die Kinder- und Jugendhilfe zu etablieren, ein Ziel, das selten ausgesprochen wird..

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass es Philipp Walkenhorst gelungen ist, in Kooperation mit ECU ein erstes „Ethisches Fach-Curriculum“ in der Ausbildungsordnung seines Lehrstuhles festzuschreiben.

4.e Kontakte zu Weltethos

Seit einigen Monaten hat ECU Kontakte mit der Stiftung Weltethos des Tübinger Professors Hans Küng. Aus einem umfangreichen Briefwechsel ergab sich, dass die Stiftung Weltethos an der Arbeit von ECU interessiert ist, da die Kinder- und Jugendhilfe bzw. die Erziehungshilfe, die dort als außerschulische Hilfe verstanden bzw. deklariert wird, bisher nicht zu den Arbeitsbereichen von Weltethos zählt. Hier wünsche man sich ein Kennenlernen und einen gegenseitigen Informations-austausch.

4f. Gründung einer Frauen- Universität in Indien

In den ersten Monaten des Jahres 2014 entwickelte sich, nicht zuletzt auch aufgrund der persönlichen Kontakte und der inhaltlichen Überschneidungen der Fördervereine und

Stiftungen von ECU und LUCY¹ die Idee, mit den Holy-Cross-Sisters eine Frauenuniversität in Indien zu gründen.

Dieser zweifellos kühne aber auch faszinierende Gedanke nahm insofern schnell Gestalt an, als auch die Holy-Cross-Sisters in Ingenbohl in der Schweiz von dieser Aufgabenstellung für die Entwicklung der Frauen in Indien und nicht zuletzt auch für ihre eigene Ordensgemeinschaft sehr angetan waren. In den nun folgenden Gesprächen wurden erste Überlegungen und Schritte entwickelt, wie ein solches Projekt in Hazaribag geplant und umgesetzt werden könnte.

In dem Maße, wie uns diese Idee, diese Vision geradezu elektrisiert hat, ist auch die Realitätseinschätzung und -bewertung eingekehrt.

Es zeigte sich nämlich, dass die Initiatoren bei ECU und LUCY zunächst viel zu sehr in ihrem europäischen Universitätsdenken befangen waren, das so nicht in die indische Situation der Studierenden und der Lehrenden übertragbar war.

Erst durch lange und intensive Diskussionen mit den Sisters in Hazaribag und in Ingenbohl konnten wir eine realistische Einschätzung gewinnen, wie die Idee in ersten kleinen Schritten umsetzbar sein würde. Hierbei haben die Sisters in Hazaribag die ersten Hinweise auf eine indische Fernuniversität² gegeben.

So ist es nun bis heute gelungen durch eine Kooperation mit der größten indischen Fernuniversität in Neu-Deli Bachelor- und Master-Studiengänge zu entwickeln, in denen bereits erste Abschlüsse erzielt werden konnten.

¹ LUCY: L.U.C.Y. Hilfswerk – Bildung für Kinder e.V.
<https://lucy-hilfswerk.org>

² IGNOU: Weltgrößte Fernuniversität mit Sitz in Neu Delhi

Hat ECU Perspektiven, hat ECU eine Zukunft?

Diese Frage haben wir intern, besonders im Vorstand, lange Zeit diskutiert. Rückblickend können wir sicherlich sagen, dass wir, aus einem kleinen, überschaubaren Kreis von engagierten Jugendhilfepädagogen heraus, den erfolgreichen Versuch unternommen haben, einen Förderkreis und eine Stiftung mit einer speziellen ethischen Zielsetzung zu gründen. Ausschlaggebend war die immer deutlicher werdende Erkenntnis, dass in bestimmten Berufsfeldern wie Banken, Industriekonzernen und politischen Strukturen ethische Grundhaltungen zunehmend verloren gehen oder sogar bedeutungslos geworden sind.

Die nächsten Schritte der Analyse zeigten, dass z. B. die Curricula zahlreicher akademischer Berufsgruppen die ethische und besonders die berufsspezifische ethische Ausbildung vernachlässigen, z.T. sogar überhaupt nicht als ihre Aufgabe ansehen.

In diesem Sinne konsequent neue Wege zugehen, hat ECU über viele Jahre, in Teilbereichen auch erfolgreich, als seine zentrale, zukunftsorientierte Aufgabe mit Perspektive gesehen.

Der Abschluss - die Auflösung des ECU-Fördervereines und der ECU-Stiftung

Aus zeitlichen und persönlichen Gründen ergab sich die Notwendigkeit, dass das faszinierende Projekt dieser ethisch orientierten ECU-Stiftung von den Verantwortlichen nicht weitergeführt werden konnte. Die sehr aufwendige Vorbereitung der jährlichen Herbstakademien und die Preisverleihungen des ECU-Förderpreises, bei gleichzeitiger Abnahme der Resonanz der Teilnehmer, ließen es – auch bei zunehmendem Einfluss durch Corona – nicht mehr möglich erscheinen, die Veranstaltungen inhaltlich und organisatorisch auf dem angedachten Niveau durchzuführen. Auch die Förderung von wissenschaftlichen Studiengängen auf der Grundlage einer Ethik mit caritativer Grundausbildung, die Förderung von sozialer und caritativer Facharbeit, von Stipendiaten und

Promovenden, die Unterstützung von Studien- und Forschungseinrichtungen war nicht mehr möglich.

Daher hat die Mitgliederversammlung am 08.03.2022 die Auflösung des ECU-Fördervereines European-Charity-University e.V. und der European-Charity- University-Eckhart-Knab-Stiftung einstimmig beschlossen.

Die Notwendigkeit, die ethischen Ziele des ECU-Fördervereines und der ECU-Stiftung auch in Zukunft zu verfolgen, bleibt ohne Einschränkung. Es ist daher den Nachkommen der ECU-Gründergeneration unbenommen, ECU zu gegebener Zeit wieder aufleben zu lassen.

Es bleibt ein erfreulicher Aspekt, dass die LUCY-Stiftung sich bereit erklärt, die ECU-Satzungsziele, soweit sie mit ihren Satzungszielen übereinstimmen, auch in Zukunft zu verfolgen.

Projektpräsentation ACADEMY ON TOUR¹

Michael Siebert

Liebe User, Disliker, Nerds, Phoner und Facebooker des medial-globalen Zeitalters.

Sicherlich wundern Sie sich jetzt über diese zugegebener Weise sehr fachspezifische und überzogen wirkend anglizistische Begrüßung...

Aber - ich bitte doch einmal um Handzeichen, wer von den hier Anwesenden, über mindestens 20 Facebook Freunde – gekauft oder legal geliked – verfügt und gleichzeitig weiß, was ein Shitstorm ist.

Sie merken vielleicht schon – es geht um „irgendwas mit Medien.“ Dem ist durchaus so und es geht noch um viel mehr. Um Kreativität, Motivation, Eigen- und Fremdwahrnehmung, Mediendidaktik, Medienkompetenz und viele weitere Fachbegriffe aus der Welt der Pädagogen, Eltern, Politiker, Wissenschaftler & Lehrer und fehlt da noch was?

...Ach ja:

Jugendliche!

Dabei geht es bei dem Projekt ACADEMY ON TOUR explizit um Jugendliche und unter anderem um das, was Kinder & Jugendliche so mit den Medien machen – oder mit sich machen lassen und vor allen Dingen, wie das auf sie wirkt.

Doch was hat das Medienverhalten der Jugend mit Ethik zu tun? Und was verstehen Jugendliche unter Ethik? Können die mit dem Begriff überhaupt etwas verbinden, oder ist das heute nur ein Begriff der in der Welt der Wissenschaftler, Theologen, Politiker und Talkmaster vorkommt?

¹ Die Projektpräsentation fand im Rahmen der 6. ECU Herbstakademie „Jugend und Ethik“ im Jahr 2013 statt.

Nun ist es ja manchmal auch so:

Fragen Sie einen 14 jährigen Schüler, was Ethik ist, dann wird der vermutlich sagen:

„Weist Du – bist Du nicht gläubig- also katholisch oder evangelisch – und isst Du auch kein Schwein- also Moslem - dann hast Du in der Schule nur „Ethik“ – so als Fach...so...“

Zugegebenermaßen war das sehr klischeeorientiert – medientauglich (zumindest für die „Fast-Food-Sender“) aber es zeigt auch ziemlich plakativ einen Grundansatz der Projektidee ACADEMY ON TOUR

Doch zunächst darf ich Ihnen einige persönliche Eckdaten liefern.

Ich bin Vater von 3 Söhnen im Alter von 10,11 und 16 Jahren – einer - natürlich der älteste – mittlerweile mit Handyflatrate, die anderen Beiden mit Computer & Internetzugangsmöglichkeit. Dass wir zu Hause eine Wii und eine Playstation beherbergen, sei auch noch nebenbei erwähnt.

Aus beruflichen Gründen bin ich selbstverständlich auch ein „User“ und nutze die Medien als Arbeitsgerätschaften. Für den sozial- & medienpädagogischen Zusammenhalt in unserem Kernfamilienkontext sorgt dann noch meine Frau, Heilpädagogin und in der Jugendhilfe tätig – also auch mit allen „Wassern der Medienwelt gewaschen“.

Als Gründer einer Musik & Multimediaschule gehört zu meiner beruflichen Leidenschaft, Menschen jeglichen Alters als „Vermittler“ zur Verfügung zu stehen. Die kreativen Ideen, Visionen von Klängen, Bildern, Texten, Filmen und vielem mehr durch die neue Technik überhaupt erst entstehen lassen zu können, sehe ich als meine „Berufung“ an.

Aus diesem Antrieb heraus, der auch mit „Aufklärungsarbeit“ zu tun hat, möchte ich nun von dem Projekt berichten, das sich momentan im Pilotstatus befindet.

Es findet hier in Breisach an der Hugo Höfler Realschule im Rahmen der Nachmittagsbetreuung der Ganztageschüler statt und obliegt der Schulsozialarbeit.

Zunächst einmal – was bedeutet ACADEMY ON TOUR überhaupt und warum schon wieder diese Anglizismen?

- Wer von Ihnen weiß, was ein ziemlich hoher Prozentsatz an männlichen und weiblichen Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren heutzutage unter dem Fachbegriff „FREUNDSCHAFT“ versteht?

- Wer nutzt zur Äußerung – Kommunikation - emotionaler Zustände Smileys und SMS-Botschaften, ohne den Kommunikationspartner Live und in Farbe zu erleben?

- Wer von den hier Anwesenden hat sich nicht schon gefragt, warum ein amerikanischer Ex-Student mittlerweile zu den reichsten und vor allen Dingen Einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt gehört, indem er nichts anderes anbietet, als Menschen miteinander virtuell zu verbinden?

Diese und viele weitere Fragen beschäftigen die nicht nur jungen Menschen.

Es spielt dabei auch eine Rolle, von welchem Standpunkt, Blickwinkel, Bildungsstand, Profession, Emotion man diese Fragen nach Antworten untersucht.

Nun kann man sich fachlich-professionell in die Medien-Diskussion und den Umgang von Jugendlichen, Lehrern, Professoren, Therapeuten, Eltern, Politikern und Marketing-fachleuten mit eben diesen einklinken...

Man kann aber auch einen „Direkteinstieg“ in die Welt, die (nicht nur) Jugendliche fasziniert versuchen, indem man „was machen lässt“.

Sich quasi in einem „Selbstversuch“ mit der Frage beschäftigt:

„Können Medien dazu beitragen, mit Jugendlichen in eine Wertediskussion einzusteigen, ethische Fragen derart kreativ umzusetzen, das den Jugendlichen durch „das Tun“ bewusst wird,

- wie wir als Gesellschaft mittlerweile durch Medien beeinflusst sind.

- Ob und welche Auswirkungen das auf unsere Gesellschaft hat,

über die Auswirkungen der Multimedialen Weltumstände auf unser soziales Gefüge, wird ja bereits in den verschiedensten Kreisen - mitunter sehr populistisch – und deshalb medial auch weit gestreut und vermarktbar– diskutiert, referiert und analysiert.

Um es etwas spitzer zu formulieren: (...das war jetzt kein Anglizismus)

„Nicht der Fernseher an sich hat die Gesellschaft verändert – es war das Programm, der Ausschnitt der Welt, den Redakteure uns allen zeigen – nicht mehr und nicht weniger.“

Das Ziel von ECU war es, ein Projekt zu initiieren, das genau auf der medialen Nahtstelle zwischen den Menschen liegt, die jung und in vielen Bereichen wissbegierig sind, sich ausprobieren wollen, Antworten suchen – und jenen Menschen, die diesen jungen Menschen Wege ebnen, aufzeigen, hinführen, begleiten, unter-stützen, fördern und last but not least auch fordern.

Jugendliche haben -zu Recht und aus entwicklungs-psychologischer Sicht belegbar- ein mitunter komplett anderes Medienverhalten wie Erwachsene. Das ist oftmals ein Konfliktherd.

Die Grenzen des „mit- und voneinander Verstehen- & Lernen-könnens“ liegen zumeist im Bereich des Wollens! Viele Erwachsene bequemen sich schlichtweg, den Zugang zu ihrer anbefohlenen Klientel nicht finden zu wollen – Hindernisgrund: „Ich bin zu alt für sowas!“, „Das macht mich ganz verrückt, in so ein Ding zu starren!“, „Das macht doch einsam und dumm!“ ...

Hier bahnt sich nun bereits die ethische Dimension des Projektes an...

Es macht deshalb also Sinn, ein Konzept zu entwickeln, welches den Jugendlichen ermöglicht, mit den ihnen bekannten Werkzeugen aus der „Konsumwelt“ selbst etwas Kreatives zu tun und gleichzeitig eigene Fragen, Zweifel und Überlegungen (wir nennen das gerne auch ethische Inhalte) mit den Anderen auszutauschen.

Dieser Austausch wird nicht nur medial dokumentiert, sondern in sich selbst ein „mediales Ereignis“. Welcher Inhalt, welche Form, also das Ergebnis wird in jedem Projektverlauf anders sein.

Wir haben das Projekt ACADEMY ON TOUR bewusst so konzeptioniert, dass die jeweiligen Schulen und Einrichtungen einerseits keine zusätzlichen Termine einplanen müssen, keine Lehrerstunden zusätzlich freischaufeln müssen und zudem keine Arbeitsmaterialien verplant und vergeben/verliehen werden müssen.

Das nötige Equipment zur Projektdurchführung wird seitens ACADEMY ON TOUR nach Bedarf zur Verfügung gestellt. (Video & Musikausrüstung etc.)

Die wissenschaftliche Begleitung & Evaluation der ACADEMY ON TOUR Projekte ist nicht zuletzt durch die hohe gebündelte Fachkompetenz der ECU-Mitglieder und die jeweiligen Kooperationspartner an den Schulen und Einrichtungen gewährleistet. Zudem wird durch mein Studium (Management in Bildungs- und Erziehungseinrichtungen) an der katholischen Hochschule in Freiburg ein gewisses Maß an Hausarbeiten eingefordert, sodass ich nicht lange nach einem Thema suchen muss...

Das Neue an einem Pilotprojekt ist die Gefahr, die es in sich birgt, zu scheitern.

Man kann alles vorbereiten, konzeptionieren, managen und budgetieren...

Was am Ende allerdings zählt, ist jedes Quäntchen Einfluss – die pure Individualität eines jeden Projektteilnehmers – oder anders gesagt: Gruppendynamische Prozesse hauchen der Idee, dem Konzept und dem Glauben an den Erfolg erst Leben ein.

Ach ja, ein Shitstorm ist übrigens die neue Variante des Prangers.

Wenn eine Firma auf Facebook eine Werbekampagne startet und diese beim User nicht so gut ankommt – weil zu unrealistisch, unglaublich, sexistisch oder einfach nur erstunken und erlogen, dann wird die Facebookseite mit dieser

Werbung „gedisliked“ – d. h. die Facebookfreunde zeigen durch den (aus römischen Tagen bereits beliebten) Daumen nach unten, was sie davon halten.

Da Facebook ein Freunde-Netzwerk – Achtung noch ein letzter Anglizismus „social media“ – also ziemlich vernetzt und verlinkt ist, werden viele, viele „Freunde“, die man – wie anfangs erwähnt – mittlerweile auch käuflich erwerben kann, ebenfalls den Daumen nach unten drücken und somit eine Negativ-Welle der Sympathie „posten“.

Pilgern ist Wachsen, ist Gemeinschaft, ist Entwicklung. Pilgern ist Don Bosco Bamberg.

Milan Kriegelstein

Es war im Schuljahr 2016/2017 als Emil Hartmann, unser Gesamtleiter des Don Bosco Jugendwerks Bamberg bei einer Mitarbeitervollversammlung verkündet hat, dass er gerne wieder ein Pilgerprojekt in der Einrichtung initiieren möchte. Anne Jahn und er erzählten daraufhin kleine Ausschnitte und Erfahrungen aus dem gemeinsamen Pilgern vor vielen Jahren mit dem Christophorus Jugendwerk Oberrimsingen. Für mich war relativ schnell klar, dass ich davon ein Teil sein möchte. Dieser handlungsorientierte- wie auch erlebnispädagogische Ansatz entspricht genau meiner Arbeitsweise und Begeisterung. Nachdem ich bei Emil und Anne meine Motivation und mein Interesse an dem Projekt verkündet hatte, hat Emil aus dem Nichts Dominik Liebig und mich ins Flugzeug nach Madrid gesetzt. „Dominik und Milan, ihr fliegt nach Foncebadon in unser HEE-Haus und da trifft ihr die Personen, die „Pilgerväter“, die euch über alle bisherigen Projekte und Erfahrungen berichten können. Vor Ort werdet ihr den Pilgervirus spüren und euch spätestens dort komplett anstecken.“

Drei Wochen später saßen wir dann im Flugzeug und durften ein wundervolles Wochenende mit den „Pilgervätern“ in Foncebadon verbringen. Vor allem im Kontakt mit Norbert Scheiwe, Norbert Dornhöff und Kurt Dauben haben wir viele Tipps, Erfahrungen, Erfolge und auch Fehler in der Planung mit auf den Weg bekommen, was uns für das Bamberger Pilgerprojekt immens geholfen hat.

Im Sommer 2018 sind wir am Jakobsplatz beim Josefsheim in Bamberg, mit dem Ziel in zehn Jahren in Santiago de Compostela anzukommen, gestartet. 17 Kinder und Jugendliche aus vier Wohngruppen haben in zehn Tagen 200 Kilometer bis nach Murrhardt geschafft. Diese Erfahrung war für alle so

tiefgreifend, so eindrücklich und so bewegend, dass aus den Pilgern ein eingeschworener Haufen wurde, welcher den Pilgervirus noch weiter in die Einrichtung getragen hat. Inzwischen sind von neun heilpädagogischen und therapeutischen Wohngruppen acht Wohngruppen dabei gewesen. Im Jahr 2020 und 2021 hatten wir somit jeweils fast 40 Kinder und Jugendliche im Alter von 6-21 Jahren mit dabei, bei einer Gesamtgruppe von ca. 60 bis 65 Personen. Inzwischen konnten wir die 800 Kilometer-Marke knacken. Im Jahr 2019 haben wir uns von Murrhardt bis in den Nordschwarzwald geschleppt, wo wir nach acht Tagen abbrechen mussten, weil sich im Lauf der Tage insgesamt 27 von 35 Personen mit einem Magen-Darm-Virus angesteckt hatten. 2020 pilgerten wir bis an die deutsch-schweizerische Grenze bei Basel, komplett durch den Schwarzwald und am Rhein entlang.

Wenn man die Kinder heute noch fragt, was das Besondere von diesem Jahr war, bekommt man irgendwann immer die Antwort: „Ihr habt gesagt, da geht es paar Hügel hoch und runter, dabei hat sie das jedes Mal wie eine Besteigung des Mount Everest angefühlt.“ Dann kam das Jahr 2021, alle waren heiß darauf endlich ins Ausland zu kommen – nach Frankreich durch die Burgrunder Pforte. Daraus wurde allerdings nichts, mit Corona und der Größe der Gruppe konnte in Frankreich keine Unterkünfte gefunden werden. Daraufhin wurde in einer Woche ein Notfallplan entwickelt und organisiert, da wir unser aller Highlight des Jahres auf keinem Fall ausfallen lassen wollten und so pilgerten wir von der Hauptstadt Berlin nach Leipzig.

Beim Nachtreffen im Oktober 2021 mit allen Kindern, Jugendlichen und Mitarbeiter:innen wurde nach hitzigen und langen Diskussionen unser ursprüngliches Ziel Santiago de Compostela verworfen und ein neues Ziel ausgerufen. Ein Ziel, bei dem weiterhin alle Wohngruppen mit allen Altersgruppen mitgehen können, das heißt niemand ausgeschlossen werden muss, weil die Gruppe zu groß ist. Ein Ziel, was eine auch unglaubliche Leistung ist. Ein Ziel, dass finanziell (Anreise, Abreise, Arbeitszeit bei längerer Dauer, etc.), organisatorisch (Logistik, Planung, Sprachbarrieren, etc.) und pädagogisch (deutschsprachiges Umfeld, Krisenintervention, alle und jeder kann mit) einfacher umzusetzen ist. Das Ziel, Deutschland

einmal zu Fuß von Nord nach Süd zu durchqueren. So werden wir dieses Jahr auf Fehmarn starten und in hoffentlich drei bis vier Jahren wieder in Bamberg ankommen.

Eine Beschreibung, was auf den Wegen passiert, was Pilgern mit unserem Klientel macht und vor allem wie der große Mehrwert aussieht, kann ich nicht annähernd so formulieren, wie Tobias Röder, pädagogischer Mitarbeiter der Einrichtung, welcher einen Bericht über unsere Pilgerreise 2021 geschrieben hat:

Pilgerreisen sind spirituelle Odyssees der Suche, der Ruhe, der Erkenntnis, des Aufbruchs in fremde Territorien zur Findung der eigenen Identität. Aber was passiert, wenn diese individuelle Erfahrung der Selbstreflexion mit 40 Kindern und Jugendlichen der stationären Jugendhilfe kombiniert und angegangen wird? Sind diese Welten überhaupt vereinbar?

Das Don Bosco Jugendwerk Bamberg beweist seit nun vier Jahren, dass solch eine Unternehmung nicht nur möglich ist, sondern ein Gewinn für alle Teilnehmer:innen. Doch wie funktioniert das? Wie verläuft die gewagte Unternehmung und welchen pädagogischen Mehrwert bietet sie?

Eigentlich beginnt die Pilgerfreizeit wie ein Urlaub: Tasche packen, Autos vollräumen, bei lauter Musik und schiefem Gesang weg aus der Heimat fahren und dort das eigene Lager aufschlagen. Doch, im Stile Bill Murrays, wiederholt sich das Aufbruchsprozedere täglich, schließlich folgt man dem Jakobsweg, im Jahr 2021 der Via Imperii von Berlin nach Leipzig. Also werden alle 24 Stunden 40 Zelte, vier Pavillons und zwölf Biertischgarnituren abgebaut, weitergefahren und wieder hingestellt.

Dazu kommen Gepäck von 60 Leuten, Küchenausrüstung und alle möglichen pädagogischen Gegenstände (außer einer Feuerschale). Soweit der organisatorische Teil, das Hauptaugenmerk liegt aber auf der Laufstrecke. Zwischen 15 und 43 Kilometer ging es dieses Jahr pro Tag, vom Brandenburger Tor, vorbei an den Seen Brandenburgs und über Luthers Wittenberg sowie die Dübener Heide ins kulturell-alternative Connewitz im Leipziger Süden. Körperlich kommen

also alle auf ihre Kosten. Doch richtig entscheidend sind die psycho-emotionalen Grenzmomente. Das Weinen am Straßenrand; das Verweigern, nur auch noch einen Schritt zu laufen; das Fluchen in die leise Natur hinein; und schließlich das Lächeln beim Zieleinlauf durch die Laola-Welle, selbst wenn die letzten Tränen noch auf den Wangen glitzern.

Als zentrales Ziel formuliert das Don Bosco Jugendwerk Bamberg es, jungen Menschen Mut zu machen, ihre eigenen und individuellen Stärken und Fähigkeiten zu entdecken und entwickeln. Lernprozesse sollen angestoßen werden, damit die Kinder und Jugendlichen ihrer schwierigen sozialen oder gar existenziellen Situation entwachsen können. Um Wachstum zu fördern, benötigt es Impulse, die den sich Entwickelnden einen Schritt aus ihrer individuellen Komfortzone in die Lernzone erlauben. Welch bessere Gelegenheit als eine zehntägige, laufintensive Freizeit in der Natur kann es dafür bloß geben? Kinder, die ein Leben voller Hindernisse gewohnt sind, erfahren Unterstützung im gemeinsamen Kampf. Und sie erleben Erfolge, erreichen wortwörtlich ihr Ziel, angetrieben durch die Kraft der Gruppe. Beim Pilgern steht ein starkes Gemeinschaftsgefühl im Vordergrund.

Unter den Bewohner:innen der Wohngruppen entstehen freundschaftliche Bänder, die selbst dann halten, wenn man sich bis zum nächsten Jahr nicht mehr sieht. Und die Bindung zu den teilnehmenden Betreuer:innen erreicht durch das Da-Sein in und Durchqueren von Ausnahmesituationen ein ganz neues Level. Ob es dem erst frisch eingezogenen Bewohner ermöglicht, andere Jugendliche innerhalb der Einrichtung kennenzulernen, ob die ruhige Teenagerin mit Angststörungen stolz von ihren Lauferlebnissen erzählt, oder ob der stark impulsive Außenseiter durch positives Feedback von Gleichaltrigen seinen Selbstwert steigert - Pilgern schafft für alle die Chance, das eigene Potential zu erkennen und einen neuen Teil davon auszuschöpfen. Aufbrechen, 200 Kilometer Laufen und als größerer Mensch zurückkehren - eine Reise mit Auswirkungen.

Pilgern ist, wenn schmerzende Füße vergessen werden, weil schmerzende Seelen heilen.

Pilgern ist, wenn Menschen trotz fettigem Haar und Schweißflecken schön sind und Schönes tun.

Pilgern ist, wenn Fremde einem Tür und Tor öffnen, um eine wichtige und richtige Aktion zu unterstützen.

Pilgern ist, wenn die Polizei am Brandenburger Tor steht, obwohl keine Demo stattfindet, und den Kids ihre Ausrüstung zeigt.

Pilgern ist, wenn Betreuer:innen und Kids gemeinsam Weinen, Fluchen und an ihre körperlichen wie psychischen Grenzen kommen, nur um sich später lachend in den Armen zu liegen.

Pilgern ist, wenn das Smartphone in der Hosentasche bleibt, weil der Pater beim Laufen erklärt, wie Glaube in schwierigen Momenten Kraft spenden kann.

Pilgern ist, wenn Jugendliche mit internalisierenden Störungsbildern am Abschlussabend die Tanzfläche mit dem Rest stürmen, weil das Gemeinschaftsgefühl stärker wirkt als ihre eigene Krankheit.

Pilgern ist, wenn trotz aufgeregter Anspannung alle ganz ruhig werden, um den morgendlichen Impuls zu genießen.

Pilgern ist, wenn zwei Vegetarier 200 Burgerpatties braten, weil die Läufer:innen sich nach 43 Kilometern ein geiles Abendessen verdient haben.

Pilgern ist, wenn der geplante Weg durch Frankreich pandemiebedingt unmöglich wurde, und trotzdem entlang der B2 „Pilgern nach Santiago“-Sprechchöre ertönen.

Pilgern ist die volle Bandbreite. Pilgern ist Wachsen, ist Gemeinschaft, ist Entwicklung. Pilgern ist Don Bosco.

PILGERN IST WACHSEN

Jede und Jeder, wirklich alle, die beim Pilgern dabei waren, von Kindern, Jugendlichen, Mitarbeiter:innen, Praktikant:innen über fachfremde Ehrenamtliche verändern sich durch das Pilgern. Das Selbstbewusstsein, die Selbstwirksamkeit, die Persönlichkeit und vor allem der Respekt für sich selbst und

allen Wegbegleitern wächst mit jedem Tag und jedem Mal. Auch nach den Tagen beim Pilgern wachsen die Wohngruppe, die Mitarbeiterschaft und die Einrichtung weiter, denn

PILGERN IST GEMEINSCHAFT

im Grunde sehnt sich jeder Mensch nach einer Gemeinschaft mit einer klaren individuellen Aufgabe, in die er und seine Leistung akzeptiert und anerkannt ist. Beim Pilgern entsteht so eine Gemeinschaft, wo jeder in seinem Bereich, jeden Tag Höchstleistung bringt, sein Ziel erreicht und diese von der restlichen Gemeinschaft honoriert wird.

PILGERN IST ENTWICKLUNG

diese Erfahrungen bringt jeden Einzelnen aber auch die Gemeinschaft der Wohngruppe und die Gemeinschaft der Einrichtung in die nächste Sphäre. Es entsteht ein neues Selbstbild, eine verschworene Wohngruppengemeinschaft, ein neues und stärkeres Netzwerk an belastbaren Beziehungen. Es entwickelt sich eine als Einheit gesehen und gelebte Einrichtung.

Ergänzend hier noch mal stichpunktartig einige Erfolge und Effekte, die Pilgern für die unterschiedlichen Bereiche und Ebene hat:

- Kinder und Jugendliche: besondere und große Gemeinschaft erleben; jeden Tag ein großes Ziel erreichen; Grenzen überwinden; Schulung sozialer Kompetenz in einer Großgruppe; neue und enge Kontakte zu anderen aufbauen; sich auf viele neue Beziehungen einlassen können/müssen; Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit stärken; Natur und neue Regionen/ Kulturen erleben; Erleben, dass auch andere Kinder und Erzieher an Grenzen kommen; Zeit für ernste und auch spirituelle Gespräche;...
- Beziehungen: immenser Vertrauensaufbau; unglaublich viel Zeit ohne Ablenkungen durch Dienstwechsel, Telefonate, Termine etc.; gemeinsam Grenzen erreichen und überwinden; gemeinsam viele lustige, schöne aber auch anstrengende Erinnerungen sammeln; Beziehung zu Kids, Kollegen und zur Einrichtung wird auf eine neue Ebene gehoben □ erleichterter Alltag noch Monate nach der gemeinsamen Zeit...

- Wohngruppe: gestärktes Gruppengefühl nach dem Pilgern; bessere Stimmung; weniger eskalierende Konflikte; mehr Rücksicht auf individuelle Unterschiede und Bedürfnisse; größere Wertschätzung gegenüber den Kids, Erziehern und der Einrichtung; gemeinsamer Erfahrungsschatz; ...
- Mitarbeit:innen: Pilgern erleichtert die Arbeit im Alltag auf der Gruppe für Monate (s.o.); Erleben anderer Kinder, Kolleg:innen, Gruppen, Arbeitsweisen, Haltungen, etc.; ggf. eigene körperliche und/oder emotionale Grenzen erfahren um dann vom Team und auch den Kids aufgefangen/ unterstützt zu werden; besonderes Gemeinschaftsgefühl in einer Großgruppe; Fühlen und Erleben, was „seine/ihre Kids drauf haben“; schneller und intensiver Beziehungsaufbau zu vielen (sonst flüchtig gekannten) Kolleg:innen;...
- Einrichtung: Stärkung des Gemeinschaftsgefühl und des Zusammenhalts; Verständnis und Interesse an anderen Gruppen, Problemen und Entwicklungen, „Einspring-Bereitschaft“ auf anderen Gruppen wird gesteigert □ wird viel leichter, weil man durch Pilgern mit den Kids anderer Gruppen schon in Beziehung ist bzw. eine Basis hat, gemeinsames Highlight im Jahr; Öffentlichkeitsarbeit;

Die Große Frage, was braucht man, dass so etwas Großartiges entstehen kann?

Zu allererst MUT! Mut so ein Projekt anzugehen und zu starten. Man braucht den Mut Zweiflern und Skeptikern zuzuhören, für berechnete Einwände Lösungen zu finden, aber trotzdem an der Sache festzuhalten. Den Mut alle Horrorszenarien auszumalen, aber trotzdem loszugehen, weil man an seine Fähigkeiten und seine Kinder und Jugendlichen glaubt. Man VERTRAUT in seine Mitarbeiter, in seinen jungen Menschen und in Gott, dass die Verantwortlichen vor Ort alles geregelt und „geschaukelt“ bekommen. Dazu gehört natürlich auch PERSONAL, welches eine wertschätzende, ressourcenorientierte, respekt- und liebevolle Haltung mitbringt. Mitarbeiter:innen mit dem gewissen Spirit sich auf solch hohe körperliche, wie auch emotionale Anforderungen und Wagnisse einzulassen. Nicht vergessen

darf man natürlich auch das FINANZIELLE. Unsere Pilgerreisen sind zum Großteil auch von so viel Erfolg gekrönt, weil wir keine Abstriche beim Personalschlüssel, beim Material oder der Verpflegung machen mussten, was dazu führt, dass man sich voll und ganz auf die erfolgreiche individuelle Teilnahme aller unser Kinder und Jugendlichen konzentrieren konnte. Und zu guter Letzt oder eigentlich ganz am Anfang braucht eine Einrichtung eine LEITUNG, die diesen Mut, dieses Vertrauen, williges Personal besitzt und die bereit ist, finanzielle Ressourcen für das Projekt freizumachen. Zum großen Glück hat das Don Bosco Jugendwerk genau so eine Leitung in den letzten Jahrzehnten gehabt, so dass auch das Pilgerprojekt zu einem großen Erfolg geworden ist.

Was man nicht braucht, weil man es schon hat, das sind die besonderen Kinder und Jugendliche, denn alle Kinder und alle Jugendlichen, die bei uns in Wohngruppen leben, sind etwas ganz Besonderes und sie warten eigentlich nur darauf in Unterstützung und Begleitung uns zu zeigen, was sie „drauf haben“. Unsere pädagogische Aufgabe ist es, ein individuelles Setting zu schaffen, bei dem jeder junge Mensch mit seinen Stärken und Schwächen den Halt und den Raum bekommt Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeit und Persönlichkeit aufzubauen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es kurzzeitig wenig bessere Maßnahmen für so eine große Anzahl an Kinder und Jugendliche aus dem stationären Bereich gibt, als das gemeinsame Pilgern.

PILGERN IST DON BOSCO BAMBERG



Unser Lager in Leipzig



Morgenimpuls



Auf dem Weg sein



Brandenburgertor



Mein Jakobusweg

David Büchner

Drei Mal Pilgern. Drei Jahre. Drei mal anders. Drei Mal aus einer ganz anderen Perspektive. Und doch jedes Mal Pilgern.



Im Sommer 2006, ich arbeitete schon seit fast einem Jahr in Ihringen in der sozialräumlichen Gruppe als Praktikant und hatte mich dazu entschlossen, nach den Sommerferien die Ausbildung zum Jugend- und Heimerzieher in der katholischen Fachschule in Heidelberg zu beginnen. Hinter mir lag ein schönes, aber auch anstrengendes Jahr, voll von neuen Erfahrungen, voll von Veränderungen und Begegnungen.

Aufgrund einer Regelung der Arbeitszeiten, durch die man in den Genuss von Schulferien kam, hatten sich auf meinem Stundenkontoeinige „Minus-Stunden“ angesammelt, die selbstverständlich noch abgearbeitet werden mussten. Also plante mich Norbert Scheiwe kurzerhand beim alljährlich in den Sommerferien stattfindenden Pilgerprojekt ein. Ich hatte ja mal

gar keine Ahnung, was da auf mich zukommen würde, aber von Partizipation keine Spur... Ich war da eingeteilt. Punkt.

Im Nachhinein muss ich zugeben, dass mir nichts Besseres hätte passieren können, denn das ominöse, mir bisher so fremde „Pilgern“, sollte mich und mein Leben so verändern und beeinflussen, wie ich es mir nie hätte vorstellen können.



Remi Weidenbach, ein guter Kumpel von mir und der Sohn unseres netten Mitarbeitervertreters Peter Weidenbach (Heilpetergoge von Beruf), entschloss sich mir zur Seite zu stehen und stellte mir auch gleich einige Wochen, bevor es los gehen sollte, die beiden Mädels vor, mit denen wir zusammen über die gesamte Pilgerreise für Gemüse-Schnibbeleien aller Art, Kartoffelschälen und jegliche Aktivitäten mit Lappen und Schwamm zuständig sein sollten. Sarah Scheiwe (die

Tochter unseres werten Vorgesetzten) und deren beste Freundin Luisa waren schon seit Anbeginn der Pilgerzeit dabei, also das fünfte Mal (der zweiten Staffel) und waren somit die absoluten Profis in Sachen Pilgern (sie nannten es auch immer liebevoll „Trampen“).

Nun ja, wir bereiteten uns auf das Ganze vor und kaum dass wir uns versahen, saßen wir schon im „Sprinter“ (Lieferwagen von Mercedes, für alle die's nicht drauf haben), mit dem absolut coolsten Fahrer und gleichzeitig DJ erster Klasse, auf dem direkten Weg nach Pamplona, Spanien, wo die Reise für die ca. 110 Pilger und Pilgerinnen, die sich angemeldet hatten, beginnen sollte.

Die ersten Tage waren sehr anstrengend. Ich will ja nur ungern behaupten, dass die größte Herausforderung für uns Küchen-Leute darin bestand, möglichst viel Zeit abends zu nutzen um morgens mit möglichst wenig Schlaf, wieder unglaubliche Höchstleistungen an Wurst- und Käseplatten zu vollbringen.

Mittags bot sich zwar die Gelegenheit den Schlaf der kurzen Nacht nachzuholen, Remi und ich sahen uns aber meistens in der Verantwortung, mit zum Einkauf zu fahren, um den Bestand an Grundnahrungsmitteln wieder aufzufrischen, während die beiden Mädels sich in der Sonne suhlten oder es sich im Pool gut gehen ließen.

Die Tage gingen so vorbei, wie man bis jetzt wahrscheinlich heraushören konnte, hatte das Ganze für mich weder was mit „Pilgern“, noch mit etwas spirituellen zu tun (wie man immer in den tollen Büchern und TV-Sendungen über den Jakobsweg lesen, hören und sehen konnte).

Da ich mich aber, wie das Schicksal so wollte, unsterblich in die wundervolle Luisa verliebt hatte, gestaltete sich das Ganze etwas schwieriger als gedacht. Und so kam ich dem ersten spirituellen Erlebnis meines Lebens, ich traf Gott. Das mag sich zwar nun etwas komisch anhören, zumal ich mit dem vorher mal überhaupt gar nichts zu tun hatte, aber es war so, da bin ich mir sicher und seit diesem Tag, glaube ich an Gott.



Wir waren an einer Stelle angekommen, von der alle Mitglieder des Küchen- und Logistikteams nur so schwärmten, das sie vor

Jahren wohl schon mal dagewesen waren. Es handelte sich um ein altes Kloster, mitten in der Einöde der Landschaft, zu dem eine kleine Pilgerherberge, eine kleine Bar (welche den eigentlichen Grund der Freude darstellte, da man wohl damals den Wirt besonders gut kennengelernt hatte) und eine Kapelle gehörte.

An diesem Abend ging es mir nicht gut. Nicht weil ich zu viel gearbeitet oder gar zu viel getrunken hatte, nein, es waren einige hundert Schmetterlinge in meinem Bauch, die mir keine Ruhe ließen. Ich war fertig mit den Nerven, ich wollte nach Hause, hatte keinen Bock mehr und wurde noch ständig von den manchmal nicht so sensiblen Küchen- und Logistik-Chefs von der Seite angeschnauzt. Also ging ich in die kleine Kapelle, ich brauchte einfach mal meine Ruhe. Warum auch immer, es sah mir gar nicht ähnlich, kam mir die Idee, dass ich ja mal beten könnte; für mich, und dass ich das alles durchstehen würde und so. Und da geschah es: Ich spürte Gott. Es mag sich echt abgefahren anhören, aber es war so. Ich spürte eine unglaubliche Kraft in mir, eine Stimme die mir Hoffnung gab, sie sagte mir, dass ich es schaffen würde und dass alles gut werden würde. Diesen Moment werde ich nie vergessen. Es war einer der schönsten Momente die ich je hatte. Seit diesem Moment glaube ich an Gott.

Und Natürlich wurde alles gut! Das Pilgern nahm ein schönes Ende, wir, die Küchengehilfen gingen als das „ausdauerndste Küchenteam aller Zeiten“ in die Analen des Pilgerprojektes ein, natürlich hielt ich die Zeit durch und auch die Schmetterlinge wurden erhört.

Ein Jahr später, um ein erstes Ausbildungsjahr reicher, war die Planung eigentlich die gewesen, dass ich mit meiner zukünftigen Gruppe „Haus Michael“ auf die Freizeit fahren sollte. Ein paar Wochen vorher aber wurde dann beschlossen, dass der Herr Büchner (also ich☺), nicht mit nach Spanien an die Costa Brava fahren sollte, sondern in eine „eins-zu-eins-Betreuung“ mit einem Jugendlichen auf den Jakobsweg. Bei dem Jugendlichen

handelte es sich um Dany¹, 15 Jahre alt und er hatte dummerweise einige Auflagen nicht erfüllt, die mit ihm als Bedingung zur Teilnahme an der Freizeit besprochen worden waren.

Ich hatte ja keine Ahnung, was da auf mich zukommen sollte, ich wusste nur, dass die erste Berührung mit den für mich noch fremden „großen Jungs“ (vorher hatte ich es ja in Ihringen nur mit 6 - 11 Jahre alten Kindern zu tun) eine Einzelbetreuung von einem Jungen sein sollte, der allem Anschein nach nicht gerade der einfachste „seiner Sorte“ war. Ich ließ mich darauf ein. (diesmal konnte man schon von Partizipation reden ☺)

Es sollte ein weiteres Pilgern werden, aber eben ein ganz anderes. Im Küchenteam waren wieder natürlich die, ich will sie mal die „alt eigesessenen“ nennen dabei, aber auch wieder Sarah und meine Freundin Luisa. Außerdem ein Kumpel von uns, Philipp und ein ziemlich lässiger Zivi aus der Einrichtung, Jens.

In diesem Jahr kam ich wieder einmal an meine Grenzen, aber es waren ganz andere. Sie heißen „Füße“ und keiner, der nicht einmal etwas Ähnliches gemacht hat, kann nachvollziehen, wie sehr Füße einen plagen können. Blasen, so groß wie der Fuß selbst, oder noch größer, mehrere ineinander. Unglaublich!

Die ersten Tage lief ich mit Dany zusammen, so zu sagen „bei Fuß“. Ich lernte ihn kennen und schätzen, wir hatten einigen Spaß zusammen, allerdings auch den einen oder anderen Streit, diesen Teil lassen wir aber mal außen vor.

Ich war nun nicht mehr als Praktikant „Dave“ dabei, sondern als der Erzieher „Herr Büchner“, was mir in dem Kontext „Pilgern“ zuerst sehr seltsam vorkam. Ich war dafür zuständig abends dafür zu sorgen, dass mein Schützling rechtzeitig im Bettchen lag und dass er morgens wieder fit und munter sein Zelt abbaute,

¹ Name geändert



um ca. 6 Stunden lang, zwischen 20 und 30 Kilometer, bei 40°C durch Kornfelder zu laufen → Mission Impossible, dachte ich.

Aber ich hatte die Magie des Pilgerns unterschätzt. Er war so motiviert, dass es sogar manchmal vorkam, dass er mich weckte und nicht umgekehrt, da er mit ein paar Jungs und Mädels, die er kennen gelernt hatte, extra früh loslaufen wollte und aber doch noch gern etwas Taschengeld haben wollte!

Ich erwischte ihn sogar eines Morgens dabei, wie er beim Segenslied mitsang (ein Lied, das jeden Morgen durch Pater Clemens, *alias* „Clemente“, angestimmt wurde), obwohl er sich die Tage vorher vehement dagegen gewehrt hatte.

Nun ja, natürlich hatte ich auch dieses Mal bei der Pilgerreise ein Erlebnis, dass mir immer noch sehr präsent ist.

Wie oben schon erwähnt, lief Dany die ersten Tage „bei Fuß“, lernte aber eben schnell Jungs und Mädels aus den Gruppen kennen, die sonst auch noch dabei waren. Darunter war natürlich auch ein Mädchen, in das er sich verguckt hatte und oft

zog er meine unglaubliche Lebenserfahrung (Herr Büchner, wie war das denn bei Ihnen, als Sie noch jung waren....) zu Rate, denn er hatte ja zuhause, im fernen Deutschland, im kleinen Ort Niederrimsingen seine große Liebe sitzen, die nur so auf seine Rückkehr wartete – aber das gehört nun wirklich nicht hierher. Auf jeden Fall sah ich mich nach diesen einigen besagten Tagen in der Großzügigkeit, Dany auch mal mit den anderen Jugendlichen starten zu lassen, denn mit so nem Erzieher ist es halt nicht so lustig, klar.

Also lief ich ab dem, ich glaube, vierten Tag alleine und hatte nur



mit Dany ein paar Bedingungen abgesprochen, an die er sich halten sollte. Da ich aber einer der absolut unsportlichsten Teilnehmer der Pilgerreise war und jeden Tag zwischen 20 und 30 Zigaretten den Weg in meine Lunge fanden, war ich schneller mit meinen Fähig-

keiten, aber auch mit meinen Nerven am Ende, als ich gedacht hatte. Glücklicherweise gab es beim Pilgern immer die tolle Möglichkeit, einen der Logistik-Leute (oben im Bild) anzurufen und ihnen seine Leidensgeschichte darzubringen, damit sie einen auf halber Strecke abholten.

An einem wahnsinnig heißen Tag (ich meine es waren über 40°C), gegen 12.00 Uhr, war ich an eben so einem Punkt angekommen, an dem ich mir sagte: „ich ruf da jetzt an, ich kann wirklich nicht mehr!“. An diesem Tag aber lief ich mit Kai. Alle die ihn kennen wissen, dass dieser Faktor nicht unbedingt förderlich ist, denn es ist nicht sehr motivierend, wenn ein etwas, naja, „besonderer“ Jugendlicher mit einem totkomischen sächsischen Dialekt neben einem herläuft und einen nach Strich und Faden „totquatscht“, wenn es einem sowieso schon „beschissen“ geht.

Wir machten eine Pause und Kai ging es ähnlich wie mir. Und ich entschloss mich dazu, die Notfallnummer zu wählen – also

zu resignieren. Kai war erst auch meiner Meinung, dachte dann aber kurz nach und fing an mich zu überzeugen, dass wir weiter müssten. Wir zwei könnten uns das nicht leisten, wir seien doch Kumpels und müssten uns gegenseitig motivieren und stützen und so standen wir beide wieder auf. Und wir liefen weiter. Und weiter. Bis zum Ziel.

An einem anderen Tag war es Robert, ein wahrer Hüne, der mit unglaublichen Schritten seinen Weg ging. Auch er schaffte es, mich zu überzeugen und zu motivieren.

An einem weiteren Tag war es Bado (unten), ein kleiner Junge, ich meine sogar der jüngste mit seinen sieben Jahren. Und auch eben er schaffte es, mich meine unglaublichen Schmerzen in den Füßen vergessen zu lassen – er schaffte es sogar, dass ich ihn trug, weil er nicht mehr konnte, aber „abholen“ war ein Fremdwort, das nahmen wir nicht in den Mund.

Und wieder an einem weiteren Tag schaffte es Raymund, ein bizarrer Kerl, der jeden Tag mit Baggy-Pants (also den Hosen, die unter dem Allerwertsten hängen) lief. Manchmal hatte er auch noch einen Kaputzenpulli an (wie gesagt, es gab Tage, an denen es über 40°C heiß war!), echt unglaublich!

So schafften es Kinder, Jugendliche und junge Menschen, denen in ihrem Leben schon Dinge passiert sind, die ich mir nicht entferntesten vorstellen konnte, mich mit ihrem Wesen zu motivieren. Ich dachte mir, was diese Menschen schon für Schmerzen hatten und was sie schon geschafft und durchgehalten hatten in ihrem Leben, dagegen ist doch dieser Weg, sind diese Schmerzen in den Füßen Peanuts. Sie motivierten mich mit sich selbst, das war für mich eine unglaubliche Erfahrung und ich denke oft in Situationen, die ausweglos scheinen, schmerzhaft oder sehr schwer zu bewältigen sind, an eben diese Menschen.

Dieses Jahr starteten mir alle zum letzten Mal. Wir sollten in diesem Jahr in Santiago de Compostela, dem Zielort der ganzen Reise, ankommen.

Dieses Mal war ich als ganz normaler Pilger dabei. Ich musste weder im Küchenteam mithelfen, noch hatte ich die Verantwortung für einen Jugendlichen. Ich hatte einige Wochen zuvor mit dem Rauchen aufgehört und war vollkommen erfüllt von Lust und Motivation.

Auch in diesem Jahr waren wieder zwei Jungs aus dem Dorf dabei, Jan und Felix, mit denen ich mich gut verstand und die so ziemlich die einzigen waren, die einen ähnlichen Schritt hatten wie ich. Wir starteten zusammen und wir liefen elf Tage und insgesamt fast 300 Kilometer zusammen.

Komischerweise war ich dieses Jahr in absoluter Topform. Ich hatte eine Ausdauer, wie ich sie schon lange nicht mehr bei mir gesehen hatte und bezwang Etappen mit Leichtigkeit, dass ich mich schon fast wunderte, ob das Küchenteam nicht Doping-Mittel in die Getränke-Kanister gemischt hatte!

Natürlich hatte ich auch zwei sehr gute Motivatoren an meiner Seite, Jan und Felix, gute Fußballer mit den nötigen Voraussetzungen um Etappen von 30 Kilometern ohne wirklich



viel Mühe zu bezwingen, und ohne sie hätte ich ein solches Tempo und so gute Zeit-Bilanzen nicht halten können.

Dennoch hatten wir alle immer wieder an schmerzhaften „Wehwehchen“ zu knabbern: Felix hatte beispielsweise starke Schmerzen im Knöchel, vor allem wenn es bergaufging, Jan, ein wirklich zäher Bursche, hatte immer mal wieder Probleme mit seinem Knie und mir ging es ähnlich. Sobald es bergab ging, plagte mich mein rechtes Knie so furchtbar, dass mir teilweise die Tränen in den Augen standen, aber, wir motivierten uns gegenseitig so gut, sangen Lieder (meistens von den Ärzten) oder erzählten uns alles mögliche, sodass wir fast jeden Tag an der Spitze der ganzen Gruppe waren, oft kamen wir auch als Allererste an.

Wir hatten auch schon unsere Eigene Strategie, wie wir es schafften, immer das Tempo zu halten und Bilanzen wie 20 Kilometer in gut drei Stunden zu erreichen und die sah so aus: Wenn es bergab ging, gab Jan das Tempo an. Ohne Rücksicht auf Verluste legte er das Tempo vor und Felix und ich mussten mithalten.

In der Ebene war Felix unschlagbar. Trotz Schmerzen (oder oft waren eben diese seine Motivation) lief er mit einer so enormen Geschwindigkeit, dass er immer mal wieder anhalten und auf mich und Jan warten musste.

Wenn es bergauf ging, hatte ich die Führung, denn nur dann war mein Knie wirklich schmerzfrei. So auch an einem Tag, an einer der anstrengendsten und längsten Etappe. Wir liefen los in Villafranca und sollten am Abend in „O Sebrero“ ankommen. Die ganze Etappe war ca. 30 km lang und stieg stetig an. Leider verliefen Jan, Felix und ich uns gleich zu Anfang im Ort



Villafranca und mussten nach einer halben Stunde Sucherei feststellen, dass wir genau in die falsche Richtung gelaufen waren. Wir kehrten also um und wussten, dass wir somit ca noch 3 Kilometer mehr gelaufen waren und dass sich das ganze Feld unserer Pilgertruppe vor uns befand.

Dennoch schafften wir es mit unserer Taktik langsam aber sicher wieder die Spitze der Gruppe zu erreichen und liefen so ungefähr vier Stunden an einer Straße entlang, die immer weiter in die Berge führte. Unmotiviert und schmerz erfüllt stapften wir dahin und Felix lief voraus. Wir machten so gut wie keine Pausen, denn wenn die Beine länger als zehn Minuten ruhen, scheint es fast unmöglich wieder weiter zu gehen, zumindest empfand ich es immer so. Also aßen und tranken wir unseren Proviant während dem Laufen und machten nur hin und wieder an einem Brunnen Rast. Wir liefen also dahin und mir gingen die Worte von Peter, der jeden Morgen vor dem Aufbruch den Weg erklärte, durch den Kopf: „...es geht so einige Stunden steigend an der Straße entlang, bis man dann ein kleines Dorf passiert, nach dem es dann nochmal fünf bis sechs Kilometer richtig steil bergauf geht. Oben angekommen kommt man dann an dem Meilenstein vorbei, der Castilien von Galizien trennt. Ab diesem Stein ist alles anders, die Landschaft, das Wetter, die Laune, alles.“

Und bald kamen wir auch an das kleine Dörfchen und erahnten schon den heftigen Anstieg. Als es dann immer steiler wurde und wir von der Straße auf einen kleinen Wanderweg abbogen spürte ich in mir eine unglaubliche Kraft und einen extrem starken Willen, da jetzt hochzustapfen. Ich gab Gas und zog den anderen davon. Mit Siebenmeilenstiefeln, ein Schritt vor den anderen, bezwang ich diesen Berg, ich spürte zum ersten Mal, dass meine Lunge sich gut anfühlen konnte, obwohl ich schnaufte wie ein Ochse!

Auf halber Strecke gab es in einem ganz kleinen Ort einen Brunnen, an dem ich meine Fläche wieder füllte und auf die anderen wartete.



Gemeinsam zogen wir weiter, durch eine wunderschöne Landschaft, bis wir den besagten Meilenstein erreichten.

Ein paar hundert Meter weiter überquerten wir noch einen kleinen Hügel und merkten, wie uns ein starker

Wind entgegen pfiff, die Landschaft veränderte sich mit jedem Tritt, und wir waren in Galizien.

Als wir drei Gefährten in Santiago einliefen, schüttete es wie aus Eimern. Wir waren schon drei Stunden bei dem Wetter unterwegs und sahen schließlich das erlösende Schild.

Nun mussten wir ins Pilgerbüro, wo unsere Pässe den letzten Stempel bekommen sollten, doch ich empfand bei dem ganzen Procedere wenig Euphorie. Auch Jan und Felix ging es ähnlich, das Ziel eines spirituellen Weges war ein simples Büro? Mit ca. einer Stunde Wartezeit? Nein, für mich war klar, dass beim Jakobsweg zu 100 % gilt, „Der Weg ist das Ziel“



Küchengehilfe, Praktikant, Auszubildender, Erzieher, profaner Pilger,
David Büchner

Aus den Erfahrungen lernen- Praktische Beispiele europäischer Zusammenarbeit auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela

Norbert Scheiwe

In Folgenden möchte ich an einigen Beispielen schon langjährig erprobte Modell der Zusammenarbeit zwischen spanischen und deutschen Organisationen vorstellen, die mit sozial benachteiligten, und Jugendlichen arbeiten. Teilnehmer*innen, davon ca. 2.300 Kinder und Jugendliche, konnten eine Vielzahl von teilweise nachhaltig wirksamen Eindrücken und Erlebnissen sammeln.

Beispiele der Projektarbeit waren

- 1990 -1993 Hospital de Orbigo ,
Umbau des Pfarrhauses in ein Refugio für Pilger
- 1992 – 1999 Pilgern von Breisach nach Santiago de Compostela
- 1994 – 1996 Santibanez de Valdeiglesias
Umbau des Pfarrhauses in ein Refugio für Pilger
- 1998 – 2000 Foncebadon
Umbau der Kirche „San Salvador“ in ein Refugio mit Kapelle
- 2000 – 2008 Verschiedene Bau-und Pilgerprojekte
- 2002 – 2008 Pilgern von Breisach nach Santiago de Compostela
- 2000 – 2015 Bau des H.E.E: Hauses der Begegnung
- 2015 Einweihung des Hauses der Begegnung
- 2010 – 2022 Bauen und Pilgerprojekte auf dem Camino

Die Idee

1989 entstand im Christophorus-Jugendwerk die Idee, sich mit Jugendlichen auf „DEN WEG“ zu machen. Auf den Weg, nicht nur im übertragenen Sinne, sondern ganz konkret, gleichsam symbolhaft für die Wege der jungen Menschen, auf welchen wir für ein gutes Stück ihre Begleiter sein möchten.

Durch den Aufenthalt und aktive Mitgestaltung an einem festen Ort auf dem spanischen Camino sollte eine intensivere

Beziehung zur Geschichte und den Menschen unterwegs und den Menschen vor Ort ermöglicht werden. Wir wollten, entsprechend unserer Konzeption für die Durchführung von Projekten mit einzelnen Jugendlichen, ganz konkret auf dem Weg arbeiten. Hierfür suchten wir nach geeigneten "Objekten" und nach Partnern.

In den Pallottiner-Patres in Veguellina de Orbigo, der Diözese Astorga und dem Projekt HOMBRE, fanden wir und äußerst kompetente Partner, die sich bis heute zu einer europäischen Zusammenarbeit entwickelt hat.

Die Projekte wurden und werden durch unterschiedliche Möglichkeiten finanziert

- neben Spenden sind
- Sponsoring
- Gezielt beantragte Projektmittel von Kirche, Stiftungen sonstigen Partnern
- Eigenmittel der spanischen Partner
- Beiträge der Teilnehmer
- In wenigen Einzelfällen auch europäische Mittel

Ablauf der Projekte

Je nach Projekt bilden wenige Jugendliche und Erwachsene ein Team und führen ein Bauprojekt durch und pilgern danach nach Santiago de Compostela.

Möglich sind aber auch größere Gruppen von über 100 Jugendlichen und Erwachsenen, die dann gemeinsam und in Etappen den Weg nach Santiago gehen.

Allen gemeinsam ist die Erfahrung des Pilgerns, des Sozialen Einsatzes und der Begegnung mit sich selbst.

Pilgern als individuelles Erlebnis für Jugendliche und Erwachsene

Am Beginn steht das Erlebnis des Aufbruchs. Zuerst gab es die Anfrage, dann die eigene Entscheidung der Teilnahme, die vielleicht schon ein paar Mal wieder hinterfragt wurde - aber

dann geht es los, Für mehrere Wochen, das wissen sie, haben sie Abschied genommen von zu Hause und allen Bekannten.

MitarbeiterInnen und Jugendliche begegnen sich während der Projektwochen in bis dahin nicht erlebter Ganzheitlichkeit: Vom gemeinsamen Frühstück über die oft schweißtreibende Zusammenarbeit bis zum Abendbrot, einer gemeinsamen Freizeitgestaltung und der Bearbeitung und der Klärung all der täglichen Kleinigkeiten, die sich aus dem Miteinander ergeben. Die Jugendlichen erleben den Erzieher und in der Alltagssituation. Die MitarbeiterInnen erleben sich gegenseitig und kontinuierlich persönlich und in ihrer Art des Umgangs mit den Jugendlichen.

Die Erfahrung der Gastfreundschaft bei den Bewohnern der Projektorte und der meisten Menschen, denen sie auf dem Weg begegnen, bleibt allen in unauslöschlicher Erinnerung. Die Dankbarkeit der Pilger, die, von Leon kommend, 30 km durch glühende Hitze gelaufen sind und nun ein wunderschönes Refugio mit schattenspendendem Innenhof in Hospital de Orbigo im Entstehen erleben, ist Dank für die geleistete Arbeit. Wohlgemerkt, sozial schwierige Jugendliche, die sonst immer nur als Problem gesehen werden.

Dann die Erfahrung der eigenen Pilgerschaft. Was in Deutschland so gut wie unvorstellbar ist, "unsere" Jugendlichen zum "Wandern" zu bewegen, und das auch noch gleich mehrere Tage hintereinander, das gelingt auf einmal wie von selbst. Aber es ist ja auch kein Wandern. Es ist davon auszugehen, dass die Jugendlichen sehr genau unterscheiden und spüren, dass sie bei dieser Reise etwas für sich ganz persönlich tun. Vermutlich öffnen ihnen Begegnungen mit Pilgern während der Bauphase die Tür zu solchem "sich Einlassen". Oder die Tatsache, dies in einer Gruppe zu tun, die durch einen recht hohen Anteil von Erwachsenen gekennzeichnet ist und die während der ersten 14 Tage recht intensiv zusammengewachsen ist.

Auf dem Weg selber gehen nicht nur die Jugendlichen dann sehr bald den eigenen Gedanken nach, die kleinen Grüppchen ziehen sich immer weiter auseinander und viele laufen über

weite Strecken ganz alleine. Was mag die Köpfe und Herzen im Gleichtakt der Schritte bewegen, dass Jugendliche „Raufbolde“ zu solchen Aussagen veranlasst werden:

Hier die Gedanken eines Jugendlichen auf dem Pilgerweg:

"Wenn ich so durch die Landschaft laufe, dann sehe ich viele Dinge, zu denen ich mir dann kleine Geschichten ausdenke. Zum Beispiel gehe ich durch ein verfallenes Dorf. Dann stelle ich mir vor, da vorne war die Kirche. Da war ein Brunnen. Da haben die Kinder gespielt. Da war eine Bank, wo immer die alten Mütter drauf saßen und geklatscht haben. Und heute ist das alles nur noch Erinnerung. Ich beziehe das dann manchmal auch ganz stark auf mich. Ich denke mir, ich hätte ganz weit abrutschen können, mit Drogen und so. Dann wäre ich ganz weit weg, von meiner Familie, meinen Freunden, von der Gesellschaft. Dann wäre ich auch bloß noch Erinnerung." (Mustafa, im Interview mit einem Fernsehreporter)

Es zeigt sich, welche Chancen dieses "sich mit den Jugendlichen auf den Weg machen" beinhaltet. Für die Mitarbeitenden, die solche Erfahrungen am eigenen Leibe machen und die erleben, dass sie dies mit den Jugendlichen auf dem Weg teilen können, kann das einen bedeutsamen Motivationsschub auslösen, auch im Alltag neue Akzente zu setzen.

Ziele des Pilgers als pädagogisches Medium

Im Folgenden sollen eine Reihe von Zielen angeführt werden, die sich der pädagogische Einsatz des Pilgerns gestellt hat und die sie nach dem Eindruck der beteiligten Pädagogen immer wieder anstrebt und mit bemerkenswertem Erfolg auch umsetzen kann:

1. Ruhe finden
2. Zeit zum Nachdenken
3. Förderung der Selbständigkeit (Orientierung, Wegsuche)
4. Positive Eindrücke aufgrund der Landschaft und Natur
5. Soziale Kontakte zu anderen Pilgern

6. Soziales Engagement
7. Spirituelle Eindrücke
8. sportliche Betätigung
9. gesundheitliche Aspekte
10. Nachhaltigkeit

Man kann als erstes recht oft beobachten, dass die Jugendlichen nach kurzer Zeit in eine selbstbestimmte Ruhephase kommen, die ihnen die Möglichkeit und die Zeit eröffnet, über sich, ihre Situation und besonders ihre Wunschvorstellungen nachzudenken. Dazu sind sie plötzlich nicht nur in der Realität auf der Wegsuche und müssen sich, bisweilen ganz allein, um Orientierung bemühen; sie begeben sich auch auf der Metaebene auf die Suche nach Zielen.

Die sozialen Kontakte zu andern Pilgern, deren Sprache man oft nicht versteht, die aber erwartungswidrig sympathisch und sogar hilfsbereit sind bei der Orientierung oder gesundheitlichen Problemen, führen oft dazu, das soziale Engagement wie von selbst sich entwickelt, ohne von jemand gefordert oder gewünscht zu sein.

Der Kontakt zu Menschen, für die der Pilgerweg auch ein spirituelles Ereignis ist, kann erstaunen aber nachdenklich machen.

Es zeigt sich in vielen Fällen, dass die Jugendlichen, die eine längere Strecke des Pilgerweges bewältigt haben, nicht nur von der Landschaft und den unterschiedlichen Formen der sie umgebenden Natur beeindruckt sind, sondern dass diese Eindrücke sehr nachhaltig auf sie wirken. In einer Reihe von Fällen geschieht es, dass diese Eindrücke erst wesentlich später wieder aufgegriffen und dann in gründlich reflektierender Form verarbeitet werden. Dies kann sogar in wesentlich späteren Lebensabschnitten geschehen.

Die Jugendlichen sind i.d. R in einer Lebensphase, in der sie Orientierung suchen, ihre eigenen Ziele entdecken und finden müssen, die Idee des Pilgerns recht nah an dieser Lebensphase

und wir merken, dass wir oft keine großen Worte brauchen, sondern das miteinander Tun im Vordergrund steht.

Folgeprojekte/Synergien

Aus den Erfahrungen, den Jakobusweg als pädagogisches Medium in der Arbeit mit sozial benachteiligten jungen Menschen zu nutzen, wurden Strukturen mit beachtenswerten Synergieeffekten geschaffen, die es ermöglichen, Multiplikatoren zu gewinnen, die sich aus unterschiedlichsten Motiven auf den Weg nach Santiago de Compostela aufmachen wollen.

Badische Jakobusgesellschaft“, gegründet 1999

Die „Badische Jakobusgesellschaft e.V.“ wurde im Jahr 1999 von Teilnehmer*innen der ersten Pilgerprojekte gegründet. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, regionale Aspekte des Pilgerweges im Süden Deutschlands zu begleiten, Pilger und Wege zu pflegen und Bezüge zum internationalen Weg zu schaffen. Die Gesellschaft hat inzwischen über 200 Mitglieder, gibt eine eigene kleine Zeitschrift heraus. Sie kooperiert mit anderen regionalen und überregionalen Pilgergruppen in Deutschland und in Europa. Sie verfügt über eine eigene Homepage www.badische-jakobusgesellschaft.de und ist eine renommierte Gesellschaften in unserem Land.

H.E.E. e. V., gegründet 2003

Hogar Europeo de Encuentro / Europäisches Haus der Begegnung für benachteiligte Jugendliche in Foncebadon/Castilien- Leon auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela.

Für eine Vielzahl von Jugendlichen, die in kirchlichen, verbandlichen Gruppierungen oder Vereinen organisiert sind, bestehen ausreichende Angebote der internationalen Begegnung auf allen Ebenen. Für Jugendliche in Angeboten der Jugendhilfe, die oftmals auf Grund Ihres persönlichen

Hintergrundes schon viele Benachteiligungen erfahren haben, bestehen diese Möglichkeiten nicht. Vorhandene „normale“ Angebote bieten für sie oftmals keine Alternative, da die dazu notwendige soziale Kompetenz sie anzunehmen erst erlernt werden muss. Das „Europäische Haus der Begegnung für benachteiligte Jugendliche“ soll hier eine vorhandene Lücke schließen und somit eine strukturelle Benachteiligung für problembeladene junge Menschen verhindern.

Der Verein setzt sich aus derzeit 14 Jugendhilfeeinrichtungen und persönlichen Mitglieder*innen aus ganz Deutschland zusammen. Alle Einrichtungen bringen Partnereinrichtungen aus verschiedenen europäischen Länder mit ein (Österreich, Frankreich, Polen, Spanien, Italien). Im Frühjahr 2005 wurde durch den Bischof von Astorga/Spanien, der sich als engagierter und konstruktiver Förderer der Jugendhilfearbeit im Rahmen der Pilgerpädagogik erwiesen hat, der Grundstein für das Haus gelegt, die Bauarbeiten wurden 2006 intensiv geplant und vorbereitet und 2007 begonnen. Nach einer längeren Bauphase wurde das Haus 2015 eingeweiht und steht nun Menschen in Krisen als Rückzugsort zur Verfügung. Ehrenamtliche Hospitaleros kümmern sich ganzjährig um das Haus. Die Internetseite www.hee-ev.de auf spanisch, deutsch und englisch bietet vertiefende Informationen.

Geplant ist eine spanische Stiftung, die sich als spanischer Ansprechpartner anbietet. Eine Fortführung des Projektes ist geplant.

Perspektiven

In den genannten Projektformen konnte eine hochgradige Motivation bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen festgestellt werden. Es ist erstaunlich, dass nur in wenigen Fällen Abbrüche zu registrieren waren. Bei vielen jungen Menschen, die sich nach angemessener Vorbereitung auf den Pilgerweg machten, war zu erkennen, dass für sie der Pilgerweg auch ein Weg zur Eröffnung der Sinnfrage war. Für Pädagogen, die sich besonders im spirituell-pastoralen Bereich engagieren wollen, eröffnet sich hier ein interessantes und fruchtbares Arbeitsfeld.

Für die weitere europäische Entwicklung des Camino Santiago kann es nur wünschenswert sein, dass eine größtmögliche Offenheit für die Bedürfnisse der Jugendlichen angestrebt wird.

Wie in vielen Arbeitsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, so zeigt sich auch im Bereich des Pilgerns mit sozial und emotional gehandicapten jungen Menschen und jungen Erwachsenen, wie notwendig es ist, die Erfolge bzw. die Effekte dieser interessanten pädagogischen Arbeit zu dokumentieren und zu evaluieren. Dies sollte darüber hinaus dazu führen, dass die Praxisforschung zunehmend Interesse entwickelt, mit geeigneten prospektiven Designs die Möglichkeiten und Grenzen der Pilgerpädagogik mit benachteiligten jungen Menschen auf dem „Camino de Santiago“ zu beschreiben.

Literatur

Müller, P. (1993) Wer aufbricht kommt auch heim- vom Unterwegssein auf dem Jakobusweg, Eschbach-Verlag, Eschbach

-Vortrag im Europapark

Scheiwe/Roth, Der Weg ist das Ziel

Willand, D. (1990) Der Weg, Verlag Galerie im Unteren Tor, Bietigheim

Sing, H. (1988) Der Jakobusweg nach Santiago de Compostela, Verlag Via, Ulm,
u.a.

In der Kirche bleiben?

Norbert Dörnhoff

An der Diskussion um den Austritt aus der Katholischen Kirche kommt heute niemand vorbei. Das Ranking der Austrittszahlen und der vorgeplanten Termine bei den Amtsgerichten gleicht einem Wettbewerb, den die Medien gerne bedienen.

Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Dienst wird es allerdings kniffliger, hängt doch vermutlich auch die Sicherheit ihres Arbeitsplatzes und das damit einhergehende, dem öffentlichen Dienst entsprechende Gehaltsgefüge, von dem Ausgang dieser Diskussion und der daraus folgenden Entscheidung ab. Denn, entscheiden muss sich heute jede und jeder, ob offensiv oder durch Nichtbeschäftigung mit dem Thema. Die Mitgliedschaft in der Kirche wird durch die Taufe begründet. Ob ich daran festhalten will und mich dazu bekenne, setzt die freie Entscheidung voraus. Die ist von Jesus gewollt. Viele sagen sich, die frohe Botschaft des neuen Testaments ist ja in Ordnung. Aber muss ich denn zu ihrer Verwirklichung in der Kirche sein?

So oder ähnlich, wie nachfolgend skizziert, fragen sich manche Mitarbeitende der Caritas-Jugendhilfe:

-Ich arbeite bei der Caritas. Das reicht doch. Warum soll ich dann noch zur Kirche gehören?

-Ich engagiere mich für benachteiligte, emotional und sozial verstörte und misshandelte junge Menschen, viele von denen waren sexueller Gewalt ausgesetzt. Und ich soll das im Auftrag einer Kirche tun, die in ihren eigenen Reihen selber Missbrauchstäter in verantwortlichen und seelsorglichen Positionen beschäftigt und schützt? Die sich oft unwillig und ungekonnt und nur auf äußeren Druck an der Aufklärung und Aufarbeitung des Missbrauchsgeschehens beteiligt?

-Soll ich in dieser Kirche bleiben, der der Schutz ihrer Mitarbeiter wichtiger scheint als die Sorge um die missbrauchten Kinder?

-In dieser Kirche, die um Verzeihung, um Vergebung bittet, aber es klingt irgendwie hohl?

-In dieser Kirche, in der Wort und Tat nicht kongruent sind?

-In der Kirche, die Frauen von Machtebenen weitgehend und vom Priesteramt und Diakonat vollständig ausschließt, obwohl in meinem Berufsfeld besonders viele Frauen arbeiten?

-In der Kirche, der diese belasteten jungen Menschen, die ich betreue, weitgehend unbekannt sind?

-In der Kirche, die keinen Cent für meine Aufgaben in der stationären oder ambulanten Jugendhilfe bereitstellt, auch nicht für pastorale Aufgaben?

-In der Kirche, die mir Vorschriften zu meiner Lebensführung, zur Sexualität, zur Wahl meines Lebenspartners oder meiner Lebenspartnerin macht?

-In der Kirche, die nicht meine Sprache spricht, nicht meine Musik spielt, die mich nicht anspricht?

-In einer Kirche, die mit Vorliebe Verbote und Gebote ausspricht, die richtet, sanktioniert und suspendiert, anstatt zuzuhören, zu verstehen, zu lieben, zu lehren und in Achtung vor dem Anderen zu mahnen?

Und in dieser Kirche soll ich bleiben. Warum? Nur weil ich in Caritasdiensten stehe und hier mein Geld verdiene, das ohnehin letztendlich vom Staat kommt? Dafür soll ich dann auch noch Kirchensteuern zahlen? Ich will dieses System doch nicht unterstützen.

„Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ (Mk 10,45)

„Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“ (Bischof Jaques Gaillot, 1990)

Damit ist doch schon fast alles gesagt. Die Kirche erfüllt also den Auftrag des Menschensohns Jesus. Dieser Jesus, der ein besonderes Herz hatte für Ausgestoßene, Kranke, Arme, Menschen mit Behinderungen und für Kinder.

Dieser Auftrag wurde und wird weltweit zweifelsohne in vielfältiger Weise erfüllt. Unzählige Menschen arbeiten gerne und mit Überzeugung in den sozialen Berufen oder engagieren sich außerhalb einer beruflichen Verpflichtung für Menschen in verschiedensten Notlagen. In der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe, um die es hier in diesem Beitrag besonders geht, aber auch in anderen sozialen Feldern, waren es vor allem die Kirchen und ihre Gliederungen, die sich in der Vergangenheit den drängenden Aufgaben der Zeit stellten. Engagierte Christinnen und Christen, Kirchengemeinden, Ordensgemeinschaften und besondere, der sozialen Aufgabe verpflichtete Organisationen, nahmen und nehmen den diakonischen Auftrag wahr. So entstand auch die Caritas mit ihren vielseitigen Diensten und Einrichtungen.

Meine langjährigen Beobachtungen von Kirche und Caritas ließen immer einen Grundkonflikt aufscheinen:

Die seelsorgende Kirche mit den Grundfunktionen der Verkündigung und der Eucharistie fragt kritisch, ob denn die Caritas überhaupt richtig Kirche sei, oder inzwischen nichts mehr als eine Ansammlung von Sozialunternehmen, wie sie ja im Laufe der Zeit von vielen nichtkirchlichen Trägern an den Markt gebracht wurden.

Die Caritas zeigt auch durchaus autonome Züge, hadert zunehmend mit dem kirchlichen Arbeitsrecht, finanziert sich gerade bei den stationären, aber auch bei vielen ambulanten und beratenden Diensten aus staatlichen Quellen und fühlt sich von Kirchengemeinden und bischöflichen Verwaltungen nicht unbedingt als Teil der 'wahren' Kirche gesehen.

Trotz vieler gegenseitiger organisatorischer und personeller Verflechtungen gelingt das erforderliche Miteinander nicht immer in einer förderlichen Weise. Zunehmend rückte es aber ins Bewusstsein, dass die Corporate Identity der Caritas eine kirchliche und vom Auftrag des Evangeliums bestimmte sein muss. Die Handlungsrelevanz dieser Erkenntnis lässt allerdings häufig zu wünschen übrig. Den seelsorgenden kirchlichen Strängen, den Priestern, Bischöfen und Verwaltungen wird mehr und mehr deutlich, dass die Arbeit der Pfarrgemeinden und Bistümer alleine unvollständig ist und bei rückgehenden Zahlen von Kirchenmitgliedern und Gottesdienstbesuchern die Chance, die Kirche auch über die Caritas zu identifizieren und zu definieren, nur wenig genutzt wurde und wird.

Diese Diskussion führen zu müssen, ist schon ziemlich merkwürdig. Allein, dass Kirche und Caritas immer wieder getrennt benannt werden, macht doch deutlich, dass sie nicht unbedingt als das Gleiche wahrgenommen werden. Wer versucht, Kirche ohne ihre diakonische Wesensfunktion Caritas zu denken, denkt eigentlich nicht an die Kirche in ihrem jesuanischen Auftrag. Oder, siehe obiges Zitat: Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.

Ganz kurios wird es dann zum Beispiel bei den Kindergärten oder Eheberatungsstellen, die seitens der Bistumsverwaltungen mancherorts nur in Trägerschaft einer Kirchengemeinde oder des Bistums selber akzeptiert werden, nicht aber in Trägerschaft der Caritas und ihrer Mitgliedseinrichtungen. Gleichzeitig wird aber die Chance flächendeckend vertan, weitere Tageseinrichtungen für Kinder bedarfsgerecht zu schaffen und damit auch weitere Familien mit einem überzeugenden kirchlichen Angebot zu erreichen.

Nun stellt sich zunehmend das Problem der Personalgewinnung und der weiteren Beschäftigung vorhandener Kräfte. Viele gut ausgebildete Frauen und Männer würden gerne in kirchlichen Einrichtungen und Diensten arbeiten, aber nicht alle entsprechen den geforderten Vorgaben. Und nicht wenige von denen, die bereits im kirchlich-caritativen Bereich beschäftigt sind, fragen sich, ob sie weiterhin ihrer Arbeit nachkommen können, wenn sie möglicherweise ihren Kirchenaustritt gegenüber dem Amtsgericht erklären.

Bei den Vorgaben des kirchlichen Arbeitsrechts sind inzwischen ja glaubhafte Äußerungen von Bischöfen und anderen Verantwortlichen im Zuge der Krisen und synodalen Prozesse zu vernehmen, die Änderungen erwarten lassen (Siehe auch Zehn Zusagen für Mitarbeitende in der Caritas, DCV März 2022). Ohnehin haben viele kirchliche Träger seit langem diese Vorgaben sehr weit ausgedehnt.

Auf jeden Fall sind alle kirchlichen Träger zwingend gefordert, sich auf die Grundlagen ihres diakonischen Auftrags zu besinnen. Ebenso ist es für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wichtig, ihren Standort in ihrem Arbeitsfeld zu bestimmen.

Wer oder was ist die Kirche?

Wer den Austritt aus der Kirche amtlich erklären oder weiterhin der Kirche angehören möchte, sollte sich zunächst darüber klarwerden, wer oder was die Kirche überhaupt ist. Eine schnelle Übersicht finden wir in Wikipedia unter dem Stichwort Ekklesiologie. Eine vertiefte Auseinandersetzung zu diesem Themenkomplex kann dieser Artikel nicht leisten.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962 – 1965) versteht die Kirche als sichtbare Versammlung und geistliche Gemeinschaft, die sich im Wort und Wirken Jesu Christi gründet. Es geht also um Menschen, die an ihn glauben, die sich um ihn im Gottesdienst versammeln und als von ihm Gerufene zum Glaubenszeugnis, also zur Verkündung der Frohen Botschaft vom Reich Gottes und zum Dienst der Liebe gesandt werden. Die Institutionalisierung und Hierarchisierung der Kirche ist kirchengeschichtlich zu erklären. Die Katholische Kirche ist die größte weltumspannende Institution mit etwa 1,33 Milliarden Mitgliedern.

Für die Auseinandersetzung mit der Frage der Kirchenzugehörigkeit ist also wichtig zu wissen: Das ist nicht einfach ein interessegeleiteter Verein, dem ich angehöre, sondern eine weltweite, 2.000 Jahre wirkende Glaubensgemeinschaft, die sich auf vielen Ebenen entfaltet und eine anspruchsvolle frohe Botschaft der Liebe zu Gott, zu mir selber, zum Nächsten, ja sogar zu meinem Feind, weitergibt und diese auch lebt.

Ein Blick in die Medien vermittelt als erstes den Eindruck, getreu der medialen Leitlinie „Bad news are good news“, die Kirchen seien heute vom Zeitgeist überholte Gebilde, deren Verantwortliche und auch Mitglieder Kinder missbrauchen, an der Aufklärung wenig interessiert sind und auch ansonsten dilettantisch bezüglich der Entwicklung demokratischer Strukturen und der gerechten Teilhabe der Mitglieder an wichtigen und seelsorglichen Aufgaben agieren.

In der Tat ist die heutige Glaubens- und Kirchenkrise lange überfällig, da zu viele Strukturen und Verantwortungsträger den anspruchsvollen Erwartungen des Evangeliums nicht standhalten. Die unzähligen, zum kirchlichen Leben dazugehörenden guten Werke und die religiöse Beheimatung der Christinnen und Christen werden weniger wahrgenommen. Eine Standortbestimmung der Kirche in der Moderne (bzw. Zweite Moderne/Spätmoderne) sowie der Christinnen und Christen zur Kirche erfordert und ermöglicht heute die Besinnung auf das Wesentliche, auf die frohe Botschaft und die aus ihr hervorgehenden Aufträge, auf die Gemeinschaft der Gläubigen und auf die grandiosen Chancen dieser kirchlichen Gemeinschaft, die ihresgleichen sucht.

Digitalisierung, Globalisierung, Klimawandel, Flucht, Überbevölkerung, viele Konfliktlagen und Fehlverhalten beherrschen die Themenwelt. Manches kommt mit Blick auf die Geschichte des Volkes Israel und die zwei Jahrtausende des Christentums bekannt vor. Die Glaubensgemeinschaften und ihre Mitglieder mussten sich immer in den Wirren ihrer Zeit behaupten, hinterfragen, verändern und nach Niederlagen wieder aufstehen. Immer aber stand und steht für sie und ihr Wirken in der Welt die Botschaft der Liebe und des Vertrauens in die göttliche Kraft im Zentrum.

Glauben in und mit der Kirche ist heute keineswegs mehr selbstverständlich.

Daraus ergibt sich als erste Forderung:

Es kommt auf mich an

Als einigermaßen aufgeklärtes Kirchenmitglied sollte ich wissen, dass es beim Wirken der Kirche vor allem auf mich und meine

Gemeinschaft ankommt. Ich erwarte natürlich zu Recht, dass auch die anderen ihrer Verantwortung nachkommen. Aber letztendlich ist es in der Kirche so, wie in demokratischen Gesellschaften: Wenn ich nichts bewege, gestalte ich nicht mit, nutze ich nicht die Chancen der christlichen Gemeinschaft.

„Ich glaube, es kommt darauf an: einen Unterschied machen zu wollen. Es ist immer so leicht, sich selbst davon zu überzeugen, dass man sowieso nichts machen kann, dass man ohnmächtig, inkompetent, unmaßgeblich ist, dass es einen nichts angeht, oder was auch immer, und weil das so leicht ist, ist es immer sehr wahrscheinlich, dass sehr viele gar nichts machen und allenfalls ein schlechtes Gewissen haben, weil sie nichts machen. Und genau deshalb ist es auch... so wichtig, dass es eine oder einen gibt, die eben doch den Unterschied machen. Indem sie etwas machen.“ (Harald Welzer, Alles könnte anders sein, Fischer 2020, S. 76)

Alles, was heute in und an der Kirche kritisiert und in Frage gestellt wird, findet seinen Ursprung in Regelungen, Vorschriften und Strukturen, die im Laufe der Zeit entstanden sind sowie im nicht akzeptablen Verhalten mancher Verantwortungsträger. Jetzt sind wir in unserer Zeit, der Moderne, und jede und jeder Einzelne hat die Chance und die Verantwortung, das, was heute wichtig ist, zu tun und mitzugestalten.

Für meine Arbeit mit jungen Menschen und den Familien bin ich nicht abhängig von dem, was falsch läuft in der großen und vielfältigen Kirche. **Hauptsache, ich mache etwas richtig.** Dafür verwirkliche ich meinen Auftrag als Christ und/oder als Mitarbeiterin und Mitarbeiter der Caritas mit Engagement, mit Liebe und mit Fachkunde. Hier finde ich mein Arbeitsfeld in einem echten Sinnhorizont. Hier finde ich die Erfüllung meiner Berufung. „Glauben ist ein Tu-Wort.“ (Stefan Jürgens, Von der Magie zur Mystik, Patmos 2021, S. 167) Jesus war nun wirklich nicht derjenige, der sich mit Perfektionisten umgeben hatte. Auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas müssen keine Perfektionisten des kirchlichen und religiösen Lebens sein. „Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist. Aber lebe es.“ (Frere Roger, Taizé)

Und ich bemühe mich, auch in meinem Glauben erwachsen zu werden. „Ich glaube nicht an einen Gott, der mich vor der Gefahr rettet, sondern mit mir in der Gefahr ist.“ (Thomas Frings, Gott funktioniert nicht, Herder 2019, S. 27). „In den Seligpreisungen sagt Jesus uns damals wie heute: Ich sehe euch. Ich sehe eure Sorgen, eure Ängste, euren Kummer – und ihr seid nicht allein damit.“ (Eva Falke, Pastoralreferentin, in Kirche+Leben Bistum Münster 6/2022). Wenn ich es hinbekomme, mit diesem christlichen Sinnhorizont meine Arbeit in der Caritas zu gestalten, dann ist das schon ein großes Stück Kirche.

In der Unterstützung der jungen Menschen und ihrer Familien denken wir heute vor allem ressourcenorientiert. Wir arbeiten auch an der Verminderung von Benachteiligungen und Defiziten, aber dieses gelingt nur nachhaltig in dem festen Glauben an die Entwicklungspotentiale der von uns betreuten Menschen. Mit dieser Denkweise und daraus abgeleiteten Methodik kommen wir zugewandter, fröhlicher und wirksamer zum Erfolg.

Diese Sichtweise passt auch zur Mitgliedschaft und zu unserer Arbeit in der Kirche.

Daraus folgert für mich:

Ich bin Kirche

Ich bin Kirche in der Gemeinschaft

Ich bin Kirche als Glaubende(r) oder als Sympathisant(in)

Ich bin Kirche als Entwickler(in) und Kreative(r)

Ich bin Kirche als Mitarbeiter(in) der Caritas

Die zweite Forderung lautet:

Es kommt auf die Gemeinschaft an

„Geht hinaus“ hat der Meister gesagt, und nicht: „Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt“. So schreibt es der Jesuit Alfred Delp kurz vor seiner Ermordung im Konzentrationslager 1944/45 unter dem Stichwort `Rückkehr in die Diakonie´. (Alfred Delp, Im Angesicht des Todes)

Geht hinaus! Ein gewaltiger Auftrag und im Plural formuliert. Eine passive Haltung, der Rückzug ins Private, in das angenehme Leben in Wohlstand und Sicherheit, in

Ersatzreligionen der Medien, der übertriebenen Fitness oder des Konsums sind hier garantiert nicht gemeint. Es geht um einen Aktiv-Auftrag an die Menschen zur Verkündigung und zur Praxis-Erfüllung der Frohen Botschaft.

Wo ginge das besser als in der Caritas. Wo ginge das besser als in der Unterstützung junger, bedürftiger Menschen und ihrer Familien. Es braucht dazu die Gemeinschaft, die sich gegenseitig stützt, fordert und glaubhaft auf die fachlichen und sinngebenden Grundlagen bezieht.

Die Gemeinschaft, in diesem Falle die Dienst-Gemeinschaft, die auch im Dienstvertrag ihren Niederschlag findet, fällt nicht vom Himmel, sondern muss strukturell und lebendig gewollt und gefüllt sein, damit sie als echt erlebt wird, als authentisch, als überzeugt und überzeugend, eben als Kirche.

Es wird nicht funktionieren, wenn sich eine Ebene, also etwa die Führungsebene oder die Ebene der Mitarbeiterschaft oder der Verwaltung, eine Gruppe oder einzelne Personen dafür nicht zuständig erklären oder zumindest so verhalten, als ginge sie das wenig an.

„Jesus war eine Führungsperson. Jesus hatte einen ganz eigenwilligen und aus heutiger Sicht betrachtet unglaublich modernen Führungsstil. Er war nicht nur eine charismatische Persönlichkeit, sondern er hat sehr situationsgemäß und erstaunlich personenzentriert geführt.“ (Christian Jäger, Der Manager aus Nazareth, Bonifatius 2018, S. 11) Jäger beschreibt Jesus als den größten Evokator aller Zeiten, also als jemanden, der die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beruft, ihre Potentiale und Gestaltungskraft hervorruft. Jesus brauchte „werteorientierte, motivierte Mitarbeiter, um Visionen und Ziele entwickeln und erreichen zu können. Seine Botschaft vom Reich Gottes, seine unternehmerische Idee, den Menschen das Evangelium nahe zu bringen, verlangte nach innovativen Strategien.“ (ebd. S.34)

Dazu vertraute er auf die Delegation. „Geht hinaus in die ganze Welt!“ (Markus 16,15). Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind Bevollmächtigte mit Verantwortung. „Eine Führungsperson, die Aufgaben delegiert, muss loslassen können.“ (ebd. S. 42ff) Das

geht mit den drei Erfolgsfaktoren: Gegenseitiges Vertrauen, Transparenz und beidseitiges Feedback.

Also: Die von der Dienstgemeinschaft geforderte Aufgabenerfüllung geschieht in hoher Selbstverantwortung. Misstrauen, Angst vor Fehlern, umfassende Kontrolle passen nicht zu diesem Auftrag, auch nicht eine vorrangige finanzielle Orientierung. In der Caritas hat der Grundsatz zu gelten, dass gesunde Finanzen eine wichtige Grundlage zur Erfüllung der Aufgaben sind. Aber, das Geld folge bitte der Konzeption und nicht umgekehrt.

Damit die Dienst-Gemeinschaft als Kirche, als kirchliche Gemeinschaft erlebt wird, müssen alle dazu beitragen: In der Arbeit, in den Arbeitsbedingungen, im Gespräch, in der offenen Kommunikation, im Gebet, in Kunst und Musik, im Feiern, in der Schaffung von Identifikationsmöglichkeiten. Dazu sind Kreativität und Großzügigkeit gefragt. Es ist heute kaum zu erwarten, dass alle die gleiche Nähe und Bereitschaft für diese Form lebendigen kirchlichen Lebens in der Caritas mitbringen. Aber diese Gemeinschaft muss vorgelebt werden, sie muss Funken sprühen und ansteckend sein.

Vielleicht macht es dann auch mehr Freude und wird selbstverständlicher, sich als Mitglied der Kirche zu sehen.

Mein Vorschlag zum Schluss dieses Artikels: Gehen Sie pilgern. Am besten auf den Jakobswegen: vor ihrer Tür, irgendwo in Deutschland, Frankreich und natürlich Spanien. Pilgern Sie allein, um zu schauen, was mit Ihnen passiert. Pilgern Sie mit den von Ihnen betreuten Menschen. Es gibt dazu wunderbare Erfahrungen mit erfreulichen Wirkungen auf alle Beteiligten und auf Ihren Dienst oder Ihre Einrichtung (vertiefende Informationen www.in-bewegung-sein.eu). Ermöglichen Sie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Kolleginnen und Kollegen diese Pilgererfahrung. Wer pilgert, lebt die Kirche.

Norbert Dörnhoff war über drei Jahrzehnte Leiter und Geschäftsführer in der Caritas-Kinderheim Gesellschaft Rheine und 23 Jahre Mitglied des Vorstandes des BVKE e.V.. Hier leitete er verschiedene Fachausschüsse zu Grundsatzthemen des Verbandes und der erzieherischen Hilfen.

„VOM SCHÖNSTEN EDELSTEIN“ Abschiedsgabe für Emil Hartmann

Martin Lechner

Es ist mir nicht nur eine Ehre, sondern auch eine schöne Verpflichtung, Emil Hartmann, meinem langjährigen Weggefährten im Dienste der Salesianer Don Boscos, diesen Beitrag zu seinem Abschied aus dem beruflichen Wirken zu widmen. Viele Jahre haben wir innerhalb der salesianischen Dienstgemeinschaft als „angestellte Laien“ gearbeitet. Wir beide taten dies als Pioniere in leitender Funktion. Uns drängte das Anliegen einer Professionalisierung wie Profilierung der Kinder- und Jugendhilfe in Trägerschaft dieser Ordensgemeinschaft. Mehrmals durfte ich dienstlich bei Vorträgen wie auch privat im Rahmen meiner Habilitation an der Universität Bamberg in seinem Hause zu Gast sein. Als Dank will ich ihm ein besonderes „Zuckerl“ mit auf den Weg geben:

Gedanken von Prälat Dr. Lorenz Werthmann (1858 - 1921), dem Initiator und 1. Vorsitzenden des „Caritasverbandes für das katholische Deutschland“.

In seinem Vortrag vor der Versammlung der Caritas in Breslau am 16. Januar 1910 erläutert er das Wesen der Caritas. Seine Überlegungen im damaligen Kontext sind auch für heute unter den neuen Bedingungen sozialer Arbeit durchaus höchst inspirierend.

I. Von der Caritas als dem „schönen „Edelstein der Kirche“

Gleich zu Beginn seiner Rede bezeichnet Werthmann die Caritas als den „schönsten Edelstein, der in der Ehrenkrone unserer Mutter, der hl. Kirche, prangt“. Das ist nicht nur eine mutige Behauptung, damals wie heute. Aber sie ist theologisch stimmig! Werthmann be-gründet seine Überzeugung mit vier Argumenten:

1. *Religiös motivierte Nächstenliebe*: Die Caritas, so Werthmann ist „die aus religiösen Beweggründen um Gottes willen geübte

Nächstenliebe“. Als solche ist sie „höchstes Gebot Christi, das dem Gebot der Gottesliebe gleichgestellt ist“ und von Jesus selbst zum Kennzeichen der Jüngerschaft erklärt wurde. Anders gesagt: Caritas ist keine allein im Menschen und dessen Humanitätsbestreben angelegte Haltung und Praxis; Also solche hat sie wesentlich mit Gott und seiner Liebe zu uns zu tun. Caritas ist also Menschenliebe aus der Erfahrung heraus, von Gott geliebt zu sein.

2. Teil des staatlichen Wohlfahrtssystems: Werthmanns Rede steht bereits ganz im Zeichen der aufkommenden öffentlichen Wohlfahrtspflege und der damit verbundenen weltanschaulichen Trägervielfalt. Bemerkenswert ist, dass der Prälat nicht kirchenfixiert denkt, sondern wertschätzend die anderen Akteure im Wohlfahrtssystem wahrnimmt: die evangelische Diakonie (innere Mission), die interkonfessionellen Wohlfahrtsverbände, die Armenpflege der Kommunen, das Rote Kreuz, die Sozialämter u.a.. Werthmann beansprucht daher für die Caritas „kein Monopol, wohl aber fordert er für sie die Freiheit und das Recht, Gutes zu tun ohne Minderung und Schikane von anderer Seite. Und zugleich erklärt er sich zur „eifrigen und planmäßigen Mitwirkung“ im sozialen Hilfesystem bereit. In diese Kooperation – so Werthmann – könne die Caritas sich ohne Minderwertigkeitskomplexe begeben, sei sie doch überall bestrebt, „den Forderungen der Gegenwart zu entsprechen“ und „gewissenhaft“ sowie mit einer „Gediegenheit der Leistung“ in Fachlichkeit, Verwaltung und Wissenschaft zu überzeugen. Denn Caritas sei – so Werthmann – „nicht Betätigung eines dunklen Gefühls, nicht allein Übung eines warmfühlenden Herzens. Caritas ist Wissenschaft, Caritas ist Kunst.“

3. Ganzheitlichen Sorge: So sehr Werthmann einerseits die Wertschätzung der anderen Wohlfahrtsorganisationen und die Zusammenarbeit mit ihnen betont, so sehr besteht er andererseits auf der Notwendigkeit einer eigenen katholischen Wohlfahrtspflege. Denn Christen seien durch ein Gebot Christi zur Nächstenliebe verpflichtet – sowohl den „Glaubensgenossen“ (Gal 6, 10) gegenüber als auch allen Menschen in Not. Davon geleitet, verfolge die Caritas nicht nur soziale, sondern auch „sittlich-religiöse Ziele“. Sie wolle „nicht allein den

Hunger des Leibes mit Nahrung“, sondern auch „den Hunger der Seele (...) stillen“. „Die Seelenpflege ist die Seele der Armenpflege“ – so bringt Werthmann dieses ganzheitliche Helfen und Heilen auf den Punkt. Zugleich weist er mit allem Nachdruck den Vorwurf zurück, die Kirche wolle mit dieser Art ihrer Caritas „Proselytenmacherei und verwerfliche Seelenkäuferie“ betreiben. Solches sei „unwahr, gehässig und verleumderisch“.

4. Teil von Kirche und ihrer Mission: In seiner Rede lässt Werthmann abschließend keinen Zweifel über die kirchliche Identität der Caritas aufkommen: sie sei nämlich „Teilnahme am Erlösungswerk Christi, (und) an der Heiltätigkeit der Kirche.“ Dies erläutert er eindrucklich anhand der vier klassischen Wesensmerkmale von Kirche, den sog. „Notae ecclesiae“, wie wir sie aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis kennen: Einheit – Heiligkeit – Katholizität (= Universalität) – Apostolizität

- Heilig muss die Caritas sein in ihren Beweggründungen, in ihren Zielen und in ihrem praktischen Dienst an den Armen. Dieser ist nichts weniger als „Gottesdienst“. Besonders aber die Person des Notleidenden, der Christi Stelle vertritt, muss allen Mitarbeitern/-innen der Caritas als heilig gelten. Es geht Werthmann also um „Ganzheitlichkeit“ (althochdt. ‚hel‘; engl. ‚hole‘= ganz) und um „Ehrfurcht“ gegenüber den Notleidenden.
- Katholisch muss die Caritas sein, also „allgemein und umfassend“. Zum einen soll „keine Not und kein Bedürfnis (..) von ihrem mildtätigen Herzen ausgeschlossen sein“, und zum anderen muss die Tätigkeit der gesamten Caritas „alle Notleidenden umfassen“: vom Säugling bis zum Greis, vom Menschen mit körperlich oder geistiger Behinderung bis hin zum „Auswurf der Menschheit“ und zu jenen, „welche die Welt missbraucht, zerrieben und auf das Pflaster geworfen hat“. Das klingt doch sehr nach Papst Franziskus!
- Einig muss die Caritas sein, damit sie diese allumfassende Tätigkeit ausüben kann. Kein Einzelkämpfertum und keine verbindungslos nebeneinander agierenden Verbände, sondern eine „kraftvolle, umfassende Organisation“. Dies alles im

Interesse von gegenseitigem Erfahrungsaustausch, von Verteidigung der eigenen Position im Wohlfahrtssystem, der öffentlichen Darstellung ihrer Arbeit und der systematischen Dokumentation ihres Wirkens.

- Apostolisch muss die Caritas sein, d.h. sie muss „die Überzeugung von der allgemeinen Christenpflicht in allen Herzen aufflammen zu lassen“, um so Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen. Denn die Einrichtungen bräuchten „für ihre mannigfache Arbeit“ die nötigen „Herzen, Köpfe und Hände“ – so Werthmann. Dieser ihr Tun sei ein Aposteldienst nach Jesu Sendungswort nach der Fußwaschung: „Geht hin und tuet das Gleiche“. Dies ist der tiefste Sendungsgrund der Caritas.

II. Inspirationen für heute

Soweit die Gedanken von Lorenz Werthmann zum Profil der Caritas. Fragen wir uns nun in einem zweiten Schritt, welche Inspiration sich daraus heute für die Arbeit in einer Caritaseinrichtung ergibt? Sechs Anregungen will ich nennen:

- Erstens die Wertschätzung der anderen Träger sozialer Arbeit: Eine solche Haltung lehrt Demut und Respekt als Basis einer Zusammenarbeit. Caritasarbeit ist nicht besser als die anderer Träger, wohl aber spezifisch geformt durch den „Spirit“, aus dem sich eine spezifische – keine exklusive! – Kultur und Praxis von Einrichtungen der Caritas ergibt.
- Zweitens Notwendigkeit einer hohen Professionalität der Caritas: Deren soziale Dienste dürfen nicht hinter den anerkannten Qualitätsstandards und gesetzlichen Anforderungen zurückbleiben. Caritas ist fachliches Können, Kunst! Caritaseinrichtungen sollen Trendsetter sozialer Arbeit sein.
- Drittens die menschliche Dimension der Sozialarbeit, sprich die „Zuwendung des Herzens“: Diese droht unter marktökonomischen Zwängen und einem von Rechtsansprüchen regulierten Hilfesystem leicht unter die Räder zu kommen.

Caritas steht für ganzheitliches Helfen: für fachliche Kompetenz und für menschliche Nähe, also für „Handeln mit Herz“.

- Viertens die Caritas als ein unverzichtbarer Akteur kirchlicher Sendung: Eine Tätigkeit in einer Caritaseinrichtung ist kein Vorfeld des „Eigentlichen“ (sprich: Liturgie, Katechese), sondern sie ist „das Eigentliche“ von Kirche: nämlich „Gottes-Dienst“ – Dienst im Auftrag Gottes, Verbreitung seiner Liebe mittels soziale Arbeit. Und sie ist zugleich „Christusbegegnung“, der in der Person des Klienten auf uns wartet!

- Fünftens die „Geschäftsinteresselosigkeit“ der Caritas: Auch heute muss betont werden, dass die Caritas keine anderen Zwecke verfolgt als die der Linderung und Beseitigung der Not. Sie ist kein „trojanisches Pferd“ zur Gewinnung von Kirchenmitgliedern. Genau diesen Aspekt hat übrigens auch Papst Benedikt XVI. in seiner Antrittsenzyklika „Deus Caritas est“ von höchster lehramtlicher Warte aus eingeschärft (DCE 21).

- Sechstens die Mitarbeiter/-innen der Caritas: Jenseits aller Problematik der arbeitsrechtlichen Dienstobliegenheiten in der Grundordnung des kirchlichen Dienstes kann man doch grundsätzlich sagen, dass die Caritas im Interesse Ihres Wirkens auf Mitarbeiter/-innen angewiesen ist, die sich von der Liebe, die Gott ist, berühren lassen und von daher ihren Dienst fachlich kompetent wie liebevoll – empathisch, menschlich – ausüben. Fachliche Bildung im Verbund mit Herzensbildung, das sollte ihre Kompetenz sein.

Ich komme zum Schluss:

Martin Kämpchen, ein aus dem Rheinland gebürtiger Literatur- und Religionswissenschaftler, der als Autor, Übersetzer und Entwicklungshelfer seit über 40 Jahren in einem indischen Dorf unter der einfachen Bevölkerung lebt, antwortet in seinem gerade erschienenen Buch: „Mein Leben in Indien (Patmos 2022) die ihm häufig gestellte Frage nach dem „unterscheidend Christlichen“ mit dem schlichten Satz: „Die tätige Nächsten-

liebe.“ Die Gleichstellung von Gottesliebe und Menschenliebe finde sich nicht im Hinduismus und anderen Religionen. Und „dass Menschenliebe gleichzeitig Liebe zu Gott ist“, sei „einzigartig und eines der uneinholbaren Geheimnisse des christlichen Glaubens.“ (Vgl. CIG (/22, S. 4).

Mit Kämpchen könnte man die Frage nach dem Besonderen des Christentums auch beantworten mit: „Die Caritas“.

Ich lade Sie ein, diesen hohen theologischen wie kirchlichen Stellenwert der Caritas und damit den ihrer Tätigkeit in Rheine zu bedenken, zu verinnerlichen und zu verwirklichen. Caritas ist wahrlich der „schönste Edelstein“, den die Kirche zu bieten hat.

Benediktbeuern, 11.04.2022
Prof. Dr. Martin Lechner

Der Kurs wird auf der Brücke bestimmt. Das Delegationsprinzip als pädagogische Grundlage und ein kleiner Schnelltest für Führungsverantwortliche

Jürgen Mall

Unabhängig davon, welche Führungspersönlichkeit Sie sind und welchen Führungsstil Sie pflegen gilt: Sie prägen als Einrichtungsleitung wesentlich die Geschichte Ihrer Einrichtung. Sie machen es auf Ihre Art und Sie wenden Techniken und Werkzeuge an, die sich für Sie bewährt haben – sonst wären Sie ja nicht Einrichtungsleitung...

Im Führungshandwerk gibt es allerdings Dinge, die unabhängig von der Geschichte und der Kultur einer Einrichtung, gut oder weniger gut funktionieren. Wie es in der Pädagogik oft der Fall ist, geht es um ein Regelwerk und die Akzeptanz dieses Regelwerkes auf allen Ebenen. Ein Regelwerk ohne Akzeptanz ist nichts wert, ebenso ein Regelwerk, das keine Konsequenzen kennt und noch schlimmer, ein System, das nicht imstande ist, diese Konsequenzen bei entsprechender Regelverletzung auch umzusetzen.

„Die Hauptaufgabe von Führung besteht darin, gute Mitarbeitende zu haben“ Diese Aussage hört man oft, wenn man sich theoretisch mit dem Thema Führung auseinandersetzt. Er klingt so eindeutig und erscheint logisch und schlüssig, doch in der Praxis erweist sich – wie so oft – die Sache in der Umsetzung etwas komplizierter. Woran erkennt man „gute“ Mitarbeitende und wie fördert man als Einrichtungsleitung die Talente und Kompetenzen dieser Mitarbeitenden? Dieser kurze Aufsatz beschäftigt sich lediglich mit der „Spielfeldbegrenzung“ oder genauer mit der Beschreibung des Spielfeldes und der darauf geltenden Regeln im Umgang aller Beteiligten untereinander. Um es gleich vorwegzunehmen: Es wird davon ausgegangen, dass alle Beteiligten gerne und mit Motivation auf

diesem Spielfeld stehen, in unserem Beispiel, eine Einrichtung mit pädagogischen Zielsetzungen.

In den vielfältigen Theorien, aber auch in der Praxis der Mitarbeiterführung hat sich gezeigt, dass Mitarbeitende vor allem durch das Übertragen von Verantwortung in ihrem Handeln motiviert und gefördert werden können. Nochmal ganz deutlich gesprochen: Die Akteure auf dem Feld haben das Wissen, verfügen über die entsprechenden Werkzeuge (Ausbildung) und haben Lust auf den Job. Das ist kein Idealbild, sondern in der Realität oft am Anfang der Fall, doch dann machen Mitarbeitende in den Einrichtungen manchmal Erfahrungen, die sie demotivieren und ihnen die Lust an der Arbeit nehmen. Das liegt in den allermeisten Fällen nicht am Klientel, deren Originalität und Besonderheit im Verhalten, sondern am Mangel an klaren Zuständigkeiten und Verantwortlichkeit. Im Folgenden werden daher die Grundlagen (Prinzipien und Grundverständnis) und Regeln des Delegationsprinzips aufgezeigt. Bestenfalls führt die Anwendung im Alltag zu einem reibungsarm funktionierenden System, in dem die Mitarbeitenden ihre Fähigkeiten voll einbringen, ihr Herzblut in das professionelle, pädagogische Handeln einfließen lassen können und am Ende vor allem eine Partei zufrieden ist: Die Jugendlichen in Ihrer Einrichtung – um die geht es nämlich.

„Geben sie Ihren Mitarbeitenden Aufgaben, bei denen sie ihre Fähigkeiten voll ausschöpfen müssen. Geben sie Ihnen alle notwendigen Informationen und Werkzeuge. Erklären sie Ihnen klipp und klar was es zu erreichen gilt und dann: Lassen Sie sie in Ruhe...“

In diesem Zitat, frei nach Waterman, dem Begründer der modernen Managementlehre, findet sich die Essenz zu vielen Theorien hinsichtlich der Möglichkeiten zur Gestaltung von Rahmenbedingungen, damit Mitarbeitende gute pädagogische Arbeit leisten können. Für Sie als Einrichtungsleitung bedeutet das allerdings, dass Sie diesen Teil Ihres Jobs, so gut und so genau wie möglich erledigen und wer jemals ein Fußballturnier vorbereitet hat (der Verfasser dieses Aufsatzes hat dies als Mitarbeiter einer großen Jugendhilfeeinrichtung über Jahre

hinweg getan), der weiß, wie wichtig es ist, ein exakt gekennzeichnetes Spielfeld zu haben.

Sie sind die Einrichtungsleitung und Sie haben von außen betrachtet die Verantwortung für die gesamte Einrichtung, Sie sind ja schließlich die Chefin oder der Chef. Selbstverständlich ist niemand in der Lage dieser Verantwortung in einer Person gerecht zu werden, denn das würde ja bedeuten, dass Sie zu jeder Zeit und an jedem Ort präsent wären, denn nur so könnten Sie vor Ort versuchen dafür zu sorgen, dass Ihre Leitbildwerte gelebt, die Ziele im Blick bleiben und erreicht werden und alle MA den Aufgabenbereich ausfüllen, der ihren Fähigkeiten entspricht. Selbst mit dieser utopischen Omnipotenz hätten Sie keine Garantie für all das. Es bleibt daher die einfache Frage für Sie: Wie stelle ich als Leitung sicher, dass auf allen Ebenen und in allen Bereichen, insbesondere sei hier explizit der operative Bereich genannt, alle Dienstleistungen 1:1 im Prinzip Mensch zu Mensch erbracht werden und in welchem die tatsächliche Qualität der pädagogischen Handlungen leicht zu beurteilen und zu bewerten ist.

Um eine hochwertige pädagogische Dienstleistung sicherzustellen, brauchen Sie Ihre Mitarbeitenden – und zwar alle - egal auf welchen Ebenen und egal auf welcher Position. In diesem Verständnis verhält es sich in Ihrer Einrichtung wie mit einem lebenden Organismus: Egal an welcher Stelle eine Unter- oder Falschfunktion auftritt, wirken sich diese früher oder später negativ auf den gesamten Organismus aus. Je wichtiger die einzelnen Organe zur Erhaltung der Existenz sind, umso größer sollte die Aufmerksamkeit sein, mit der wir uns mit ihnen beschäftigen. „Mit einem Bein lässt sich die Welt immer noch erkunden, mit einem Fehler in der Schaltzentrale, beispielsweise dem Gehirn oder einer Schwäche des zentralen Versorgungsorgans, nämlich dem Herzen, wird diese Aufgabe unlösbar. Wir bleiben also organisch gesehen in der Schaltzentrale, welche alle notwendigen Impulse an die weiteren lebenserhaltenden Systeme schickt, so dass die Körperteile mit allem versorgt werden was sie brauchen: Energie, Informationen und Anreize. Die Körperteile ihrerseits melden Informationen an die Schaltzentrale, also das Gehirn zurück, damit dieses die

Informationen entsprechend dem „Arbeitsauftrag“ weiter verarbeitet und sich auf dieser Grundlage (Erfahrungen) weiterentwickelt. Stark vereinfacht könnte man sagen, dass die entscheidenden Impulse für die Bewegung immer aus der Schaltzentrale kommen oder noch einfacher: Das Gehirn läuft nicht – womit wir bei einem unserer Führungsgrundsätze angelangt wären nämlich:

„Wer führt, führt nicht durch!“

Ihre Hauptaufgabe als Einrichtungsleitung ist, sich selbst zu führen und in den direkten Schnittstellen, z.B. bei der Erziehungsleitung und der Erziehungsplanung, gute Mitarbeitende zu haben. Um dies zu erreichen empfiehlt sich dringend die Orientierung an dem nun folgenden Delegationsverständnis.

Wenn wir über Verantwortung reden, dann meinen wir in unserem Verständnis immer die ganze Verantwortung für einen Bereich oder eine Sache. Delegiert wird also Verantwortung und nicht die Erledigung einzelner Aufgaben. Wenn Sie einem Gärtner die Pflege eines Gartens anvertrauen, dann kümmert dieser sich um den gesamten Garten, er erledigt alle Aufgaben im Zusammenhang mit der Pflege des Gartens, weil er es kann (Wissen und Können) und weil wir davon ausgehen, dass der Gärtner diesen Beruf aus einer eigenen und bewussten Motivation ergriffen hat (Wollen).

Sie können sich also ganz beruhigt zurücklehnen und das Ergebnis seiner Arbeit genießen, vorausgesetzt Sie haben den richtigen Gärtner ausgewählt und diesem gegenüber klar und deutlich kommuniziert, wie das Ergebnis aussehen soll (Ziel) und sichergestellt, dass der Gärtner das auch verstanden hat (Kontrolle). Mehr müssen Sie im Grunde nicht tun. Es sei denn es juckt Ihnen in den Fingern und Sie würden auch gerne einmal die Hecken zurückschneiden und den Rasen mähen, oder Sie sind mit einzelnen Ergebnissen nicht zufrieden und würden diese Bereiche doch lieber selber bearbeiten. Das können Sie gerne machen, doch dann greifen Sie in den Delegationsbereich ein, den Sie selber geschaffen haben, Sie übergeben

Verantwortung, um dann doch selber im Geschehen mitzuwirken. Abgesehen davon, dass das dem Gärtner aus gutem Grunde höchstwahrscheinlich nicht gefallen wird, greifen Sie in Bereiche ein, in denen Sie schlicht und ergreifend nichts mehr verloren haben. Wir kennen die Versuchungen, diesen zu widerstehen und die eigentliche Führungsarbeit zu leisten - das zur Verfügung stellen aller notwendigen Informationen und Werkzeuge nämlich – ist sicherlich manchmal nicht ganz einfach, wird aber unsererseits in diesem Delegationsverständnis von Ihnen als Einrichtungsleitung erwartet.

An dieser Stelle können Sie gerne einmal eine kleine Selbstprüfung vornehmen und folgende Fragen beantworten:

- Schauen Sie sich Ihre Stellenbeschreibung genau an, haben Sie persönlich alle Voraussetzungen um fachlich dieser Stelle gerecht zu werden oder fehlen Ihnen Fähigkeiten, Zuständigkeiten oder gar Machtbefugnisse?

- Betrachten Sie die Stellenbeschreibungen aller Personen mit denen Sie es in den nächsten, direkten Schnittstellen zu tun haben, diese Personen obliegen Ihrem Verantwortungsbereich, Sie können jegliche Verantwortung an diese Personen delegieren, ausgenommen die Verantwortung für die Auswahl und „Pflege“ dieser Mitarbeitenden, also die direkte Personalverantwortung, welche sich beispielsweise in der Wahrnehmung von turnusmäßigen MA-Gesprächen und permanenter Feedback-Bereitschaft zeigt.

Nun zum konkreten Regelwerk.

Prinzipien, Regeln und Ausnahmen:

Das Grundprinzip von Delegation wurde oben bereits erläutert: Delegiert wird die Verantwortung für einen Aufgabenbereich und nicht nur einzelne Aufgaben. So stellen Sie sicher, dass Mitarbeitende gefördert und gefordert werden, denn die übertragene Verantwortung regt im Idealfall zur Weiterentwicklung an. Werden Mitarbeitende ihrer Verant-

wortung dann gerecht, fühlen sie sich bestätigt und ihre Motivation wird bestärkt.

Dieser wünschenswerte Effekt tritt bei den Mitarbeitenden Ihrer Einrichtung jedoch nur ein, wenn von allen Seiten das entsprechende Regelwerk eingehalten wird. Hier gibt es im Alltag Versuchungen aller Art und auf allen Ebenen das Regelwerk auszuhebeln und außer Kraft zu setzen. Warum das so ist und wer genau aufpassen muss, um nicht in Versuchung zu geraten, wird nun beschreiben:

Regel Nr.1:

Die Delegationsbereiche und Hierarchieebenen müssen im jeweiligen Organigramm optisch erkennbar sein. Selbst wenn Sie in Ihrer Einrichtung nur drei Hierarchieebenen haben, was in kleineren Einrichtungen oftmals der Fall ist, sind diese eindeutig als solche zu kennzeichnen. In der Darstellung der empfohlenen Delegationsregeln eignet sich am besten ein einfaches Stab-Linienmodell.

In vielen dieser Darstellungen erkennt man bis zu 4 Delegationsebenen, in denen die Verantwortung für die darin zu erledigenden Aufgaben liegt (Heimleitung – Pädagogische Leitung – Bereichsleitung – Gruppenleitung oder so ähnlich). Die Aufgaben und die dazugehörenden Kompetenzen sind in den jeweiligen Stellenbeschreibungen aufgezählt.

Die in einem entsprechenden Stab-Linienmodell gekennzeichneten Delegationsbereiche ermöglichen auf einen Blick die Orientierung, wer in welchem Fachbereich, nicht nur kompetent im Sinne von fachkompetent ist, sondern auch, wer als Ansprechpartner und Entscheidungsträger zuständig ist.

Fragen zu Regel Nr. 1 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Verfügen Sie in Ihrer Einrichtung über ein aktuelles Organigramm aus dem die Verantwortungsbereiche und die darin kompetenten (im Sinne von zuständig und fähig)

Verantwortlichen für alle Beteiligten sichtbar sind? Idealerweise sind hier auch die Stellvertretungen ersichtlich, denn Sie wollen möglicherweise ja vermeiden, dass die Verantwortung beispielsweise im Krankheitsfall nicht automatisch in die nächste übergeordnete Ebene wandert, was das im schlimmsten Falle bedeutet ist Ihnen klar – am Ende liegt alles wieder bei Ihnen auf dem Tisch.

- Verfügen die Verantwortlichen im Delegationsbereich über das notwendige Wissen, Können und Wollen, bzw. haben Sie als Leitung dafür gesorgt, dass die richtigen Personen auf den jeweiligen Positionen sind?

- Wie denken Sie persönlich über jede Führungskraft in den Delegationsbereichen? Sind Sie womöglich froh darüber, dass überhaupt jemand den Job übernimmt? Halten sie einzelne Mitarbeitende für mehr oder weniger geeignet, oder haben sie bei bestimmten Mitarbeitenden bereits die Hoffnung aufgegeben? Hier eine weitere Einladung zur kritischen und somit mutigen Selbsthinterfragung, es genügt nämlich nicht im Organigramm nur entsprechende Namen stehen zu haben. Damit Sie sich um Ihren eigentlichen Job als Einrichtungsleitung kümmern können, müssen Sie sicherstellen, dass die „richtigen Mitarbeitenden“ von Ihnen selbst auf die entsprechenden Positionen gesetzt werden.

Regel Nr. 2:

Informationspflicht der Delegationsbereiche untereinander über die Schnittstellen, hier im Besonderen die Informationspflicht von oben nach unten:

Es besteht für Sie als Einrichtungsleitung eine Informationspflicht hinsichtlich aller, für die nächste Ebene relevanten, also zur Ausübung der Tätigkeit und zur Übernahme der Verantwortung, notwendigen Informationen. An dieser Stelle zeigt sich Ihre persönliche Definitionsmacht bezüglich der „relevanten“ Informationen. Im Alltag erkennen Sie sehr schnell, was relevant und was nicht relevant war und ist, nämlich dann, wenn im System Fehler auftauchen, die auf die Nichtexistenz

der Information zurückzuführen ist. Umgekehrt erkennen Sie Reibungsverluste im System dadurch, dass Informationen kursieren und diskutiert werden, die zur Wahrnehmung der Aufgaben im Verantwortungsbereich nicht notwendig gewesen wären und sind. Kurz gesagt: Manche Informationen behalten Sie besser für sich, denn Sie kennen die Wirkung auf Ihre Mitarbeitenden (bzw. glauben diese zu kennen aus den bisher gemachten Erfahrungen). Hierzu fallen Ihnen bestimmt einige Beispiele ein.

Bei der Regel Nr. 2 zum Delegationsverständnis geht es nicht nur um die sachliche und klare Beschreibung des „Spielfeldes“ für die Schnittstellenpositionen, also der Benennung eines fachlichen Anforderungsprofils, von Stundendeputaten, prozentualen Anteilen von bestimmten Funktionen, Urlaubsregelungen, Bezahlung etc., sondern vielmehr auch darum, dass Sie als Leitung sicherstellen, dass Ihre Erwartungen, Wünsche und Ziele in der Zusammenarbeit klar definiert sind. Hierbei spielen mathematische Größen eher eine untergeordnete Rolle, jedoch definieren Sie klar den Qualitätsanspruch hinsichtlich der direkten Zusammenarbeit im menschlichen Miteinander.

Fragen zu Regel Nr. 2 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Verfügen die Mitarbeitenden in Bereich Ihrer Schnittstellen, also Pädagogische Leitung, Bereichsleitungen, Verwaltungsleitung etc., über alle notwendigen Informationen, damit diese ihren Job gut erledigen können? Es geht hier nicht um fachspezifisches Wissen, das die Mitarbeitenden in den Verantwortungsbereichen als Fachleute mitbringen müssen, sondern um die allgemeinen und aktuellen Informationen, die Sie als Leitung dafür zur Verfügung stellen müssen.

Bedenken Sie: Viele Mitarbeitende kommen aus einer Tradition des „Besser nicht Nachfragens“, dadurch bleiben Informationslücken offen, Dinge unklar und Fehler im Ablauf sind vorprogrammiert.

- Inwieweit gehen Sie als Leitung davon aus, dass Dinge und Abläufe bekannt sind? „Das wissen die doch...“ bzw. „Das müssen die doch wissen...“ sind Sätze die man nicht selten von Einrichtungsleitungen hört. Bei der Analyse der Prozesse stellt sich dann aber heraus, dass die Informationen zwar irgendwo stehen, oder in den Tiefen des QM- Systems versteckt liegen, die Betroffenen aber keinen Zugriff darauf haben, oder schlicht und ergreifend keine Kenntnis davon. Das ist eine gefährliche Situation für Sie, denn Sie müssen auf die Frage: „Wissen die das?“ gelassen und mit vollster Überzeugung antworten können: „Ja, die wissen das!“

- Gibt es Informationen die Sie als Leitung bewusst vor Ihren nächsten Mitarbeitenden zurückhalten, weil sie annehmen, dass diese damit nicht, bzw. auf eine Art und Weise umgehen, die Ihnen nicht gefällt? Was lässt Sie so etwas ggf. vermuten, welche persönlichen Annahmen stecken hier dahinter?

Regel Nr. 3:

Informationspflicht der Delegationsbereiche untereinander, hier im Besonderen die Informationspflicht von „unten nach oben“:

Wie bereits beschrieben, gilt der Führungsgrundsatz: „Wer führt, führt nicht durch“. Selbstverständlich müssen Sie als Leitung darüber informiert sein, was in Ihrer Einrichtung läuft. Niemand hat etwas dagegen, wenn Sie in den einzelnen Bereichen Ihrer Einrichtung hin und wieder präsent sind, Jubiläen und besondere Anlässe mitgestalten und für alle MA ein freundliches Wort erübrigen. Diese Anlässe sollten jedoch nicht der Grund für Informationsbeschaffung und schon gar nicht für die Kontrolle der Dienstleistungsqualität sein. Die für Sie relevanten Informationen hierzu erhalten Sie verlässlich, zu fest vereinbarten Terminen (jour fix) von den Personen in den direkten Schnittstellen, also z.B. Ihrer pädagogischen Leitung, denn das gehört zu den elementaren Aufgaben in deren Verantwortungsbereich. Da Sie diesen Anspruch bereits klar und deutlich formuliert haben (Regel Nr. 2) und die richtige Person für diesen Posten ausgewählt haben (Wissen-Können-Wollen), können Sie sich ganz entspannt Ihren vielfältigen

sonstigen Aufgaben widmen, denn Sie haben die Sicherheit, dass die für Sie relevanten Informationen „von unten“ verlässlich den Weg zu Ihnen finden.

Ganz konkret bedeutet dies: Sie sind informationsmäßig immer auf dem aktuellen Stand hinsichtlich Belegung, Krankenstand, Ausfällen, Fehlzeiten, pädagogischer Qualität, Zufriedenheit der Jugendlichen und der Jugendämter, teamdynamischer Situation in allen Teams und Bereichen und natürlich über die Zahlen, das heißt über die finanzielle Situation ihrer Einrichtung. Der Idealfall also ist: Sie werden unaufgefordert mit den Informationen gefüttert, die Sie brauchen. Informationen, die sie nicht brauchen, weil sie für Sie nicht relevant sind, bleiben dort, wo sie hingehören – ein himmlischer Zustand könnte man sagen.

Metaphorisch gesprochen, stehen Sie auf der Brücke des Schiffes und haben alle Informationen die sie brauchen, um die richtigen Anweisungen geben zu können, damit das Schiff verlässlich und sicher sein Ziel erreicht. Wenn Sie wollen, dürfen Sie natürlich auch einmal ans Steuer, dann aber bitte nur in Absprache mit dem Steuermann (siehe Regel: Verbot des Durchregierens).

Fragen zu Regel Nr. 3 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Haben Sie als Leitung für Ihre direkten Mitarbeitenden eine entsprechende „Meldepflicht“ eingeführt und funktioniert diese Art der Informationsweitergabe von unten nach oben. Kommen also wirklich alle für Sie wichtigen Informationen an oder fühlen Sie sich unterversorgt?
- Wissen Ihre Mitarbeitenden explizit welche Art von Informationen Sie benötigen, gibt es dazu eine Checkliste, die bei jedem Termin abgearbeitet wird, oder entscheidet bei Besprechungsterminen die Erziehungsleitung beispielsweise darüber, was sie für wichtig und relevant erachtet und was nicht?
- Kommen Sie eher aus einer Haltung von: „Ich bekomme früher oder später sowieso alles mit“ oder aus: „Ich muss jederzeit über alles Bescheid wissen“ Prüfen Sie hier selbstkritisch, wie Ihr

Wahrnehmungsfilter arbeitet, besonders bezogen auf Dinge, die Sie lieber nicht wissen wollen. Z.B. was über Sie als Person erzählt wird, oder was man über Sie als Führungskraft sagt.

Regel Nr. 4:

Verbot der Rückdelegation

„Delegiert ist delegiert!“ Aufgaben, die im Verantwortungsbereich der Mitarbeitenden liegen, können von denen nicht nach dem Motto „Ich schaffe es doch nicht ganz, mach Du den Rest“ zurückdelegiert werden.

Führungskräfte sind hier im Besonderen angehalten, mit dem betreffenden Mitarbeitenden eine Analyse der Hinderungsgründe für die volle Verantwortungsübernahme (Wissen, Können, Wollen) vorzunehmen und dann in der Führungsverantwortung diese Bereiche zu fördern und die Leistungserbringung vom Mitarbeitenden zu fordern.

Es ist ein weitverbreiteter Führungsfehler, teilweise mit wohlwollenden Absichten, Aufgaben die Mitarbeitende in ihrem Delegationsbereich nicht, oder nur unzureichend erledigen, selbst zu erledigen, damit diese eben getan sind und der Mitarbeitende dadurch etwas Entlastung erfährt. Das Gegenteil ist der Fall: Der Mitarbeitende wird nicht entlastet, er wird von seiner Verantwortung befreit und kann so nie lernen, den Delegationsbereich in eigener Verantwortung auszufüllen, also an der Verantwortung zu wachsen und sich zu entwickeln. Diesen Führungsfehler finden wir auf allen Delegationsebenen in Einrichtungen bis hin zur operativen Ebene, wo einzelne Mitarbeitende die Arbeit von anderen übernehmen, damit diese getan ist, statt darauf zu bestehen, dass diese lernen die ihnen übertragenen Aufgaben zufriedenstellend zu erledigen. Ein „Klassiker“ auf der Ebene der Gruppenleitungen. Auf den ersten Blick scheint es einfacher, auf Dauer aber führt dies zu Demotivation und Frustration.

Nochmals zurück zu dem von Ihnen ausgesuchten Gärtner für Ihren Garten: Er ist fachlich sehr gut, seine Arbeitsergebnisse sind mehr als ansehnlich, doch eine im Arbeitsauftrag vereinbarte Leistung, nämlich der finale Rückschnitt der Hecken

wurde von ihm nicht erbracht. Auf Nachfrage führt er Zeitdruck und Personalmangel für die Nichterbringung der Leistung an. Sie haben natürlich vollstes Verständnis dafür, denn das kennen Sie ja bestens aus Ihrer Einrichtung. Jetzt haben Sie zwei Möglichkeiten: Sie greifen selbstlos und mit empathischen Verständnis für den Gärtner selbst zur Heckenschere, ist ja kein Ding und Sie können das ja auch noch nebenher erledigen, oder Sie fordern, ungeachtet der ins Feld geführten Gründe, die Leistung ein.

Ein weiterer, noch schwerwiegenderer Fall von unzulässiger Rückdelegation ist gegeben, wenn die Übernahme von „fremden“ Aufgaben, in der Motivation der eigenen Annahmestätigung geschieht. Klingt erstmal kompliziert, ist aber ganz einfach: Ihre Annahme ist, dass Ihr Mitarbeitender eine bestimmte Aufgabe, die in seinem Verantwortungsbereich liegt nicht fristgerecht erledigen kann, also machen Sie es selbst, um sicherzustellen, dass es erledigt ist. Das worst case Szenario stellt sich dann so dar, dass Sie den Mitarbeitenden darüber gar nicht informieren (Motto und Annahme: „Der wird froh sein, dass ich das für ihn erledigt habe..“) Im schlimmsten Fall ist der Mitarbeitende nämlich gar nicht erfreut darüber, dass Sie ungefragt in seinem Verantwortungsbereich „herum-pfuschen“ und wenn Sie richtig Pech haben, war die Erledigung der Aufgabe von diesem geplant, auf den letzten Drücker zwar, aber es wäre gemacht worden. Jetzt stellt der Mitarbeitende fest, dass Sie es bereits erledigt haben, warum auch immer und mit welcher Absicht auch immer. Sie erkennen unschwer ein hohes Konfliktpotential im Falle eines solchen Handelns durch Sie.

Fragen zu Regel Nr. 4 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflexion für Sie:

- Wo und auf welchen Ebenen erkennen Sie in Ihrer Einrichtung das Phänomen von versuchter und angenommener Rückdelegation? Beginnen Sie bei sich selbst und Ihren direkten Schnittstellen. Welche Gründe - in der Regel sind das zunächst nachvollziehbare Gründe - werden hierbei benannt, um das Umgehen des Verbotes der Rückdelegation zu rechtfertigen?

- Wo erkennen Sie bei sich selbst die Versuchung, ungefragt in fremde Delegationsbereiche einzugreifen?

- Wo zweifeln Sie an der Möglichkeit, dass Mitarbeitende von Ihnen wirklich die volle Verantwortung für Ihren Delegationsbereich übernehmen können? Woran liegt das? Liegt es am nicht Wissen, am nicht Können, oder am nicht Wollen, ist es die Erfahrung die Sie bereits mit dem Mitarbeitenden gemacht haben, oder sind es private Hinderungsgründe?

- Welche selbstrechtfertigenden Gründe führen Sie persönlich an, um das Umgehen des Verbotes der Rückdelegation in Ihrer Einrichtung zu dulden? Wie passt das zu Ihren Leitbildwerten, wo handelt es sich um Annahmen, statt um Fakten?

Regel Nr. 5:

Verbot des Durchregierens

Zum Verbot des Durchregierens lässt sich aus der Managementlehre zusammenfassen: Vorgesetzten ist es untersagt, an den Verantwortlichen in den Delegationsbereichen vorbei, direkt mit Mitarbeitenden in deren Verantwortungsbereichen oder darunter arbeits- und/oder ablaufrelevante Interventionen vorzunehmen.

Die Folge ist eine fatale Schwächung der Vorgesetztenfunktion im Delegationsbereich und ein Vertrauensverlust in die Organisationsstruktur.

Dass klingt zunächst ganz einleuchtend, hat aber in der Praxis zwei ganz entscheidende Haken für Sie als Einrichtungsleitung: Erster Haken: Viele Mitarbeitende erwarten von Ihnen als Chefin oder Chef, dass Sie Ihre Machtposition auch im Alltag zeigen. Man könnte annehmen, dass diese Erwartung aus der Erfahrung der Mitarbeitenden gespeist wird, dass es gut ist, wenn ein Machtwort gesprochen wird, denn spätestens dann läuft es wieder. Dieses Phänomen lässt sich im Alltag auch

beobachten, es ist aber nicht von Dauer und somit nicht nachhaltig. Es kann sogar noch schlimmer kommen.

Ein Beispiel hierzu: Sie sind zufällig auf der Gruppe XY und stellen einen Mitarbeitenden dieser Gruppe zur Rede der zu spät zum Dienst erscheint. Das scheint Ihr gutes Recht zu sein und Sie erhalten dafür von manchen Ihrer Mitarbeitenden auch Zustimmung (von denen nämlich, die über das Zuspätkommen schon lange genervt sind), denn das musste dem zu Zuspätkommenden mal „von oben“ gesagt werden. Der große Nachteil dabei ist, dass Sie die Position der Gruppenleitung ganz entscheidend schwächen, denn die Thematisierung von Fehlverhalten – hier Zuspätkommen – liegt im Delegationsbereich und somit im Verantwortungsbereich der Gruppenleitung. Auch hier besteht die Gefahr, dass die Gruppenleitung Ihr „Durchregieren“ als unzulässigen Eingriff in ihren Verantwortungsbereich wahrnimmt, was es de facto auch ist. Sie schwächen also die Position der Gruppenleitung UND Ihre Position als Leitung, durch dieses unprofessionelle Verhalten (Umgangssprachlich sprechen wir hier von „sich selbst in das Knie schießen...“).

Zweiter Haken: Gefahr im Verzug! Im Polizeirecht gibt es den Begriff von Gefahr im Verzug. Diese Situation legitimiert Beamte zu Handlungen außerhalb des rechtlichen Rahmens, wenn ein höheres Gut dadurch bedroht ist. Beispielsweise ist es Polizeibeamten nicht erlaubt ohne Einwilligung des Besitzers oder Mieters eine Wohnung zu betreten. Die Ausnahme ist dann gegeben, wenn zu Erhaltung eines höheren Gutes, also beispielsweise die körperliche Unversehrtheit in Fällen von häuslicher Gewalt, das Eindringen in die Wohnung notwendig wird, um eine Körperverletzung zu beenden, oder noch Schlimmeres zu verhindern.

Wenn Sie nicht eingreifen, wer dann? Machen wir es an der Stelle ganz kurz: Solange es nicht um Leben und Tod geht, auf keinen Fall Sie, sondern der verantwortliche Mitarbeitende im Delegationsbereich. Sie informieren lediglich umgehend und zeitnah, sachlich über den „Tatbestand“ und überlassen dann beispielsweise der Gruppenleitung die weiteren Schritte.

Der zweite Haken hat übrigens einen Namen, er nennt sich „Letztverantwortung“, aber dazu mehr im nächsten Punkt des Regelwerkes zum Delegationsverständnis. Zunächst die Fragen zur Eigenanalyse für Sie.

Fragen zu Regel Nr. 5 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Wo erkennen Sie in Ihrer Einrichtung das Phänomen des „Durchregierens“, beginnen Sie wie immer bei sich selbst.
- Welche Argumentationen und welche Rechtfertigungen werden dabei benutzt, um das Durchregieren zu legitimieren. In welchen Fällen handelt es sich schlicht um Unwissen, wo um vorsätzliches Handeln wider der Regel?
- An welchen Stellen geschieht das Durchregieren, weil der Delegationsbereich von einer nicht kompetenten Person vertreten wird. Dies wäre der Fall, wenn für alle Beteiligten offensichtlich ist, dass der oder die Stelleninhaberin nicht in der Lage ist, entsprechend zu handeln und aus dem Grund die Intervention „selbstverständlich“ von oben kommt. Das ist ein heikles Thema, aber im Alltag der Einrichtungen leider anzutreffen. Personen sitzen auf Positionen, denen sie nicht gerecht werden: „Der Bock wurde von irgendjemandem (hoffentlich nicht von Ihnen) zum Gärtner gemacht“.

Regel Nr. 6 Es gibt keine „Letztverantwortung“

Es ist eine sich immer wiederholende Erfahrung in vielen Führungskräfte trainings und es ist dem Verfasser durchaus bewusst, dass die nun folgende Regel im Delegationsverständnis Widerstände auslöst. Zäumen wir das Pferd daher am besten von hinten auf: Egal was in Ihrer Einrichtung passiert, Sie sind „letztlich“ dafür verantwortlich, denn Sie sind ja die Leitung. Wenn das Schiff sinkt, hat der Kapitän Fehler gemacht, daher ist er auch der Letzte, der das Schiff verlassen darf (so er noch kann). Diese Form der Verantwortungszuweisung kennen wir auch aus vielen anderen Systemen. Der Trainer wird gefeuert, wenn die Mannschaft

einen schlechten Tabellenplatz belegt, die Ministerin muss gehen, wenn es einen Skandal in der Truppe gibt (um am nächsten Tag in einem anderen Ressort Ministerin zu sein...) der Konzernchef wird entlassen, wenn es Unregelmäßigkeiten und Betrugereien gab (außer bei VW und der Deutschen Bahn). Zum Teil werden Führungskräfte gedrängt ihren Hut zu nehmen, oder sie übernehmen von sich aus die Verantwortung für die Fehler und Vergehen anderer. Um es an dieser Stelle ganz klar zu sagen: Das ist ein falsches Führungsverständnis!

Die Verantwortung ist da, wo sie hingehört, nämlich bei jedem einzelnen Mitarbeitenden in Ihrer Einrichtung. Werden Fehler begangen, gilt es selbstredend zu analysieren, warum diese Fehler passiert sind, außerdem geht es auch darum, etwas aus den Fehlern zu lernen. Es kann und darf nicht darum gehen, Verantwortung auf eine andere Ebene, also auf Sie, im Sinne der „Letztverantwortung“ abzuwälzen.

Stellen Sie sich folgende Situation vor: In einer großen Jugendhilfeeinrichtung kommt es zu einem Fall von Gewalt gegen einen Jugendlichen. Der betroffene Mitarbeitende ist ausfindig gemacht, sein Fehlverhalten ist dokumentiert und er ist geständig. In einem Presseinterview wird die Einrichtungsleitung gefragt, ob sie nun ihren Posten zur Verfügung stellen wird (Solche Fälle erleben wir tagtäglich in den Medien) und diese Einrichtungsleitung würde antworten: „Nein, selbstverständlich nicht, denn die Verantwortung für die begangenen Taten liegen bei dem Mitarbeitenden, er muss sich dafür vor Gericht verantworten. Ich habe diesen Fall zum Anlass genommen unsere Abläufe und unsere Kontrollmechanismen zu überprüfen. Ja, hier ist etwas passiert, was nicht passieren dürfte. Ich werde dafür sorgen, dass dieser Fall genauestens evaluiert wird und wir aus den Erkenntnissen unsere Präventionsbemühungen stärken können und zukünftig schneller und effektiver intervenieren können. Das ist meine Verantwortung als Leitung“

An diesem fiktiven Beispiel wird die innere Haltung deutlich, mit der die Leitung argumentiert. Wenn Sie als Einrichtungsleitung im Brustton der Überzeugung darstellen können, dass Ihre

Mitarbeitenden auf allen Positionen das Wissen, das Können und das Wollen zur Ausübung ihrer Tätigkeit haben und dass Sie in Ihrer Einrichtung einen professionellen Umgang miteinander pflegen, hierzu gehört z.B. der konstruktive Umgang mit Störungen und Konflikten, dann haben Sie nicht den geringsten Anlass die „Letztverantwortung“ zu übernehmen, das hilft niemanden und ist systemisch gesehen völlig kontraproduktiv, denn Sie suchen nur einen Schuldigen und nicht die Ursachen. Sollte die Fehlerkette allerdings bei Ihnen beginnen oder enden, sieht die Sache anders aus...

Fragen zu Regel Nr. 6 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Wie stehen Sie persönlich zu der oben formulierten Haltung. Erscheint Ihnen diese erstrebenswert, oder betrachten Sie es als völlig abwegig so zu denken und so zu agieren?
- Wie erleben Sie die Kultur in Ihrer Organisation, ist das Prinzip der Letztverantwortung etwas ganz selbstverständliches und wird nicht hinterfragt?
- Erachten Sie es persönlich als erstrebenswert eine Kultur der Verantwortung, einer Unkultur der „Letztverantwortung“ entgegenzusetzen?

Regel Nr. 7:

Verbot des Umgehens von Verantwortungsbereichen von unten nach oben

In Bezug auf die Regel Nr. 7 haben wir es mit einer Regel zu tun, die gerne und unter Umständen täglich, von Mitarbeitenden gebrochen wird. Im Gegensatz zu Regel Nr. 4, dem Verbot der Rückdelegation, geht es hier nicht um den Versuch Aufgaben, die im eigenen Verantwortungsbereich liegen auf einen direkt höher liegenden anderen Verantwortungsbereich zurück zu delegieren, also abzuschieben, sondern die eigenen Interessen an einer Stelle zu platzieren, von der Mitarbeitende annehmen, dass sie hier am ehesten Gehör finden. Da Sie als

Einrichtungsleitung an oberster Stelle stehen, betrifft Sie persönlich dieses Verhalten nur dadurch, dass Mitarbeitende versuchen ihre Anliegen, Probleme und Beschwerden bei Ihnen loszuwerden, obwohl im Organigramm und in der Hierarchie eine andere Person, nämlich der oder die direkte Vorgesetzte dafür zuständig ist.

Schenken Sie diesen Anliegen, die oft als sachliche Informationen getarnt werden, Aufmerksamkeit und nehmen Sie die versteckten Arbeitsaufträge an, schwächen Sie direkt die Position Ihrer eigentlich zuständigen MA.

Das bedeutet nicht, dass Sie sich das vorgetragene Anliegen oder die Informationen der Kategorie: „ich wollte nur sicherstellen, dass Sie das wissen...“ anhören, Sie sind aber gut beraten, recht zügig den Mitarbeitenden darauf hinzuweisen, dass Sie nicht die richtige Ansprechperson sind, bzw. zu fragen, ob der Sachverhalt bereits mit der zuständigen Stelle besprochen wurde.

Im Idealfall haben Sie ja bereits Kenntnis von dem Fall, da Sie durch das Funktionieren der Informationspflicht von unten nach oben (Regel Nr.2) durch alle Ebenen, die für Sie relevanten Informationen bereits erhalten haben. Falls nicht, dürfen Sie entspannt davon ausgehen, dass der Sachverhalt da geregelt wird, wo die Verantwortung dafür liegt. Nicht selten ist das der Verantwortungsbereich des Mitarbeiters selbst, der nicht in der Lage, oder Willens ist, den Sachverhalt in Eigenregie zu klären. In diesem Fall hilft oft ein freundliches aber bestimmtes: „Ich danke Ihnen für die Informationen und bitte Sie das mit Herr/Frau XY zu klären, denn der oder die ist dafür zuständig“. Wenn Sie dann zu hören bekommen, dass das bereits geschehen ist, aber für den Mitarbeitenden im Ergebnis nicht zufriedenstellend war, sollten Sie genau aufpassen wie Sie reagieren, denn bedenken Sie: Der zuständige und verantwortliche Vorgesetzte des Mitarbeitenden ist mit allem ausgestattet, was er zur Übernahme der Verantwortung benötigt, es ist schließlich eine Führungskraft Ihrer Einrichtung, die Sie möglicherweise mit ausgewählt haben, bzw. die sogar direkt Ihnen als Führungskraft unterstellt ist, z.B. im Falle der

Pädagogischen Leitung. Wenn Sie jetzt im Gespräch Zweifel an der Kompetenz oder den Entscheidungen dieser Führungskraft erkennen lassen, führt dies unweigerlich zu Vertrauensverlust. Sollten Sie wirklich Zweifel an den Entscheidungen oder am Handeln Ihrer Führungskraft haben, dann nehmen Sie sich die Zeit und lassen Sie sich den gesamten Sachverhalt nochmals z.B. von Ihrer Pädagogischen Leitung schildern, um nachvollziehen zu können, was die Entscheidungsgrundlage war. Tun Sie das nicht, besteht an dieser Stelle für Sie nämlich die Gefahr, dass Sie möglicherweise eigene Annahmen in Bezug auf die Führungskraft bestätigt sehen (wollen), oder Sie signalisieren dem Gegenüber (durch Ihr Verhalten) Verständnis für seinen Unmut, bezüglich der von Ihrer Führungskraft getroffenen Entscheidung, bzw. deren Verhalten. Sie dürfen in Frage stellen, Sie dürfen zweifeln, ja Sie dürfen sogar gänzlich anderer Meinung sein, thematisieren Sie das aber mit der dafür zuständigen Person und nicht mit dem Mitarbeitenden, der versucht durch Umgehung von Hierarchieebenen, seine Interessen durchzusetzen.

An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, dass viele Fälle bekannt sind, bei denen die MAV involviert ist, wenn es Unstimmigkeiten und Konflikte gibt. Über diesen „Umweg“ gelangen die Sachverhalte und Anliegen dann doch zu Ihnen und dann sind Sie besonders gefordert, die Verantwortung für die Dinge dort zu belassen, wo Sie hingehören.

Es ist selbstverständlich, dass es auch bei Ihren Führungskräften zu Fehlverhalten und nicht korrektem Verhalten kommen kann, doch in diesem Fall sind die Zuständigkeiten klar durch die Delegationsbereiche geregelt. Nur wenn es Ihre direkten Schnittstellen betrifft, sind Sie gefordert, siehe dazu im Besonderen Regel Nr.8, sonst nicht.

Fragen zu Regel Nr. 7 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Wo erkennen Sie in Ihrer Einrichtung das Umgehen von Zuständigkeitsbereichen von unten nach oben?

- Sind Sie selbst betroffen von solchen Versuchen und wie verhalten Sie sich bisher in solchen Fällen?
- Sind Sie der Meinung, dass Ihre Führungskräfte zum jetzigen Zeitpunkt in der Lage sind, solche Umgehungsversuche adäquat zu handhaben?
- Gibt es in Ihrer Einrichtung Bereiche in denen dieses Verhalten mehr als in anderen auftritt?
- Gibt es Mitarbeitende, die Sie konkret namentlich nennen können, die sich dieser Strategie bedienen?

Regel Nr. 8:

Keine Delegation ohne Kontrolle:

Das Wort Kontrolle ist bei vielen Menschen negativ besetzt. Bei Kontrolle denken wir an die Korrektur der Klassenarbeit in der Schule, an die Fahrkartenkontrolle, an die Kontrolle an der Grenze oder für die älteren Semester unter uns, die Kontrolle der Arbeitszeiten durch die Stempelkarte und die Stechuhr.

Kontrolle in der heutigen Zeit bedeutet für viele, ständige Überwachung im öffentlichen Raum durch technische Geräte, oder durch Mitmenschen. Viele fühlen sich ständig beobachtet und gemäßregelt, das Aggressionspotential ist dementsprechend hoch und zwischenmenschliche Konflikte bleiben nicht aus.

Kontrolle innerhalb dieses Regelwerkes, ist jedoch die Grundlage für Fortschritt und Weiterentwicklung, denn ohne Kontrolle gibt es keine belastbaren Informationen zum Status Quo. Der Grad der Zielerreichung, die Dynamik unter den Mitarbeitenden, die pädagogische Qualität, die Zufriedenheit der Jugendlichen, all das bleibt im Ungefähren, im gefühlten Bereich. So können Sie nicht führen, denn es fehlt Ihnen an Informationen, die Sie zur Steuerung des Schiffes dringend benötigen: Kurs, Wind, Drift, Wellengang, Fahrtgeschwindigkeit, Treibstoffstand etc. Die Liste ließe sich anhand dieser Metapher

noch unendlich weiterführen. Da Sie der Kapitän sind, muss sowohl die verlässliche Informationsweitergabe, als auch die Belastbarkeit der Informationen durch Genauigkeit und Aktualität gewährleistet sein. Die zentrale Fragestellung für Sie lautet daher: Wie mache ich das?

Im bisherigen Regelwerk ist dargestellt, wie dieser Informationsfluss geregelt wird, um die Grundlage für einen funktionierenden Informationsfluss zu legen. Nun geht es um die Frage der Rückversicherung. „Vertrauen ist gut-Kontrolle ist besser“ ist eine alte Volksweisheit, sie beantwortet aber weder das Wie, noch geht diese Weisheit auf die nachweislich vorhandenen negativen Auswirkungen von Kontrolle bei Mitarbeitenden ein. Überkontrolle führt zu Demotivation, Mitarbeitende fühlen sich beobachtet und sehen ihre Kompetenzen angezweifelt, es geht daher nicht nur um ein gesundes Maß an Kontrolle, sondern auch um eine entsprechende Haltung Ihrerseits zu diesem Thema.

Im technischen Bereich beklagt sich niemand darüber, dass zu jeder Zeit die aktuelle Datenlage abrufbar ist egal ob dies im Krankenhaus ist oder im Flugzeug, permanent werden Soll und Ist abgeglichen, es geht schließlich um das Wohlergehen von Menschen, bzw. es geht um viel Geld. Genau wie bei Ihnen in Ihrer Einrichtung!

Da diese Kontrolle bei Ihnen in Ihrer Jugendhilfeeinrichtung nicht oder nur in ganz speziellen Bereichen von Maschinen und Softwaresystemen vorgenommen werden kann, bleibt nur noch der Faktor Mensch. An dieser Stelle sei für die höchste Form der Delegation von Verantwortung geworben. Wie wäre es wohl für Sie, wenn die Kontrolle diejenigen Mitarbeitenden übernehmen würden, welche direkt am Ort des Geschehens sind, die also am nächsten dran sind und am besten sehen und entscheiden könnten, was im Sinne von Regulierung und Kursanpassung notwendig ist. Es ist durchaus möglich, dass Sie jetzt denken, dass Sie dafür ja hochqualifizierte Mitarbeitende bräuchten. Das stimmt und genau dafür ist dieses Regelwerk sehr hilfreich.

Lange Rede kurzer Sinn: Dies ist eine Einladung an Sie direkt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass nicht Sie die (letzte) Kontrollinstanz sind, dafür müssten Sie zu jeder Zeit an jedem Ort sein und das geht nicht. Stattdessen vertreten Sie den Anspruch und die Haltung an Selbstkontrolle von Mitarbeitenden in den jeweiligen Delegationsbereich. Was Sie dann nur noch tun müssen, ist sich regelmäßig von Ihren Bereichsverantwortlichen, z.B. Ressortleitungen und Pädagogischen Leitung, Bericht erstatten zu lassen.

Ein Beispiel: Im Verwaltungsbereich geht es um Zahlen und Budgets. Ihre Verwaltungsleitung würde niemals auf die Idee kommen, Ihnen die Zahlen mit dem Hinweis vorzulegen: „Ich habe schon einmal alles zusammengetragen, jetzt müssen Sie nur noch kontrollieren ob alle stimmt...“ Was Sie erwarten ist eine nachvollziehbare Darstellung der Datenlage, gibt es Abweichungen oder Budgetüberschreitungen, dann dürfen Sie vom Fachmann erwarten, dass er Ihnen plausibel die Ursachen und Auswirkungen darlegt und Ihnen bestenfalls noch Vorschläge zur Korrektur macht. Das ist, was unter Selbstkontrolle verstanden wird. Sie lassen sich die Datenlage regelmäßig melden und legen die Verantwortung für die Kontrolle direkt in den Delegationsbereich. Es ist naheliegend, dass es hierfür nicht ausreicht, z.B. Ihre Pädagogische Leitung darüber zu informieren, dass Sie es gerne so hätten, auch in diesem Bereich gilt für Sie als Führungskraft, dass Sie sicherzustellen haben, dass die Verantwortung für die Selbstkontrolle von den Mitarbeitenden auch wahrgenommen werden kann, indem diese über das entsprechende Wissen, Können und Wollen verfügen.

Fragen zu Regel Nr. 8 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Was denken Sie spontan zur Idee der Selbstkontrolle als Führungswerkzeug in Ihrer Einrichtung?
- Welchen Führungskräften in Ihrer Einrichtung trauen Sie spontan zu, selbstkontrollierend zu handeln, welchen nicht?

- Was brauchen aus Ihrer Sicht die Personen, die Sie momentan nicht in der Lage sehen, sich und Ihr Handeln im Sinne der Bewertung und der Prozessanalyse darzustellen?
- Welches Kontrollsystem haben Sie bisher in Ihrer Einrichtung benutzt, welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?

Regel Nr. 9

Das scheinbare „Sandwich-Dilemma:“

Es gibt Menschen die sind Delegationsverantwortliche und somit Delegierende und Mitarbeitende in einer Person (Sandwich-Position). Diese Positionen finden sich oft im Bereich der Gruppenleitung oder wenn Teams eine sogenannte Teamleitung haben. Für diese Mitarbeitenden gelten dann in dem Moment trotzdem alle Delegationsregeln, in der sie in ihrer Funktion als Leitung agieren, sie also den „Leitungshut“ aufhaben. Das ist in der Praxis manchmal nicht ganz einfach, weil diese Mitarbeitenden von einem auf den anderen Moment die Rolle und somit den Hut wechseln müssen, da sie selbst neben ihrer Leitungstätigkeit noch im operativen pädagogischen Geschäft tätig sind. Umso mehr aber ist es wichtig, dass Sie sicherstellen, dass genau diese Personen Kenntnis von den Regeln haben und die praktische Umsetzung im Alltag tatsächlich erleben. Wie in allen Bereichen geht der stärkste Impuls hier von Ihnen als Leitung aus, indem Sie Ihre Mitarbeitende im Verständnis und im Handwerkszeug entsprechen fördern und fordern.

Es ist davon auszugehen, dass Sie als Leitung nicht von diesem scheinbaren Dilemma betroffen sind. Führungskräfte bis hin zur Gruppenleitung, die sich in einer solchen Situation befinden, kann an dieser Stelle versichert werden, dass es nur scheinbar ein Dilemma ist, welches sich durch klare Abgrenzung und Darstellung der Funktion (Hüte) im Alltag lösen lässt. Es braucht hierfür nur die klare Ansage: „Hier bin ich Vorgesetzter und hier bin ich Kollege...“ – mehr ist es nämlich nicht.

Fragen zu Regel Nr. 9 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Wo und an welchen Stellen ergeben sich in Ihrer Einrichtung Sandwich-Positionen für Mitarbeitende? Sind die betreffenden MA in der Lage die Hüte im Innen und im Außen entsprechend zu wechseln, also da wo es nötig und angebracht ist?
- Kennen Sie Mitarbeitende, die nicht in der Lage sind Vorgesetztenfunktion und Kollegenstatus professionell zu trennen?
- Sind Sie sich im Klaren über die negativen Auswirkungen wenn Rollen vermischt werden? Falls Ja, benennen Sie diese, schreiben Sie sich die Auswirkungen auf und überlegen Sie, welche Reibungsverluste und Konflikte vermeidbar wären.
- Sind Sie selbst betroffen von „Rollenvermischung“, obwohl Ihre Position die Einzige sein dürfte in denen die Herausforderungen des Sandwich nicht gegeben ist?

Regel Nr. 10

Der außergewöhnliche Fall:

Verletzt ein Bereichsverantwortlicher seine Pflichten, z.B. die Gruppenleitung, oder ist er/sie nicht dazu in der Lage (egal ob nun von oben nach unten, oder von unten nach oben) und führt die Meldung dieser Pflichtverletzung an der betreffenden Stelle zu keiner Veränderung der Situation, werden im Sinne des Prinzips: Gefahr im Verzug die Delegationsregeln außer Kraft gesetzt. Die bis dahin ergriffenen Maßnahmen bzw. Vorkommnisse und Ergebnisse sind schriftlich zu dokumentieren. So weit so technisch. Was ist damit gemeint?

Es gehört leider auch zum Alltag in Jugendhilfeeinrichtungen, dass bekannte und manchmal sogar bereits dokumentierte Missstände nicht abgestellt werden, oder alle Bemühungen nach positiver Veränderung scheitern. Dies Missstände beziehen sich auch auf Mitarbeitende in ihrer Person, die trotz

aller Bemühung um Vermittlung von Fachwissen, von praktischem Handwerkszeug und der Förderung von Motivation kein verändertes Verhalten zeigen. Fatalerweise trifft das nicht nur auf pädagogische Fachkräfte, sondern auch auf Führungskräfte, also Positionen wie die Erziehungsleitung oder Bereichsleitung. Sollte dies der Fall sein und ein Mitarbeitender steht bei Ihnen in der Tür, um auf der Grundlage einer sauber geführten Verlaufsdocumentation (Wann hat wer, was, mit wem und mit welchem Ergebnis besprochen?), dann sind Sie gefordert zu handeln. Gerade mittlere Führungspositionen verstehen es manchmal sehr gut, unangenehme Informationen, die ihren eigenen Verantwortungsbereich betreffen, nach oben, also zu Ihnen so zu filtern, dass Sie glauben es sei alles in Ordnung, in Wahrheit aber liegt das Problem ganz in Ihrer Nähe. Dieser Aspekt wird hier benannt, weil er zur Realität im menschlichen Umgang in hierarchischen Systemen gehört. Wenn Informationen über Dinge, die nicht funktionieren, aber zwingend funktionieren müssten, z.B. die mangelhafte Orientierung am Hilfeplan durch bestimmte Mitarbeitende, nicht an den Entscheidungsstellen ankommen, oder dort nicht entsprechend gehandhabt werden, dann darf auch ein Gruppenmitarbeitender bei Ihnen persönlich vorstellig werden und das Qualitätsmanagement übernehmen. Hier gilt insbesondere: Diese Ausnahme bestätigt alle genannten Regeln, weil es die Ausnahme von den Regeln ist!

Fragen zu Regel Nr. 10 zur Status Quo Analyse und zur Selbstreflektion für Sie:

- Haben Sie gerade darüber nachgedacht, dass Sie mit Einführung dieser Regel möglicherweise dem Denunziantentum Vorschub leisten...?
- Sind Sie bereit dieses Regelwerk in Ihrer Einrichtung als eine der Säulen des professionellen Umgangs miteinander und des bewussten Führens einzuführen?
- Falls Nein: Wo genau haben Sie Ihre Bedenken und Widerstände?

Somit wäre das Spielfeld gekennzeichnet und die Regeln für alle sichtbar gemacht – das Spiel kann beginnen...

„Es gibt zwei Arten von Hirten, die einen laufen hinter der Herde und treiben diese mit der Peitsche und mit Kommandos an und die anderen laufen fröhlich, pfeifend vor der Herde und diese folgt ihnen...“ (Frei übersetztes altes arabisches Sprichwort)

Autorenverzeichnis

Büchner, David

Soz.Päd-(B.A.,), Sozialmanager (M.A.)Fachdienstleitung
Flexible Hilfen, Campus Christophorus Jugendwerk Breisach,
Freiburg
buechner@cjlw.eu

Dörnhoff, Norbert

Dipl.Soz.Päd.(FH), ehem.Leiter der Einrichtung „Caritas
Rheine“, Rheine
norbert.doernhoff@live.de

Esser, Klaus, Dr.

Dipl. Heilpädagogie, Geschäftsführer der Bethanien
Kinderdörfer Deutschland, Schwalmtal
k.esser@bethanien-kinderdoerfer.de

Hartmann, Emil

Dipl.Soz.Päd. (FH), ehem. Leiter Don Bosco Jugendwerk
Bamberg, Bamberg
emil.hartmann@web.de

Heckner, Thomas, Dr.

Dipl.Soz.Päd. (FH), Institutsleiter und Geschäftsführer
Blindeninstitut, Würzburg
thomas.heckner@t-online.de

Jans, Regina

Diplom Pädagogin (M.A.), Umweltpädagogin, Bereichsleitung
Jugendsozialarbeit, Don Bosco Jugendwerk *Bamberg*
regina.jans@donboscobamberg

Klein, Joachim

Dipl. Sportwissenschaftler. Institutes für Kinder-und Jugendhilfe
Essen
klein@ikj-mainz.de

Knab, Eckhart, PD, Dr.

Dipl.Psych. Gründungsdirektor des Institutes für Kinder-und
Jugendhilfe Mainz, Mainz
knab@ikj-mainz.de

Kriegelstein, Milan

Pädagoge (B.A.)und Erlebnispädagoge (BVKE, Hausleitung
des Kompetenzzentrums Wolfsschlucht, Don Bosco
Jugendwerk, Bamberg
milan.kriegelstein@donboscobamberg

Lechner, Martin, Prof. Dr.

Theologe, ehem. Leiter d. Instituts für Jugendpastoral,
Benediktbeuren
martin.lechner@posteo.de

Macsenaere, Michael, Prof. Dr.

Dipl. Psych., Direktor Institutes für Kinder-und Jugendhilfe
Essen, Mainz
macsenaere@ikj-mainz.de

Mall, Jürgen

Dipl.soz.Päd. (FH), Coach, Selbständiger Trainer (zertifiziert d.
Steinbeis Hochschule Berlin)
Breisach am Rhein
info@juergen-mall.com

Prill Conny.

Sozialpädagogik, Traumapädagogin, Erzieherung,
Gruppenleiterin Don Bosco Jugendwerk, Bamberg, Bamberg
conny.prill@donboscobamberg.de

Scheiwe, Norbert

Dipl.Soz.Päd. (FH) , ehem. Leiter Campus Christophorus
Jugendwerk, Breisach am Rhein, Privatier

Scholten, Hans

Dipl.Soz.Päd. (FH), ehem. Leiter St. Raphaelshaus,
Dormagen, Neuss
Scholten50@web.de

Siebert, Michael

Soz.Päd.MA, selbständiger Mediengestalter u. Musiker,
Breisach am Rhein
info@multiple-mind.de

Steiner, Conny

Heilpädagogin, systemische Familientherapeutin,
Fachpädagogin für Psychotraumatologie, Gruppenleiterin Don
Bosco Jugendwerk Bamberg, Bamberg
Conny.Steiner@donboscobamberg.de

Traumann, Volker

Dipl.Soz.Päd.(FH) Spiel- und Theaterpädagoge,
Bereichsleiter Zirkus Giovanni, Bamberg
volker.traumann@donboscobamberg.de





ECU-Herbstakademie 2018



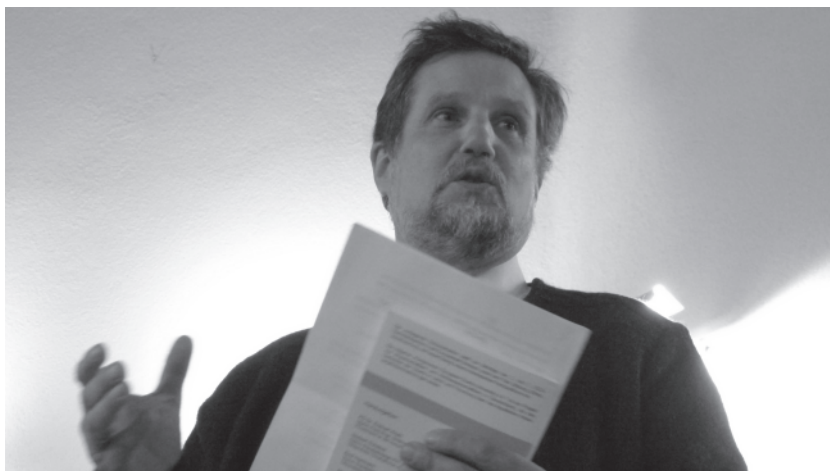
ECU-Herbstakademie 2014



ECU-Herbstakademie 2012



ECU-Herbstakademie 2010



ECU-Herbstakademie 2011

